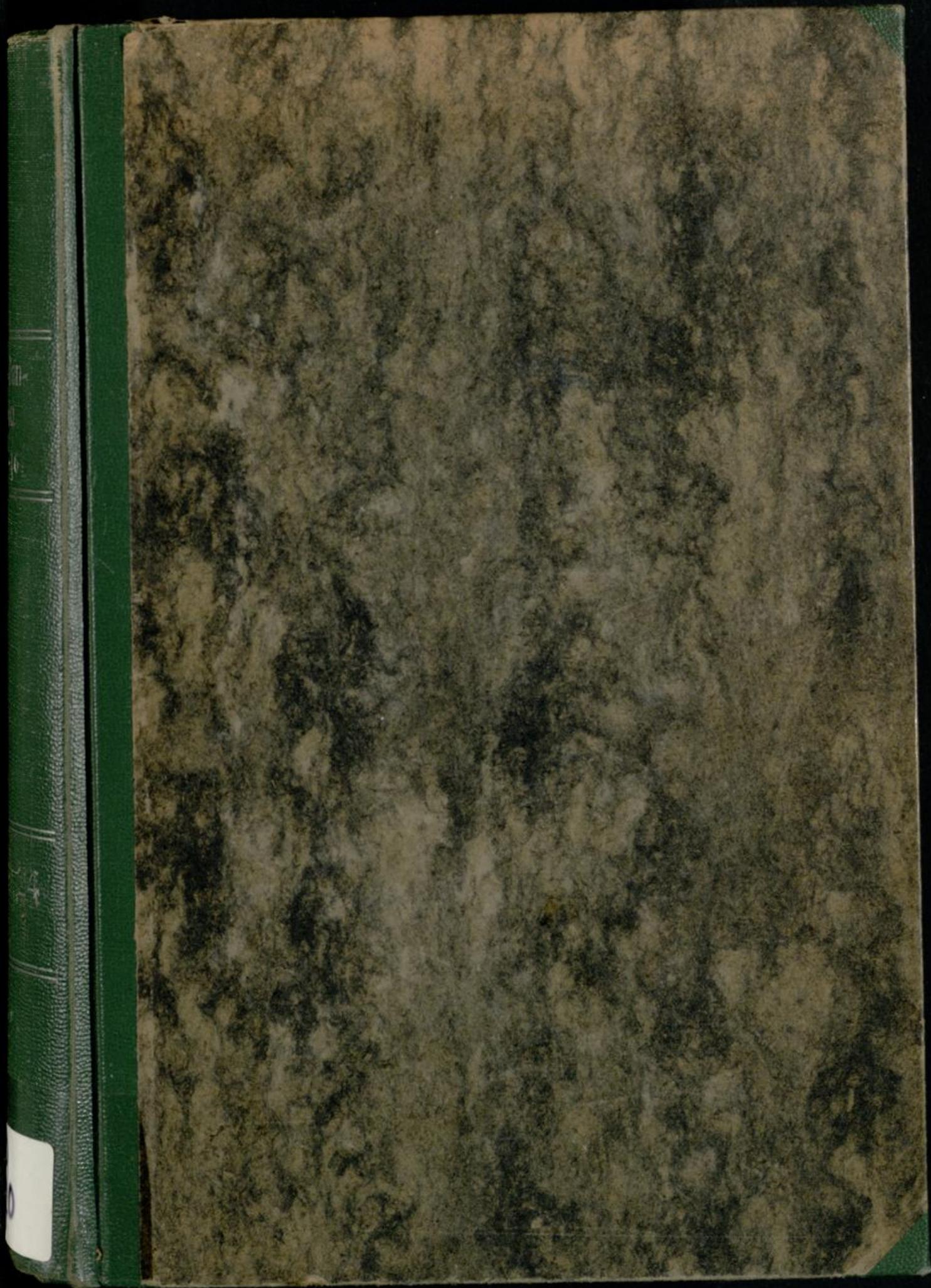


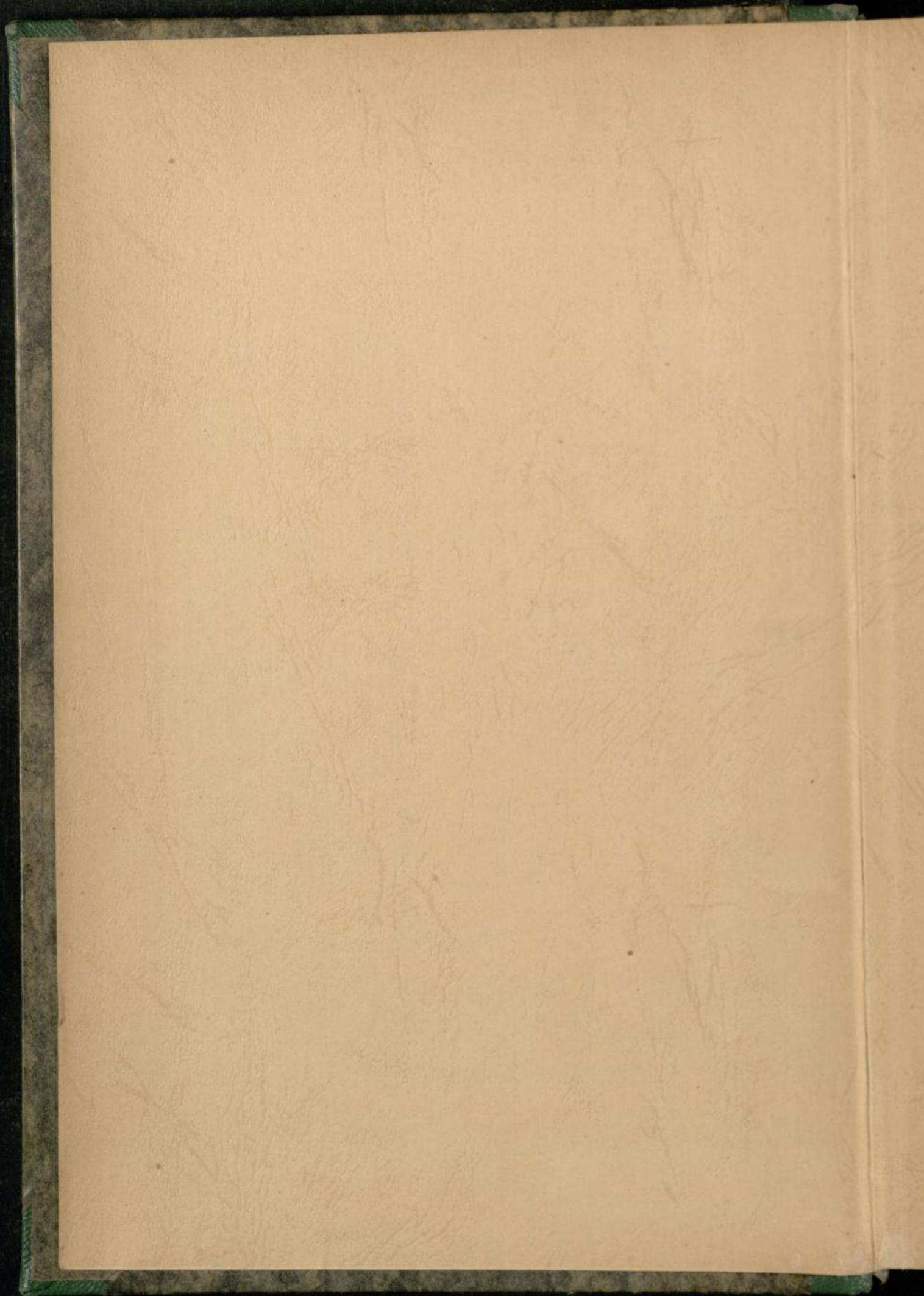
Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1913

21 (1.1.2019)



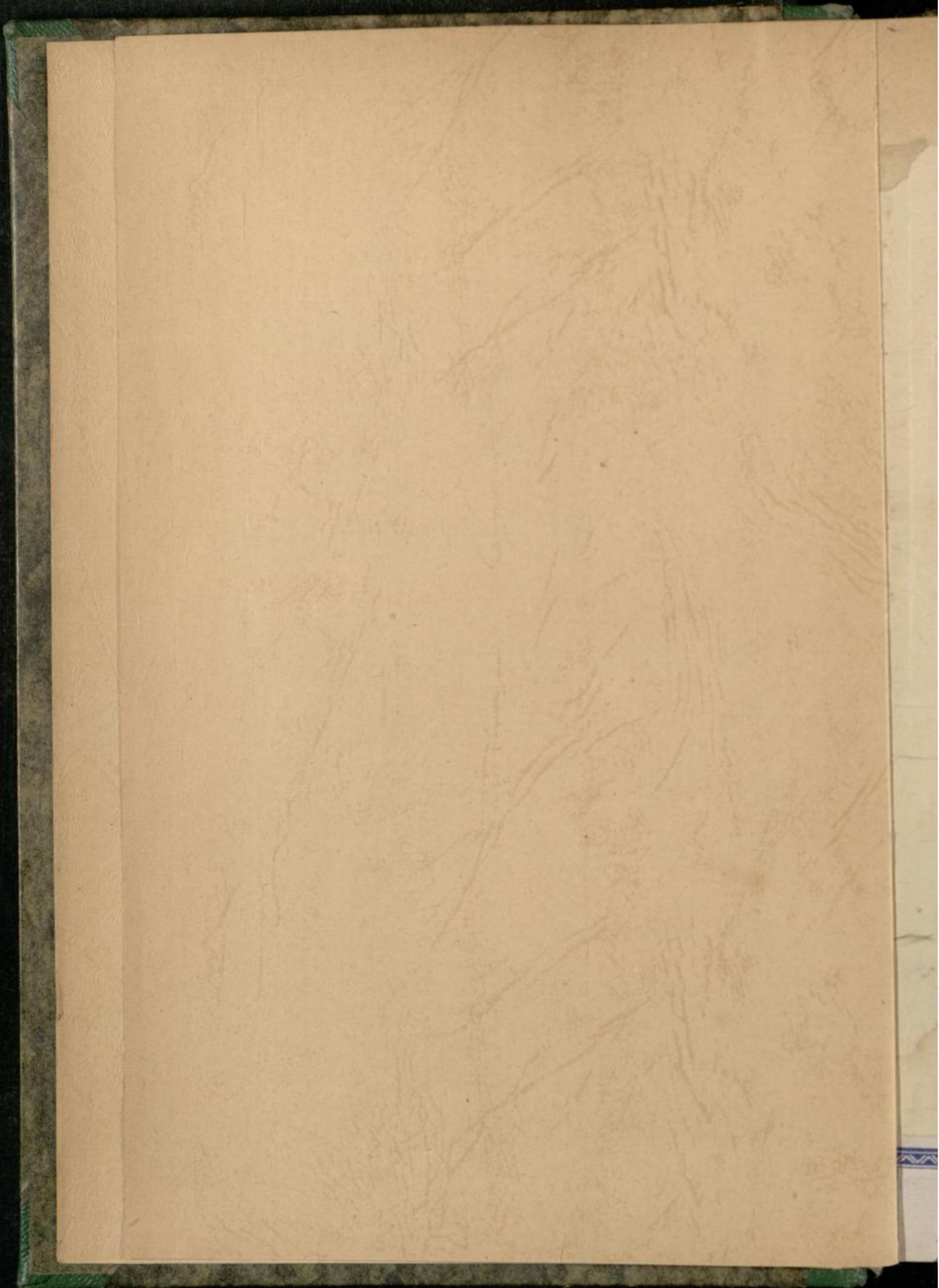


very light soil.

Fig. 21: 170 ft.

Coler's 1497.

23: 161 ft.



„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.



394

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

XXI. Jahrgang 1912/13.

*Landesgeschichtliche
Vereinigung für die
Mark Brandenburg*

Berlin 1913.

von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, G. m. b. H.,
Bernburger Straße 14.

626

2572

Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003303



Die Entstehung der Tapezierinnung zu Berlin im Jahre 1845.

Von Dr. Gustav Sommerfeldt in Königsberg i. Pr.

Durch Bewilligung des Vorstandes der Tapezierinnung zu Berlin für einige mich beschäftigende Spezialstudien wurden mir zwei wichtige Dokumente, die auf die Begründung der ersten Berliner Tapezierinnung Bezug haben, vor Jahren zur Kenntnisnahme überlassen. Es möge das Erwähnenswerteste, das ich im Hinblick auf meine Zwecke mir notierte, hier seine Stelle finden. Mir lagen vor:

1. Das Album der Innung, betitelt „Gedenkbuch der Tapezierinnung zu Berlin, eröffnet bei der Stiftung ihrer Fahne am Tage der feierlichen Weihe, den 21. Mai 1851, und zu deren ersten öffentlichen Gebrauch bei Gelegenheit der Enthüllungsfeierlichkeit des Denkmals Friedrichs des Großen am 31. Mai 1851, begonnen von Leopold Faust“.

2. „Geschichtliche Urkunde über die Stiftung und Bildung der Tapezierinnung zu Berlin, zusammengefaßt theils aus denen beim Magistrat vorhandenen als in dem Innungsarchiv liegenden Documenten, Protocollen und Scripturen, vom zeitigen Obermeister der Innung E. G. Wohlgemuth im Jahre 1861.“

Als Stiftungstag der Innung wird darin übereinstimmend der 15. April 1845 bezeichnet. In der letzteren Aufzeichnung (vom Jahre 1861), die die ausführlichere ist, und nach weit universelleren Gesichtspunkten angelegt wurde, als es im Album der Fall ist, heißt es wie folgt:

„In einem Zeitlauf von 35 Jahren hatte die von Seiner Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm III. glorreichen Angedenkens seinem Volke wohlgemeint gegebene Gewerbefreiheit durch die Erfahrung gelehrt, daß sie die vielgehofften Segnungen, welche sie der freieren Entwicklung, dem Gewerbebetrieb und dem Gewerbestande selbst bringen sollte, nicht gebracht hatte, sondern daß sie vielmehr die Förderung der Proletarier und der Gewerbeanarchie hervorgerufen hatte, daß selbst der Handelsstand, der sich gleichfalls in seinen vielversprochenen Erwartungen getäuscht sah, den allgemein gewordenen

Wunsch nach einer geregelten Gewerbeordnung unterstützte, und durch die tätige Mitwirkung unseres Magistrats seitens des zeitigen Herrn Bürgermeisters Krausnick sowohl, als auch des Ministeriums für Handel und Gewerbe, in besonderer Beteiligung des Ministers von der Heydt, der Antrag zur Feststellung einer Gewerbeordnung bei Seiner hochseligen Majestät Friedrich Wilhelm IV. gemacht wurde —, welchem auch von Allerhöchst demselben richtig anerkennend bereitwillig Folge gegeben, und unter dem 17. Januar 1845 allerhöchst sanktioniert wurde. — Inzwischen war unter den Innungen und Gewerken sowohl, als auch unter den Gewerbetreibenden, welche keine Vereinigung oder Innung bildeten, ein reges Leben erwacht, und von allen Seiten wurden Aufforderungen zur Bildung von Corporationen gemacht. Dasselbe geschah auch bei uns: Zwar waren schon vordem im Jahre 1836, und später 1841, gleiche Aufforderungen von verschiedenen Seiten gemacht worden, aber dieselben waren, entweder weil sie ohne bestimmten Anhalt oder mit zu weniger Energie aufgenommen, auch wohl weil sie noch nicht zeitgemäß waren, resultatlos zerfallen. Als jedoch nunmehr im Jahre 1845 das Verlangen ein allgemeines, und die Sache selbst durch den Zusammentritt mehrer Kollegen mit Ernst angegriffen worden, da waren insonderheit die Herren Eduard Bartholomä und Ludwig Töpfer, welche mit regem Eifer bemüht waren, die Sache ins Leben zu rufen, und welche es veranlaßten, daß die erste der Generalversammlungen sämtlicher Tapezierer Berlins zu einem gemeinsamen Verband am 15. März 1845 im sogenannten Mehlhause berufen wurde.

Die Versammlung hatte dadurch, daß sie unter dem Vorsitz eines Magistratskommissarius, des Herrn Stadtrates Risch, abgehalten wurde, einen amtlichen und ernsten Charakter angenommen. Es waren circa 150 Kollegen erschienen, und es wurde die Debatte über statutarische Bestimmungen bald so hitzig geführt, daß der Stadtrat die Versammlung verlassen wollte, jedoch durch den Entgentritt mehrerer unserer Kollegen, namentlich des Herrn P. Prehn, daran gehindert wurde. — Es kam in dieser Versammlung zu keinem bestimmten Beschluß, doch war die Bahn geöffnet, sie mußte nur geebnet werden. Deshalb wurde bald darauf von den Kollegen Bartholomä und Töpfer eine zweite Versammlung auf den 15. April, Abends 7 Uhr, im Hôtel de l'Europe, Taubenstraße Nr. 16, berufen, und daselbst durch Selbstzeichnung ihrer Namen die Anzahl der sich im Anschluß zur Innung betheiligenden wollenden Mitglieder festzustellen. Das Ergebnis waren 126 Unterschriften, welche sich im späteren Verlauf der Zeit bis zu 200 mehrten. Es wurde demnächst sofort dem Magistrat hiervon Bericht gegeben, und die Genehmigung zur „Stiftung einer Innung“ nachgesucht, welche durch das eifrige Bemühen des Herrn Stadtrat Risch auch schon unterm 18. April seitens des Magistrats provisorisch erteilt wurde, mit

der Aufgabe, nunmehr zum weiteren Verfolg des Zweckes einen Statutenentwurf einzureichen.

Inzwischen hatten die Herren Anton Hiltl und Eduard Baumann in entgegenkommender Weise ihre Unterstützung zur Förderung der guten Sache zugesagt und die Hand geboten. Somit wurde nun mit intelligent verstärkten und vereinten Kräften an dem Werke der Konstituierung fortgearbeitet, doch stellten sich so mancherlei Hemm- und Hindernisse in den Weg, daß nach deren Wegräumung erst am 31. Januar 1846 ein erneuter Zusammentritt der Mitglieder zur Beratung der Statutenvorlage ermöglicht wurde, welche jedoch erst am 14. März zum Abschluß kam. An demselben Tage und von derselben Versammlung wurde auch unter Beisitz des Herrn Stadtrat Risch der erste zu Recht bestehende Innungsvorstand gewählt, welcher auch alsbald von dem Magistrat anerkannt und bestätigt worden ist. Derselbe bestand aus nachbenannten 8 Personen: erster Vorsteher Herr Anton Hiltl, dessen Stellvertreter Herr Eduard Bartholomä, zweiter Vorsteher Herr Eduard Baumann, dessen Stellvertreter Herr Theodor Fehringer (Fehringer starb bereits im Jahre 1847). Zu Deputierten waren gewählt die Herren C. Kiehle, P. Prehn, A. Schlegel und C. E. Meyer. — Das Jahr 1847 neigte sich seinem Ende zu, und die Morgenröte des ihm folgenden 1848, brach an mit seinen in der Geschichte für alle Zeit denkwürdigen und wichtigen Ereignissen, welche nicht allein in der Politik, sondern auch auf dem Gewerbegebiete große Epoche machte, und so wie überall auch hierin bedeutende Änderungen hervorrief. — Jedoch abgesehen von allen politischen Ereignissen der Zeit ist klar zu erkennen, wie das große Mühlrad derselben mit seinem Umschwung überall in ganz Deutschland auch unter den Gewerbetreibenden neue Verbindungen und Verbrüderungen ins Leben rief; denn mit welcher rührigen Lebendigkeit und Eintracht der Handwerkerstand im allgemeinen seine Kraft zur Geltung brachte, dies beweist der aus allen Staaten Deutschlands von ihnen selbst in demselben Jahre in Frankfurt am Main berufene Handwerkerkongreß, welcher durch seine besonderen Einwirkungen auch bei uns die gewerbegesetzlichen Bestimmungen vom 9. Februar 1849 ins Leben rief.“

Im „Album“ findet sich erwähnt, daß in der konstituierenden Sitzung des Jahres 1845 der Vorstand gewählt wurde, der die inneren Angelegenheiten ordnen und bearbeiten sollte. Das Jahr 1846 brachte seitens der Königlichen Regierung die Anerkennung als provisorische Innung und das Jahr 1849 bot in der neuen Gewerbeordnung vom 9. Februar laut § 23 von selbst das Recht, Lehrlinge zum Gehülfen, und diese zu Meistern zu prüfen, indem sie ausdrücklich in diesem Paragraph die Tapezierer miterwähnt. Der Vorstand hat sich im Jahre 1851 zusammengesetzt aus den Innungsmitgliedern Priem, Kiehle I,

Bartholomä I, Prehn I, Faust I, Strümpel, Bodinus und Wohlgemuth. Die Fahne, die im Festzug durch H. Wansleben getragen wurde, war gemalt vom Maler Reichenstein. Die Ansprache beim Festakt hielt der Stadtrat Dr. Wöniger etc. Zu den Mitgliedern der Innung im Jahre 1853 gehörten u. a. Karl Friedrich Hagemann, wohnhaft Mauerstraße 24, und Gustav Adolf Heinrich Theodor Febringer, wohnhaft Leipzigerstraße 14.

Ein späteres Statut vom 29. Dezember 1853, das als besonders wichtig angesehen wurde, erhielt die Genehmigung des Magistrats unterm 6. März 1854 und die Bestätigung durch das Ministerium für Handel und Gewerbe am 16. April 1858. Die Sterbekasse der Innung wurde durch ein Statut vom 2. Februar 1858 zu einer ständigen Einrichtung erhoben. Altmeister bezugsweise deren Stellvertreter waren im Jahre 1861 außer Wohlgemuth noch C. A. Priem, C. Strümpel und W. Bernau, die Repräsentanten der Innung in diesem Jahre: A. Halle, A. Schlegel, E. Götze und H. Wansleben.

Die den Gegenstand ergänzenden ausführlichen Daten etwa heranzuziehen, die der Tagespresse jener Zeit zu entnehmen sind, liegt dem Plan der gegenwärtigen Studie fern. Auch auf die für das Wirtschaftsleben und Produktionswesen Berlins und der Mark Brandenburg aus dem Aufkommen der Tapezierinnung sich ergebenden Konsequenzen aufmerksam zu machen, oder ein Bild der anknüpfenden gewerkschaftlichen Bewegung zu entwerfen, ist nicht beabsichtigt, und mag der Betrachtung an anderer Stelle vorbehalten bleiben.

Zur Geschichte der Burg Reichwalde im Kreise Luckau.

Von E. Arndt-Friedenau.

Wenn heute jemand etwa 30 bedeutende Orte in der Lausitz nennen sollte, dann würde er sicher dabei das Dorf Reichwalde nicht erwähnen. Reichwalde ist heute so wenig bekannt, daß es notwendig ist, seine Lage genauer anzugeben. Das bei der letzten Volkszählung (1905) gerade 3000 Einwohner zählende Dorf liegt im nördlichen Teile des Kreises Luckau, etwa 14 km westlich von Lübben.

Vor mehr als 600 Jahren war es anders, damals gehörte das „hus tzu Richenwalde“ zu den wichtigsten Orten der Lausitz. Als am 3. August 1301 der Landgraf Thiedrich der Jüngere von Thüringen dem Erzbischof Burchard von Magdeburg das Land oder die Mark Lausitz mit all ihren Rechten und Zubehör für 6000 Mark Silbers verkaufte, da wird in der Urkunde auch die Burg Reichwalde genannt

neben den Städten Trebule (Triebel), Lucowe, Chubin (Guben), Lubratz (Lieberose), Sprewenberch, Piltzne (Piczne, Peitz), Finsterwalde, Senftenberg, Kalove, Kohebutz, Vredeburch, Schenkendorf, Trebkow, den Höfen Prebuz (Priebus), Danerode (ohne Spur verschwunden), Cinicz, Reineswalde (Reinswalde bei Sorau), den Burgen Gholsyn, Lucowe, Lubratz, Schedelowe, Sprewenberch, Buchholiz, Sonnenwalde, Finsterwalde, Sempftenberg, Kohebutz, die neue Burg bei Kohebutz, Lubbenaw und Trebkow.

In Reichwalde befand sich auch einst ein Roland. Wenn, wie Sello meint, die Rolande nur von Magdeburg aus als Wahrzeichen deutscher Stadtgerechtigkeit in das wendische Kolonisationsgebiet gelangt sein können, so darf man wohl mit einigem Recht vermuten, daß in der Zeit, da Reichwalde zum Erzbistum Magdeburg gehörte, auch der Roland nach diesen Ort gekommen sein wird. Der Roland ist um 1414 nach Luckau gebracht worden und dort spurlos verschwunden. Die Erinnerung an ihn hat sich jedoch bis heute im Munde der Dorfbewohner in folgender Form erhalten: die Reichwalder erzählen, daß ihr Heimatsort früher viel größer, ja eine Stadt gewesen sei, die den Namen „Ruhland“ geführt habe.

Reichwalde verdankt seinen Namen dem reichen Waldbestande der Gegend. In der Nähe liegen die Dörfer Freiwalde (Wald der Freia) und Schönwalde. Diese drei Dörfer, die vom Volksmunde auch unter dem Namen die Walden zusammengefaßt werden, sind rings von Wendendörfern (Niewitz, Schiebsdorf [sdinpisa, die Pflugreute], Cesel, Golzig, Krüblitz, Zutzen, Segritz, Prierow, Waldow, Krausnik, Lebolz) umgeben.

In dem zur Herrschaft Reichwalde gehörenden Walde waren in jenen Zeiten umgefallene Stämme (Holz, das liegend ist; Legholz) und stehende abgestorbene Bäume keine Seltenheit. Die lebenden Bäume werden im Gegensatz dazu in den Urkunden als „grüne“ Eichen und „grüne“ Fichten bezeichnet. Damit sind schon die beiden Baumarten genannt, die in den Urkunden am häufigsten erwähnt werden. Unter Fichte ist wohl sicher die Föhre, *Pinus silvestris*, zu verstehen, die heute noch in der Gegend mit diesem Namen belegt wird. Vielleicht erklärt sich die Benennung einfach in der Weise, daß die deutschen Ansiedler den Namen des Nadelbaumes der Heimat (*Picea exelsa*) auf den in der Fremde (*Pinus silvestris*) übertragen haben. Merkwürdigerweise wird die Erle, die doch früher in der Bersteniederung bei Reichwalde ebenso häufig gewachsen ist wie heute, nicht erwähnt. Erlenholz läßt sich als Bauholz freilich nicht verwenden; doch Konrad von Megenberg (1309—1374) schreibt in seinem Buch der Natur, der ersten Naturgeschichte in deutscher Sprache: „Frisches Erlenholz, in Wasser gelegt, fault in langen Jahren nicht. Deshalb schlägt man

Pfähle aus dergleichen Holz in moorigen Boden ein und baut darauf Türme, Mauern und anderes Bauwerk“. Nach dem Kräuterbuch von Hieronymus Bock wird Erlenholz verwendet zu „Kuchengeschirr / deßgleichen gibt es Schusterleysten / Mederkümpff zu den netzsteinen / Sonst pflegt man die grosse fundament auf Erlenpfäl zu setzen / die bleibe ewig in der Erden onuerseht vnd werden solche pfal (wie etlich bezeugen) zu steinen, als ich jr selbs etlich hab gesehen“. Wenn man also Erlenholz in jenen Zeiten auch zu mancherlei Zwecken verwendete, so war doch der Bedarf ein beschränkter und dafür reichte der Bestand völlig aus. Anders war es dagegen bei Eichen und Fichten. Die Häuser waren damals noch fast ausschließlich Holzbauten, und infolge der häufigen Brände mußten die Gebäude oft neu aufgeführt werden. Außerdem wurde für die zahlreichen hölzernen Gerätschaften viel Holz verbraucht. Endlich schlug man dort, wo eine neue Ansiedlung entstehen sollte, rücksichtslos den Wald nieder. Diese Waldverwüstung schränkten einige Könige und Feudalherren nur dadurch ein, daß sie einzelne Waldstrecken als „Forste“ oder „Bannwälder“ für sich abschlossen, deren Grenzen sie dann durch Anbrennen der Stämme oder Anschneiden kenntlich machten. Auch bei der Burg Reichwalde hat man einen Waldteil „von alters her geheget“. Es mag auch sein, daß das Hegen nicht nur den Waldbestand sichern sollte, sondern daß auch die Rücksichtnahme auf die Jagd dabei eine Rolle spielte. Gehegt wurde das nach dem Spreewalde zu gelegene Gebiet, und dort kamen noch im 16. Jahrhunderte Wölfe, Bären, Wisente und Elen vor. Diese Tiere wechselten auch nach dem Reichwalder Forste, und so bot sich hier den Herren von Reichwalde reichlich Gelegenheit zur Jagd.

Besitzer der Burg Reichwalde war um das Jahr 1345 Johann von Strel. Die Herren von Strel, die ihren Namen von dem Städtchen Strehla im Meißenischen tragen, besaßen schon im 13. Jahrhundert Beeskow. Die Luckauer Bürger wollten sich das Holzungsrecht in dem Reichwalder Forste nicht nehmen lassen. Es kam zwischen ihnen und dem Herrn von Strel darüber zu einem Streit, den Markgraf Ludwig der Ältere (1323—1351) bei einem Besuch der Stadt Luckau schlichtete. Folgende Urkunde ist uns darüber erhalten:

„Wir Ludwig, von Gots Gnaden ze Brandenburg und ze Lusitz Marggraff, — bekennen — das vor uns sin chomen der Edel man Johans von Strel und die weisen Man der Rat und die gemeinen Burger ze Luckow, unser lieben getreuen, umb die Zwaiung, di si mit einander gehandelt und gehabt haben, dorch der Holtzung willen in den Walden, di hernach geschriben sten, zu Nowitz, Kaden und Schipsdorph und uber den Tam ze Reichenwald, der genseit des Hauses get, den

Walt zu der rechten Hant, ze Frienwald, zu Schönewald und zu Luboltz, also verne, als der Veltmarke wendet; darumb haben wir sei Bericht und gutlich mit einander entscheiden in der Weis und Bescheidenheit, als hernach geschrieven stet. Des ersten also, das unser Burger in denselben Walden ewiglichen Holtzen und Haven sollen allerlei Holtz, des si bedorffen ze irre Notdorfft, baid ze irem Gebaw und Vürwerch*), an Viechten und Eychen, an hinder und widerred des von Strel und der seinen. Auch sullen sie Viechtens und Eychen Holtz gewaltig sin, das liegend ist, ane geferd. Wer es auch, das si derselben zweierlai Holtzer bedorffen worden ze iren Toren, Brücken und Hameiden**); so sullen si der howen synde, wo es in gewellet, als vil si der bedorffen darzu auch an geferd. Vnd umb die kurtze Heid, da sullen unsern egenanten Burgern die Vietriff ufhaben, an allerhand irrung auch ewiclik. Was Wagner sin, di sullen genizzen, als di andern Burger, ane was si bedorffen ze iren Wagenwerch, das sullen si ckauffen: und die Vorwerch haben, was di darauf und darinne verbawen und verburnen***) wollen, das sullen si auch cauffen um ir Pfennige. Darzu was von Eychen weder gehawen wirt ein wemz ze not, das sol nicht ze varen sten. Daruber zu ein Urchund geben wir diesen Brief versiegelt mit unsinn Insiegel. Daruber sint gewesen der Edel man Bote von Torgow, Albrecht von Wolfstain, Hans von Hausen, Bertold unser Chuchenmeister, Altmann von dem Degenberch, Hartmann Magher, Dietrich von Cyk und Christian Lange, Ritter und Heinrich Vackenrod, darzu ander erber Leut genug. Diz ist geschen und dieser Brief ist gegeben ze Luckow, nach Gots geburd Dreyzhen Hundert Jar darnach in den vnf und virtzigsten Jar, an dem Sonntag Reminiscare.“

20. Februer 1345.

Das Geschlecht der Herren von Strel starb mit Reinhard von Strel aus. Dieser wies daher schon 1377 mehrere Jahre vor seinem Tode die Herrschaften Beskow-Storkow mit dem dazu gehörenden Reichwalde an die ihm nahe verwandten Gebrüder Hans und Ulrich von Bieberstein, Söhne des Herrn Friedrich von Bieberstein auf Sorau. Hans von Bieberstein soll Asazze, die einzige Tochter Reinhard's von Strel, zur Gemahlin gehabt haben.

Die Brüder schienen zu fürchten, daß ihnen ihre Erwerbung streitig gemacht werden könnte; deshalb ließen sie sich im Jahre 1378 von den Inhabern von Reichwalde, Heinrich Wersink und den

*) Feuerung. **) Verzäunungen. ***) verbrennen.

Gebrüdern Konrad und Peter von Wonsch, ausdrücklich die Versicherung der Hilfe, „wie ein Mann seinem Erbherrn soll“ und der Öffnung ihres Schlosses für einen Kriegsfall geben.

Das Geschlecht der Herren von Bieberstein soll nicht von einem alten Schlosse Bieberstein bei Aarau in der Schweiz stammen, wie Ferdinand von Bieberstein († 1667) auf einer Reise ermittelt zu haben glaubte, sondern soll vielmehr Namen und Ursprung der jetzt in Trümmern liegenden Burg bei Nossen unterhalb Freiberg an der Mulde verdanken. Drei Mitglieder des Geschlechts waren es, die den Besitz der Familie bedeutend vergrößerten. Zunächst kaufte Rulco II. im Jahre 1278 von dem König Ottokar von Böhmen die Herrschaft Friedland, die später Wallensteins herzoglicher Besitz gewesen ist. Dann erbte Rulcos Enkel, Friedrich I., der die Gunst Karls IV. besaß, von seinem Schwiegervater die Herrschaft Sorau. Schließlich waren die Söhne Friedrichs, Johann der Ältere und Ulrich eifrig bemüht, den Besitz ihrer Familie zu vergrößern. Welch ein gewaltiges Gebiet Johann nach dem Tode seines Bruders Ulrich besaß, geht aus einem Vertrage vom Jahre 1416 hervor, nach dem er sein Land unter seine drei Söhne verteilt. Hans bekam Beeskow-Storkow mit allen Lehen um Luckau, Lübben, Kalau und auf dem Barnim. Wenzel erhielt Friedland, Hammerstein, die Landeskronen nebst allen Lehen um Steinau, Schweidnitz, Goldberg und Hainau und in der Oberlausitz, dazu Forst mit den Lehen um Guben und Sommerfeld. Sommerfeld und Triebel sollten beide Brüder gemeinsam besitzen. Ulrich erbte Sorau mit den Lehen in den Fürstentümern Sagan und Glogau.

Johann der Ältere vereinigte also nach dem Tode seines Bruders Ulrich (1406) einen nahezu fürstlichen Besitz in seiner Hand, der von den Toren Berlins bis nach Böhmen hinein eine ziemlich zusammenhängende Kette von Herrschaften mit zahlreichen Städten und Burgen bildete. Die Biebersteiner siegelten gleich Fürsten, Grafen und Bischöfen mit rotem Wachs. In ihr Siegel setzten sie neben Schild und Helm einen Arm mit einem Schwerte zum Zeichen, daß ihnen noch ein wichtiges Hoheitsrecht zustand: die Gerichtsbarkeit über ihre Vasallen. Sie hatten daher eigene Mannengerichte in ihren Herrschaften mit Hofrichtern und Schöffen.

Der bereits erwähnte Verteilungsvertrag von 1416 läßt einmal zwar die große Ausdehnung des Biebersteinschen Landbesitzes erkennen, zeigt zum andern aber auch, daß die Finanzlage des Geschlechtes keine glänzende war. „Ouch als unßer Herre vnnd vatir hod geseid, des er keyn gold, noch silber, noch keyn schacz nicht enhad, des haben wir Im genczlich geglowbt vnnd glowbens ym wol vnnd wollen vnßern Brudern Ern Ulrichen nymmermehr dorumb angeredin“.

Die Söhne hatten recht oft erlebt, daß sich ihr Vater in seiner Geldnot an Städte und vermögende Männer wenden mußte, und sind daher völlig davon überzeugt, daß ihr Vater außer dem Landbesitz kein anderes Vermögen sein eigen nennt, das möglicherweise dem Bruder Ulrich, dem Erben von Sorau, wo sich Johann der Ältere meist aufhielt, zufallen könnte. Die Schuldenlast der Biebersteiner ist wiederholt so drückend geworden, daß sie sich genötigt sahen, einzelne Besitzteile zu verkaufen. Reichwalde lag abseits von den Hauptsitzen des Geschlechtes, Sorau und Friedland, und in dieser Entlegenheit mag der Grund für den Verkauf dieser Herrschaft liegen.

Am 23. März 1396 werden „dem Hansse molnher, dem edelsten Burger zu Lucke, zehn huwen in dem dorff zu Golzk mit allen rechten“ verkauft. Besonders erhält der Käufer die Freiheit, in den Wäldern, die zum Hause Reichwalde gehören, allerlei Holz zum eigenen Bedarf und zum Verkauf zu hauen, doch dürfen grüne Eichen und Fichten nicht gefällt werden. Der Bestand in diesen Baumarten scheint schon bedeutend gelichtet zu sein, um diese Einschränkung notwendig erscheinen zu lassen, Legholz darf auch nur zum eigenen Bedarf, nicht mehr zum Verkauf geholt werden.

Am 11. Juni 1397 leiht Hans von Bieberstein dem Bürger Hans Passerin das Dorf Alteno, und am 15. August desselben Jahres verkaufen Heinicke Wersing, Hans und Friedrich, Gebrüder von Glichow, gesessen zu Reichwalde, das erwähnte Dorf an den genannten Bürger von Luckau.

So bröckelte ein Stück nach dem andern von der Herrschaft Reichwalde ab. Es scheinen dann wieder einige bessere Jahre für die Herren von Bieberstein gekommen zu sein; doch beinahe zwanzig Jahre später wurde die ganze Herrschaft mit den Dörfern Reichenwald, Freywald, Schonenwald, Luboltz, Nywitz und Duben an die Stadt Luckau verkauft. Am 26. April 1414 genehmigte König Wenzel den Vertrag und gab die Erlaubnis zum Niederbrechen des Schlosses.

Das weitere Schicksal der Burg liegt im Dunkeln. Widersprechend sind schon die Urkunden. Während in dem Vertrage von 1414 wiederholt hervorgehoben wird, daß die Herrschaft mit allen Rechten und allem Zubehör verkauft worden ist, nichts ausgenommen, spricht Wenzel von Bieberstein 1464 von „freiheiten vndt gerechtigkeiten in den puschen vndt velden zu Rechenwalde, die vnsrer lieber her elder vetter vndt vnsrer vater, dem Gott gnade, In den kauffe, do sie Rechenwalde, verkaufft, ausgezohen“.

Ist die Burg nun von der Stadt Luckau niedergebrochen worden? Oder hat, wie man in Reichwalde erzählt, der Herzog von Friedland, Wallenstein, nach der vergeblichen Belagerung von Stralsund das

Schloß zerstört? Oder haben die Hussiten, die, wie der Pirnaische Mönch Johann Lindner berichtet, 1431 die Stadt Lübben geplündert und verderbt haben, auch die Burg niedergebrannt? Oder ist sie einem Landbeschädiger, etwa dem Paul Hoff, den die Lübbener Bürger 1421 gefangen nahmen, zum Opfer gefallen?

Jedenfalls, das „hus tzu Richenwalde“ ist heute von der Erde völlig verschwunden; der Pflug geht im wahrsten Sinne des Wortes über seine Stätte hin; ein Kossät baut dort, wo es einst gestanden, seinen Roggen oder seine Kartoffeln. Doch die Dorfjugend, die zur Winterszeit die Überreste des ehemaligen Burggrabens als Eisbahn benutzt, erzählt beim Schlittschuhlaufen noch heute von den Herren von Bieberstein, von Wallenstein und von der Stadt Ruhland.

Die Bauernhochzeiten in der Provinz Brandenburg.

Von Theodor Raschke-Charlottenburg.

Nachdruck verboten.

Motto: „Es liegt ein tiefer Sinn in alten Bräuchen;
man muß ihn ehren.“

Zu den anziehendsten Festlichkeiten der Bewohner unserer märkischen Dörfer gehören die Hochzeiten. Hier hat man die alte Sitte am längsten bewahrt.

Briefliche Einladungen zu diesem Feste kennt man in den meisten Ortschaften noch nicht. Ein Mann, der die Gabe der guten Rede hat, wird zu diesem „ersten feierlichen Akte“, der Einladung, ausersehen. Er ist gewöhnlich für einen Ort derselbe und trägt den Namen Hochzeitsbitter, bei den Wenden heißt er Poproschke. Etwa acht Tage vor dem Feste geht er zu den Gästen mit seiner Einladung, die er fest und sicher „im Kopfe trägt“; er selbst nennt sie „Hochzeitspruch“. Der des Hochzeitsbitters von Sedlitz — ein kleiner Ort in der Niederlausitz — lautet:

„Ich habe einen Auftrag erhalten
und bin abgesandt
von dem verlobten Bräutigam
und seiner verlobten Braut
und den beiderseitigen Eltern,
welche beabsichtigen,
ihren beiden Kindern
eine zweitägige Hochzeit zu feiern,
wozu du*) freundlichst eingeladen wirst.

*) Oft auch „ihr“ für „sie“.

Du möchtest dich einfinden
 heut über acht Tage um zehn Uhr
 beim Bräutigam
 zu einer kleinen Frühmahlzeit.
 Dann möchtest du mit ihm
 eine Reise tun
 und seiner Braut entgegengehn.
 Von dort aus sie ins Gotteshaus geleiten,
 auch für sie beten,
 daß ihr Eh'stand gut geraten mögte.
 Danach sollst du dich einfind'n
 bei der Braut
 im elterlichen Hause.
 Dort wird dir Trank und Speise
 aufgetragen werden,
 wie bei Hochzeit üblich,
 und alles Übrige
 wird dir auch dort bekannt
 gegeben werden.
 So wünsche ich,
 daß meine Mühe nicht umsonst gewesen
 und deine Stelle nicht leer zu finden sei.
 Darauf wirst du mir eine kurze Antwort geben“.

Hierauf erfolgte nun die Zu- oder Absage.

Auch bei der Feier selbst ist der Hochzeitsbitter zu finden. Er hat dann keine Geschäfte weiter zu erledigen. An seiner Stelle spricht der Lehrer oder Pfarrer des Ortes das Tischgebet. Ist keiner von beiden zugegen, so tut er es selbst.

Der Hochzeitsbitter ist wahrscheinlich der letzte Rest des Festordners aus den alten Heidenzeiten. Germanen und auch Wenden war der Ehestand heilig; die Eltern der jungen Brautleute unterließen es darum nicht, ihre Kinder auf den Ernst des Hochzeitstages hinzuweisen. Nicht immer aber war der Vater der Braut „ein Mann der guten Rede“; darum ließ man diese Sitte von einem „Sprecher“ üben. Gewöhnlich hatten mehrere Ortschaften gemeinsam einen Hochzeitsordner. Er ist heute am häufigsten noch dort zu finden, wo keine Kirche und keine Schule ist. Bei den Dorfbewohnern aber steht er in hohen Ehren. Ich hatte Gelegenheit, mehreren Hochzeiten auf dem Lande beizuwohnen. Gewöhnlich saß da der Hochzeitsbitter neben den Brautleuten oder diesen gegenüber, und die junge Welt hatte eine gewisse Scheu vor ihm. Mir kam er in seinem ehrwürdigen Aussehen und mit seinem ruhigen Wesen wie ein Priester aus längst vergangenen Tagen vor.

Zwei andere interessante und noch häufiger vorkommende Gestalten bei ländlichen Hochzeitsfesten in der Mark sind die Brautführer, die

den Bräutigam beim Abholen seiner Braut begleiten und das Paar dann auch zur Kirche „führen“, indem der eine zur Linken, der andere zur Rechten geht. In einzelnen Orten begleiten sie das Brautpaar noch zu Pferde, besonders dann, wenn die Braut auf einem andern Orte wohnt. Sie sind dabei mit bunten Tüchern und Bändern geschmückt. Gewöhnlich haben sie ein rotes Taschensuch mit einem Zipfel an einem Knopfloch befestigt erhalten; das Tuch ist dann ihr Eigentum.

Die Brautführer sind im Osten unsrer Provinz von der Neumark bis nach der Niederlausitz zu finden. Auch sie sind ein Rest aus vergangenen Tagen. Als der junge Ehemann seine Frau mit ihrer Heimsteuer, die sich aus Geschenken von den Eltern und Verwandten zusammensetzte, nach seinem Hofe abholte, begleiteten ihn seine Jugendfreunde zu Pferde.

Diese eigentliche Heimführung wird heute sehr verschieden ausgeführt. In manchen Ortschaften des Sternberger Landes sind die Hochzeiten gewöhnlich im Winter, während die Heimführung der jungen Frau erst zum April oder zum Juli stattfindet. Bis dahin wohnt sie bei ihren Eltern.

Im Anschluß an die Heimführung der jungen Frau mag das Anziehen der „Mäde“ oder Mägde erwähnt werden, weil es so ähnlich geschieht und eine hohe Wertschätzung des weiblichen Geschlechts erkennen läßt. Der Wirt selbst oder dessen Sohn fährt mit geschmückten Pferden vor die Wohnung des jungen Mädchens. Ihre Sachen werden in einer Truhe auf den Wagen getragen; dann erscheint sie selbst geschmückt und nimmt an der Rechten ihres neuen Herrn den Platz ein.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß nach alter Sitte in manchen Gegenden der Mark, z. B. in der Niederlausitz das Rosmarin bei den Hochzeiten noch hoch in Ehren steht. Söhns behauptet zwar in seinem Buche „Unsere Pflanzen“, daß sich nur noch in Oberbayern diese Sitte erhalten habe. Nein, in unserer Mark wird sie heute noch geübt.

Schon der Hochzeltsbitter erscheint mit Rosmarin geschmückt. Jeder Gast erhält seinen stark duftenden Strauß, und die Braut trägt noch häufig einen Kranz aus den Zweigen dieser Pflanze, und aus jedem Gärtchen strömen ihre Düfte in die Luft. In welchem Zusammenhange sie mit dem Glauben bei den Wenden steht, kann ich nicht bestimmt sagen. Bei den Germanen war die Pflanze der Göttin Holla und dem Gotte Frô geweiht. Holla war die Göttin der Ehe und des häuslichen Herdes. Wer sich mit ihrer Pflanze schmückte, der legte Bekenntnis ab, daß er das Eheglück und die Wonne des eigenen Herdes zu schätzen wisse; der gelobte die eheliche Treue, und darum konnte es ihm auch an Glück in seinem Hause nicht fehlen.

Auch die Speisen und die Butter*) werden mit Rosmarin geschmückt. Dieser Brauch scheint mit dem Gotte Frô in Zusammenhang zu stehen. Auch die alten Germanen behingen den Juleber mit Rosmarin. Das Julfest aber war das Fest des Lebens, der Auferstehung, wie ja auch das Hochzeitsfest ein Tag des Lebens, eine anbrechende Auferstehung ist.

Mit der Auferstehung zusammenhängt das Schießen beim Hochzeitsfeste. Wie mit Donnern und Krachen die Erde ertaut, zu neuem Leben ersteht, so soll der Schuß ein Zeichen des neuen Lebens sein. Die Schüsse werden gewöhnlich dann abgefeuert, wenn das junge Paar aus dem Gotteshause kommt.

Es ist diese Sitte ein Rest vom Wintersonnenwendfeste, wo auch in vielen Gegenden noch Schüsse abgegeben werden; größtenteils in der Nacht zum 1. Weihnachtsfeiertage oder zum 1. Januar.

Das Hochzeitsfest legt Zeugnis ab von dem tiefen religiösen Empfinden unserer Vorfahren.

Aber auch die praktische Seite wurde dabei nicht aus dem Auge gelassen. Die Zeitungen berichten, daß bei Bauernhochzeiten oft mehrere Rinder, etwa ein halbes Dutzend Schweine und Hammel, 50 Gänse und 50 Enten geschlachtet und mehrere Zentner Mehl zu Kuchen gebacken wurden, daß die Zahl der Gäste 100—200 betragen habe. — Die tiefere Erklärung fehlt dafür in den Zeitungen.

Das Fest dauert gewöhnlich drei Tage. Es ist nicht möglich, daß von den Gästen alle Speisen verzehrt werden. Sie werden verteilt. Da gibt es Kuchen und große Stücke rohes Fleisch mit nach Hause; denn die Landbewohner waren und sind noch heute fast das ganze Jahr hindurch auf Pökelfleisch angewiesen, einmal, weil auf dem Dorfe selten ein Fleischer zu finden ist, zum andern, weil der Bauer in früheren Zeiten kein Geld hatte. Darum werden bei Hochzeiten und Kindtaufen große Teilungen an frischem Fleisch vorgenommen, um die Verwandten für mehrere Tage zu versorgen. Sollen in einer Familie mehrere Hochzeiten und Taufen stattfinden, so werden sie nie schnell hintereinander oder etwa zu gleicher Zeit gefeiert.

Daß der Geldmangel bei den Bauern in früheren Zeiten groß gewesen ist, kann man schon daran ersehen, daß sämtliche Gäste zur Feier einen Beitrag geben mußten. Noch heute werden „Musikanten“ und Dienstboten von den Gästen bezahlt, und Einbinden von Geldstücken bei Kindtaufen hat wohl auch im Geldmangel seinen tieferen Grund.

Ja, das ganze Dorf steuerte und steuert noch heute zu einer Hochzeit bei. In der Neumark ist das „Schicken“ noch im Schwunge.

*) In manchen Gegenden wird die Butter zur Hochzeitsfeier in Form von Schafen, die mit Myrthe geschmückt sind, auf den Tisch gebracht.

Fast jeder Dorfbewohner sendet von seinem Vorrat an Zucker, Salz und Butter in beide Hochzeitshäuser. Dafür bekommt er dann den „Kostkuchen“, dessen Wert aber in keinem Verhältnisse steht zu den Gaben, die gespendet worden sind.

Mögen diese Gebräuche in dem praktischen Sinne der Landbevölkerung ihren Grund haben, so legen sie doch auch Zeugnis ab von dem Band der innigen Liebe, das alle umschließt. Allerdings kommt bei diesen Hochzeitsfesten auch der krasseste Gegensatz, der tiefe Haß oft zum Ausdruck. Es ist nicht eine Seltenheit, daß im Hochzeitshause, wo alle in Liebe vereint sind, die Gebäude in Flammen aufgehen.

„Beim Märker wohnt noch kraß
die Liebe neben Haß!“

Die Sühnekreuze im Kreise Luckau.

Im Band V der „Niederlausitzer Mitteilungen“ ist eine Anzahl Sühnekreuze aus der Niederlausitz aufgeführt, eine genaue Nachweisung der noch vorhandenen im Luckauer Kreise, dem westlichsten Teil der gen. Landschaft, soll im folgenden gegeben werden. Die Kreuze kommen in zwei Bezirken vor, deren Mittelpunkte die Städte Sonnewalde und Luckau sind. Die um Sonnewalde vorhandenen Kreuze sind:

1. Wegweiser aus Sandstein ohne Zeichnung, der Gemeinde Arenzhain gehörig, am Ausgang der Straße von dem gen. Dorfe nach Trebbus bezw. Dübrichen. Das Kreuz soll zur Erinnerung an die Pest im Jahre 1604 gesetzt worden sein.

2. Wegweiser aus Sandstein ohne Zeichnung, der Gemeinde Brehnitz gehörig, an der Ecke des Schulhausgartens in Friedersdorf-Brehnitz. Das Kreuz soll früher in der Nähe der Gemeindesandgrube gestanden haben.

3. Sandsteinkreuz ohne Inschrift, der Gemeinde Schönwalde gehörig, auf der Dorfstraße gen. Dorfes bei Brehnitz auf dem Ausgang nach Frankena. Es soll früher an der Kirche gestanden haben.

4. Sandsteinkreuz, der Gemeinde Werenzhain gehörig, am Ausgang des Dorfes nach Kirchhain zu. Der obere Arm des Kreuzes fehlt. Das Kreuz ist vor einiger Zeit farbig bemalt worden.

5. Wegweiser aus Sandstein mit fehlendem linken Arm am Kreuzwege Hennersdorf - Münchhausen und Frankena - Gröbitz, dem Kreise Luckau gehörig.

6. Granitkreuz ohne Inschrift, dem Kreise Luckau gehörig, am Dorfausgang von Nehesdorf nach Finsterwalde zu, angeblich für einen 1631 gefallenen höheren kaiserlichen Offizier gesetzt.

7. Auf dem Fußsteige von Zeckerin nach Pahlisdorf ein Grenzstein, der Gemeinde Pahlisdorf gehörig, aus Granit mit eingemeißeltem Kreuz (67 cm lang) und Schwert (47 cm lang) Soll früher in der Nähe des Dorfpfahls gestanden haben als Grabstein für einen 1637 gefallenen schwedischen Obersten.

(Zwei an der Dorfstraße in Lindena stehende Kreuze aus Sandstein sind 1896 zum Fundament beim Stallbau des Häuslers Karl Richter in Lindena verbraucht worden.)

In der Umgebung Luckaus finden sich folgende Kreuze:

8. Wegweiser aus Granit, dem Gutsbesitzer Engels in Waltersdorf gehörig, an der Weggabelung gen. Dorfes nach Wendisch-Drehna und Gehren.

9. Feldsteinkreuz in Ziekau auf dem Weg nach Kaule, dem Schuhmacher Thier in Z. gehörig.

10. Sandsteinkreuz zur Erinnerung an einen erschlagenen Fuhrmann am Egsdorfer Graben auf dem Feldweg Garrenchen-Stoßdorf nördlich der Chaussee Luckau-Kalau.

11. Sächsischer Grenzstein, zum Teil beschädigt, mit dem Monogramm A und R vor Rüdingsdorf neben der Chaussee Luckau-Golßen, ehemals am Frick'schen Gasthofe.

(An der Weggabelung nach Langengrassau westlich der Chaussee Luckau-Sonnewalde soll früher ein Kreuz gestanden haben. Ein im VI. Band der Mitteilungen — S. 37 — in Prießen erwähntes Kreuz konnte ich nicht mehr ermitteln.)

Robert Scharnweber.

Zur geographischen Namenkunde Mitteleuropas.

Von Prof. Paul Langhaus, Gotha.

Die Geographische Anstalt von Justus Perthes bereitet eine Neuausgabe von Vogels Karte des Deutschen Reiches in 1:500 000 vor, die nach Süden bis an den Südfuß der Alpen erweitert und damit zu einer „Karte des Deutschen Reichs und der Alpenländer“ wird. Die Karte begreift außer dem Deutschen Reiche, Luxemburg und der Schweiz fast die gesamten westlichen Kronländer Österreichs, sowie größere Teile der übrigen Länder Mitteleuropas. Entsprechend diesem erweiterten Umfang darf sie auf Beachtung über die Grenzen des Deutschen Reichs hinaus rechnen.

Die Neubearbeitung trägt gleicherweise Rechnung den Fortschritten der topographischen Vermessung der dargestellten Gebiete wie den Ergebnissen wissenschaftlicher Landesforschung in den letzten Jahrzehnten.

Als vor einem Vierteljahrhundert unter Vogels Leitung die Vorarbeiten für die neue Reichskarte in die Wege geleitet wurden, lag für weite Strecken, wie z. B. für den Nordwesten des Reiches, lediglich

veraltetes Material vor, auf dem der Aufbau der Karte erfolgen mußte. Seitdem ist die aus den Originalaufnahmen reduzierte 100 000 teilige Karte des Deutschen Reiches vollendet worden, zahlreiche Meßtischneuaufnahmen berichtigen deren ältere Blätter, die neuen Kartenwerke der Preußischen Landesaufnahme, die Übersichtskarte des Deutschen Reichs in 1:200 000 und die Übersichtskarte von Mitteleuropa in 1:300 000, erleichtern den Überblick über den Aufbau und die Gliederung des Landes, letztere bis weit über die Ostgrenze des Reiches hinaus. So bot sich reiches Material für die Neubearbeitung der topographischen Unterlage der Karte, die natürlich auch aufmerksam Rechnung trug den Veränderungen in der Auffassung der Darstellung in den letzten Jahrzehnten.

Besondere Berücksichtigung gefunden hat bei der Auswahl der aufzunehmenden kulturellen Einzelheiten das lokale Orientierungsbedürfnis von Wissenschaft und Wirtschaft. Wo immer nur es der Maßstab erlaubt, haben die tausenderlei Einzelheiten Aufnahme gefunden, an die sich in irgendeiner Beziehung das Interesse der Forschung oder des täglichen Lebens knüpft. Für die möglichst lückenlose Wiedergabe dieser Einzelheiten, besonders aber für die Kritik der Namengebung der Karte haben in dankenswerter Weise die Mitglieder der „Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“ ihre Mitarbeit zur Verfügung gestellt. Ihre Gutachten werden, soweit sie sich der Form nach dazu eignen, in „Petermanns Geogr. Mitteilungen“ veröffentlicht werden.

Zugleich aber möchten diese Zeilen wie die Aufsätze, denen sie als Einführung dienen, dem ganzen Leserkreis von „Petermanns Mitteilungen“ Anregung geben zur Sammlung des landschaftlichen Namenmaterials für die neue Karte. Die wissenschaftliche Landeskunde für Mitteleuropa steckt mit Ausnahme weniger Landesteile noch stark in den Anfängen. Sie liefert nur für einen geringen Teil der dargestellten Fläche dem Zeichner kritische Unterlagen für die Beschreibung der Kartenblätter. Hier möchte die ortskundige Heimatforschung einspringen und durch ihre Mitarbeit für die Lebenderhaltung wenig bekannter oder richtiggestellter Ortsnamen aller Art sorgen. Der Maßstab gestattet die Wiedergabe auch kleinerer Objekte, sodaß die Karte ein getreues Bild der noch gegenwärtig im Volksmunde gebräuchlichen Namen bieten wird. Sie würde gewiß als Beitrag zur Heimatpflege, als Sammelstelle aller bodenständigen Landschaftsnamen dankbar begrüßt werden.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsfirma Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin über das soeben erschienene Werk „Auf dem Wege zum Kurhut“ von Robert Mielke bei.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

Geologische Beobachtungen und technische Bilder zum Bau des Grossschiffahrtsweges Berlin-Stettin.

Von Eduard Zache.

Wie ich seinerzeit über den Bau des Teltow-Kanals*) einige Aufzeichnungen nebst Bildern veröffentlicht habe, so will ich dies auch jetzt über den Großschiffahrtsweg tun.

Was nun zunächst den Namen „Großschiffahrtsweg“ betrifft, so findet man häufig ganz übertriebene Ansichten über seine Bedeutung. Er bedeutet nur dies, daß Binnenschiffe mit einer Belastung von 600 t hier verkehren können. Der erste Großschiffahrtsweg, welcher in Preußen angelegt wurde, ist der Dortmund-Ems-Kanal, welcher den Rheinländischen Industriebezirk mit dem Meere verbindet, denn Ruhrort-Duisburg besitzt mit 15 Mill. t den höchsten Güterverkehr zu Wasser im Deutschen Reich, und Berlin-Charlottenburg erreicht nur 10 Mill. t.

Die enorme Steigerung des Verkehrs in den letzten Jahrzehnten hat dazu geführt, die Wasserwege energisch heranzuziehen, weil sie sich sehr gut für manche Güter, z. B. Steinkohlen und Baumaterialien, eignen. Es ist nun dahin gekommen, daß der Verkehr auf den Wasserstraßen sich mehr gehoben hat als auf den Eisenbahnen, wie folgende Zahlen lehren. Im Jahre 1875 gab es im Deutschen Reich 26 000 km Eisenbahnen mit 10 900 Mill. Tonnenkilometern Leistung und 10 000 km Wasserstraßen mit 2 900 Mill. Tonnenkilometern. Im Jahre 1905 finden sich folgende Zahlen: 54 000 km Eisenbahnen mit 44 900 Mill. Tonnenkilometern und 10 000 km Wasserstraßen mit 15 000 Mill. Tonnenkilometern. Während sich also die Schienenlänge verdoppelte, hat sich der Verkehr vervierfacht, dagegen ist die Länge der Wasserstraßen unverändert geblieben, und doch hat sich der Verkehr verfünffacht. Die Bevorzugung der Wasserstraßen ist in erster Linie zurückzuführen auf die größere Billigkeit. Die Dampffracht von Magdeburg nach Stettin beträgt z. B. auf dem Wasserwege 2,5 Pf.

*) Zache: Einige Bilder zum Bau des Teltow-Kanals. Monatsblatt XIII. Jahrg., S. 136. Juli 1904.

und mit der Eisenbahn 11 Pf. für das Tonnenkilometer. Die Verkehrssteigerung auf den Wasserstraßen ist ermöglicht durch die Vergrößerung der Schiffe und die Beschleunigung der Fortbewegung, denn an die Stelle des Segelns und des Stakens ist das Schleppen durch Dampfer getreten. Die Vergrößerung der Schiffe wiederum erzwang den Ausbau der Wasserstraßen nach Breite und Tiefe sowie die Erweiterung der Schleusen. Im Westen gab es schon seit langer Zeit umfangreichere Schiffe als im Osten, denn ein Elbkahn hat z. B. eine Tragfähigkeit von 600 t bei einer Länge von 65 m und einer Breite von 8 m, wohingegen ein Finowkahn mit einer Tragfähigkeit bis zu 225 t eine Länge von 40 m und eine Breite von 5 m besitzt.

Von Westen ist daher auch der Ausbau der märkischen Wasserstraßen in Angriff genommen worden. Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde z. B. in Brandenburg a. H. eine massive Schleuse gebaut von 67 m Länge und 8 m Torbreite, und in Rathenow ist im Jahre 1901 die neue Schleuse mit 210 m nutzbarer Länge und 9,6 m Torweite eröffnet worden. Hierdurch war eine ausreichende Wasserstraße von Berlin nach Hamburg und Magdeburg hergestellt worden. Auch Breslau und Oberschlesien waren schon durch den Ausbau des Oder-Spree-Kanales in der Zeit von 1887—1891 mit Berlin durch eine leistungsfähige Wasserstraße verbunden worden, die aber in der jüngsten Zeit wiederum verbreitert wurde. Endlich hat Berlin selbst in der Mühlendammschleuse mit 110 m Länge und 9,6 m Breite eine neue Wasserstraße erhalten. Von den märkischen Wasserstraßen waren daher alle bis auf den Finowkanal in der jüngsten Zeit erheblich verbessert worden. Seine Schleusen hatten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die letzte Erweiterung erfahren, wobei sie eine Kammerlänge von 41 m und eine Breite von 5,3 m erhalten hatten. Diese Zahlen lehren deutlich genug, daß die Leistungsfähigkeit des Kanales nicht mehr auf der Höhe war.

Die Anfänge der künstlichen Wasserstraßen in der Provinz liegen weit zurück, sie stammen schon aus einer Zeit, als die technischen Hilfsmittel noch dürftig waren. Deshalb mußte man sich damals auch eng an das Gelände anschließen, und dies ist für die Anlage von Kanälen sehr günstig. Die Provinz ist eine Schollenlandschaft ersten Ranges, und ihre Bewohner sprechen daher von Bruch und Höhe. Die Entstehung der Landschaft ist meiner Auffassung nach zurückzuführen auf Krustenbewegungen der Erde, die in vergangenen Zeiten durch Erdbeben hervorgerufen wurden. Bei diesen Ereignissen zerreißt die Erdrinde in Schollen und diese werden gegeneinander in mannigfacher Weise verschoben, d. h. ein Teil sinkt ein Stück in die Tiefe und ein anderer behält seine ursprüngliche Höhe bei. Natürlich wird bei diesen Störungen auch der innere Bau der Schollen beeinflusst, vor

allem werden die geschichteten Bodenarten in Falten gelegt und das besonders an den Rändern. Für diese Vorstellung finden sich in zahlreichen Aufschlüssen die nötigen Belege.

Eine von den herausragenden Schollen, den Horsten, ist die Landschaft zwischen der Oder, der Spree und der Havel, und sie führt seit Alters den Namen Barnim-Lebus. (Abb. 1). Am deutlichsten tritt der Horstcharakter zwischen dem Odertal und dem Spreetal in die Erscheinung, weil beide als deutliche Gräben mit hohen klaren

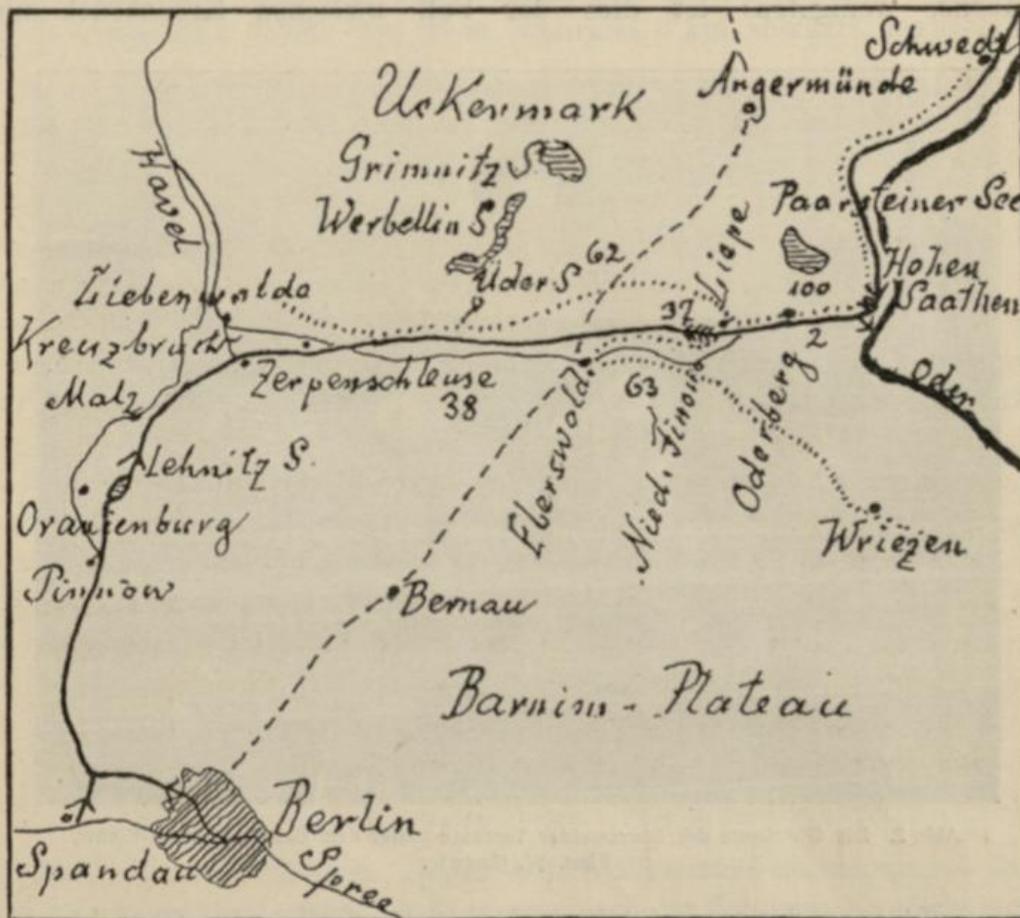


Abb. 1. Kartenskizze des Großschiffahrtsweges und der Landschaft.

Böschungen zu erkennen sind, und auch die geologischen Beobachtungen*) sprechen dafür, daß es sich um abgesunkene Stücke der Erdrinde handelt. Das Haveltal zwischen Liebenwalde und Spandau ist weniger tief eingeschnitten, und die Böschungen fehlen fast auf beiden Rändern. Es gibt hier nur auf einer kurzen Strecke eine schroffe Böschung und zwar ist dies der Fall bei Stolpe. Sehr merkwürdig endlich ist der Nordrand,

*) Zache: 1. Tiefbohrung auf dem Bahnhof Wriezen. Monatsblatt d. Ges. f. Heimatkunde d. Prov. Brdgb. X. Jahrg. 1901, S. 183.

2. Die subglaziale Abrasionsebene zwischen dem Braunkohlengebirge und dem Moränengebirge in der Prov. Brdgb. Monatsbl. XX. Jahrg. 1911, S. 225—231.

d. h. die Grenze zwischen dem Barnim-Plateau und der Uckermark ausgebildet, weil hier nur auf der uckermärkischen Seite eine Böschung auftritt, während das Barnim-Plateau sich ganz allmählich senkt und eine schiefe Ebene bildet, auf der die beiden Hauptbäche, die Finow und die Schwärze, nach Norden abfließen, um vor der Böschung nach Osten abzubiegen. Von der uckermärkischen Böschung kommen nur zwei kurze Fließe herunter, das Ragöser und der Abfluß des Werbellin Sees. Es fehlen hier somit im Bau des Geländes die Züge eines Grabens, wenigstens ist dies der Fall zwischen Kreuzbruch und



Abb. 2. Die Oberkante der Eberswalder Terrasse hinter dem Bahnhof Nieder-Finow.
Phot. W. Hartwig.

Eberswalde; an letzterer Stelle ändert sich nämlich der Charakter der Landschaft bedeutend. Hier setzt ganz plötzlich ein schmaler Graben ein, der bei Nieder-Finow im Oderbruch endet, und zwar ist seine schmalste Stelle mit 500 m kurz vor seinem Ausgang zu finden, während er in der Mitte noch 1200 m breit ist. Zwischen Eberswalde und Liepe ist daher eine deutliche Stufenlandschaft ausgebildet mit dem Talboden als der untersten Stufe, der Eberswalder Terrasse als der mittleren und dem uckermärkischen Hinterland als der obersten. Der Talboden hat eine Meereshöhe von 10 m, die Eberswalder Terrasse von 37 m und das uckermärkische Plateau zwischen Britz und Lichterfelde eine solche von 63 m. Der Boden der Eberswalder Terrasse bildet hinter Nieder-Finow eine völlig horizontale Ebene (Abb. 2). Auch der Talboden ist völlig eben

und nur dicht unterhalb Eberswaldes finden sich noch einige niedrige Hügel. Die Wasser der Finow sind sicherlich einst bei Eberswalde fallartig hinabgestürzt und haben erst allmählich nach rückwärts ihr Bett ausgetieft. Man kann natürlich heut nicht mehr feststellen, wie weit die Technik bei der ersten Kanalanlage hier nachgeholfen hat. Jedenfalls bieten die Wasserspiegel der Schleusen einige Anhaltspunkte, wenn man sie mit der Meereshöhe des benachbarten Geländes vergleicht. Die Finow mündet 2 km westlich von Steinfurth-Schöpfung in den Finowkanal, und dabei hat hier das Gelände eine Meereshöhe von 30 m und die Schleuse eine solche von 29 m, während 6 km abwärts das Gelände



Abb. 3. Überführung des Ragöser Fließes. Phot. H. König 18. 9. 1910.

nördlich und südlich vom Kanal bei Wolfswinkel-Eisenspalterei 38 m Meereshöhe erreicht, liegt der Wasserspiegel der Schleuse Kupferhammer nur noch 16,59 m hoch, d. h. hier findet sich schon ein Einschnitt von 21 m Tiefe vor.

Mit diesen Zahlen möchte ich belegen, daß ein genetischer Unterschied besteht zwischen den beiden Talabschnitten unterhalb und oberhalb Eberswaldes. Der Talabschnitt oberhalb dieser Stadt ist ein echtes Erosionstal, wohingegen der unterhalb ein Graben ist. Dafür spricht auch eine geologische Beobachtung*). Es findet sich nämlich im Tal westlich dicht neben der Chaussee Eberswalde-Chorin eine Ziegeleigrube, deren Wände deutliche Verwerfungen zeigen.

*) Zache: Die Diskordanz im obersten Diluvium der Provinz Brandenburg. Monatsbl. d. Ges. f. Heimatk. d. Prov. Brandenburg 1910. XIX. Jahrg. S. 273—287.

Mit dem Bau des Geländes hängt auch die Beschaffenheit des Bodens auf beiden Hochflächen eng zusammen. Die Böschung der Barnim-Hochfläche westlich von Eberswalde besteht bis weit nach Süden hin aus Sand, weil der Geschiebelehm hier vollständig weg-gewaschen bzw. enttont wurde. Anders verhält es sich mit dem uckermärkischen Rande, denn hier finden sich große Inseln aus Geschiebelehm, die bis an die Böschung heranreichen, wie es z. B. zwischen Lichterfelde und Britz der Fall ist. Zweifellos ist daher in der Abschmelzperiode der Hauptwasserstrom von Süden her gekommen und hat sich fast gleichmäßig über die ganze Böschung ausgebreitet.

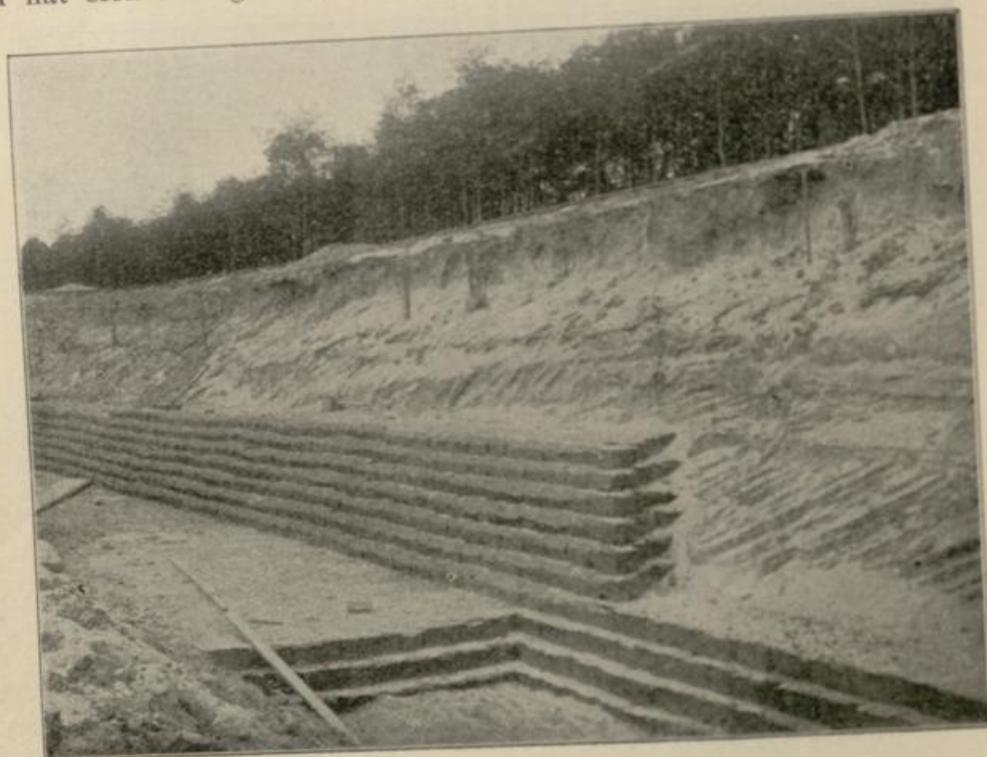


Abb. 4. Diskordante Sandschichten auf der Eberswalder Terrasse.
Phot. H. Ulrich. 30. 4. 1911.

Von Norden her ist nur an zwei Stellen ein größerer Wasserstrom abgeflossen, nämlich einmal südlich vom Werbellin See und dann in der Nachbarschaft des Ragöser Fließes. Das untere Ende des letzteren ist tief eingeschnitten und wird vom Kanal auf einem 26 m hohen Damm überbrückt. (Abb. 3.)

Wenden wir uns nun der Terrasse selbst zu. Sie bildet fast überall eine horizontale Ebene mit wenig Bewegung und 38 m Meereshöhe. Die oberste Decke des Bodens besteht aus geschichteten Sanden mit deutlicher diskordanter Parallelstruktur. (Abb. 4.) Das Liegende sind auf der ganzen Strecke Tone, die in vielen Ziegelgruben zwischen Steinfurt und Eberswalde abgebaut werden. Dieser Ton findet sich

auch hinter Nieder-Finow und ist ebenso durch die Ausschachtungsarbeiten für die Lieper Schleusen freigelegt worden. Er gehört meiner Auffassung nach zu den subglazial gebildeten Tonen, die schon vor der Krustenbewegung zum Absatz gekommen waren, während die diskordanten Sande oberirdisch von den Schmelzwässern abgesetzt wurden. Auffallend ist, daß sich auf der Terrasse auch Geschiebelehm erhalten hat und zwar ist dies der Fall am Rande zwieschen Liepe und Nieder-Finow. Er steht hier in einem Abhange an (Abb. 5) und ist auch als mächtige Bank in den Wänden für die Schleusen angetroffen worden. An dieser Stelle liegt unter dem Geschiebelehm

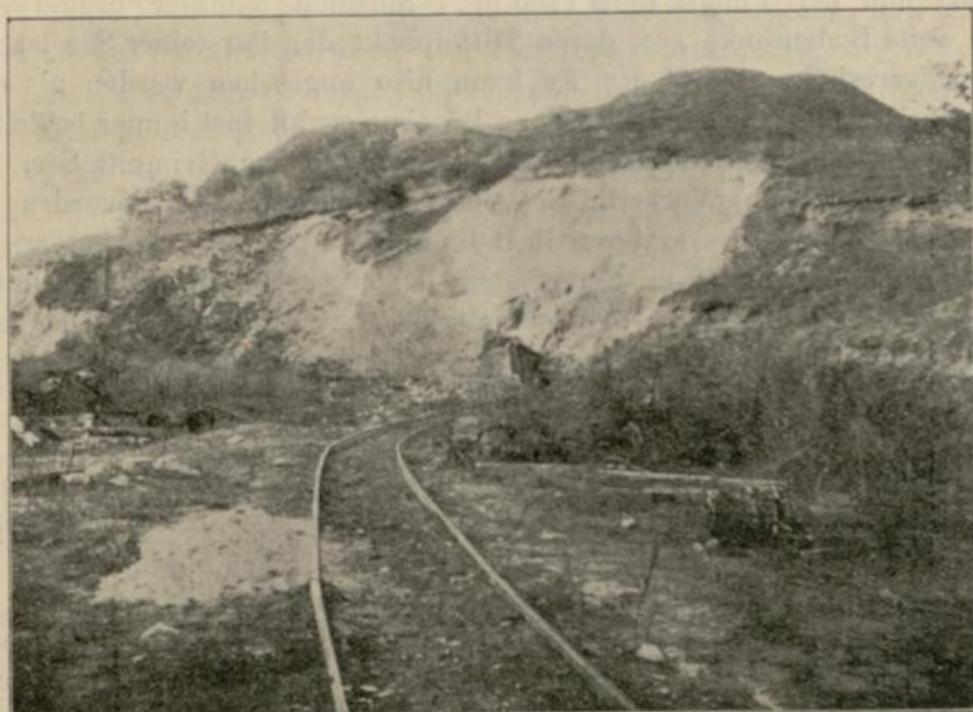


Abb. 5. Abhang der Eberswalder Terrasse mit Geschiebelehm zwischen Liepe und Nieder-Finow. Phot. W. Hartwig.

wieder die Tonschicht, die hier bei den Ausschachtungen viel Schwierigkeiten verursachte, weil der Ton beständig vorquoll und Senkungen veranlaßte. Endlich aber finden sich auf einem schmalen Randstreifen zwischen Liepe und Nieder-Finow mächtige Kiesschichten als oberste Decke mit ebenfalls ausgeprägter Diskordanz. Offenbar sind sie erst hier zum Absatz gekommen, weil am untersten Ende die zusammengeströmte Wassermasse am mächtigsten war.

Ich halte den Geschiebelehm der Eberswalder Terrasse für gleichaltrig mit dem auf den benachbarten Plateaus, nämlich beide für den Überrest der letzten Vereisung, und deshalb sehe ich in der Terrasse ein eingesunkenes Stück der Erdrinde, sodaß die Höhe der Krustenbewegung

für die Terrasse nur einige 20 Meter betrug auf der Linie Liebenwalde, Lichterfelde, Britz bis Liepe. Das Oderbruch dagegen mit seinem schmalen Ausläufer von Nieder-Finow bis Eberswalde ist einige sechzig Meter abgesunken.

Die Spuren der Krustenbewegungen machen sich aber auch noch in der Nachbarschaft bemerkbar, wenigstens sind sie noch in dem Bau des Geländes zu erkennen, weil es an Aufschlüssen fehlt. Der südliche Randstreifen der Uckermark bildet einen deutlichen Böschungswall, der am besten ausgebildet ist in dem Streifen hinter Oderberg; hier liegen folgende Erhebungen: der Pimpinellen Berg (96 m), der Schufuts Berg (99 m) und der Pfingst Berg (100 m). Nördlich dahinter breitet sich eine weite Bodensenke aus, deren Mittelpunkt der Parsteiner See ist mit einer Meereshöhe von 44 m. Er kann also angesehen werden als eine von den Rauddepressionen, die einen Böschungswall fast immer begleiten. Dem Parsteiner See entspricht weiter westlich der Grimnitz See, der künstlich mit dem Werbellin See in Verbindung gesetzt worden ist. Der Wasserspiegel des ersteren liegt 65 m hoch und der des letzteren 43. Diese Differenz von 22 m findet sich bei einer Entfernung von 3 km. Trotz der tiefen Lage des Wasserspiegels ragt am Nordende des Sees das Gelände 111 m über den Meeresspiegel empor, und hier tritt gerade das Tertiär zu Tage.

Auf der Eberswalder Terrasse liegt nun das mittlere Stück des Großschiffahrtsweges. Es wird hier neu ausgehoben. Den ganzen Weg kann man in drei Abschnitte teilen. Der erste reicht von Berlin bis Kreuzbruch, der mittlere von hier bis Hohen Saathen und der letzte von Hohen Saathen bis Schwedt. Der Kanal ist veranschlagt auf $43\frac{1}{2}$ Mill. M., und die drei Städte Berlin, Charlottenburg und Stettin haben sich verpflichtet, ein Drittel der zu 3 % festgesetzten Verzinsung, d. h. jährlich 435 000 M., zu zahlen und vom 16. Betriebsjahre ab auch $\frac{1}{3}$ der mit $\frac{1}{2}$ % angesetzten Tilgungskosten, d. h. weitere 72 000 Mk. Außerdem haben die Städte die Gewähr für die Betriebs- und Unterhaltungskosten übernommen und zwar bis zu einem Höchstbetrag von 655 000 M. jährlich, wenn die Kosten nicht durch die Einnahmen gedeckt werden; dafür sind auch Vertreter der drei Städte in den Finanzbeirat aufgenommen worden.

Der erste Abschnitt des neuen Kanales besteht im wesentlichen aus der Havel und den Ausbauten, die sie im Laufe der Zeit erfahren hat und zu denen nun wieder neue hinzukommen, die alle den Zweck haben, die Wasserstraße abzukürzen. Schon im Jahre 1827 wurde der 13,5 km lange Malzer Kanal hergestellt, der den Bogen zwischen Liebenwalde und Malz abschneidet. Die zweite Verkürzung ist der 11,5 km lange Oranienburger Kanal zwischen Oranienburg und Pinnow, der die vielen Krümmungen des Flusses auf dieser Strecke umgeht.

Endlich wurde 1848—1849 der Spandauer Kanal zwischen Plötzensee und dem Tegler See gebaut. Auch die gegenwärtigen Arbeiten bringen hier wieder einige Abkürzungen, weil der Kanal einmal den Winkel des Spandauer Kanales bei Haselhorst abschneidet und weil er den Lehnitz See mit dem Malzer Kanal verbindet. Auf den Strecken, wo der neue Kanal die alten Straßen benutzt, müssen sie natürlich vertieft und erweitert werden.

Bei Kreuzbruch beginnt der neue Kanal; er kreuzt den Finowkanal bei Zerpenschleuse und streicht dann in fast gerader Linie nach Osten, indem er sich immer ungefähr 3 km nördlich von dem alten hält. Er läuft daher kurz vor der uckermärkischen Böschung entlang, und nur an einer Stelle, nämlich nördlich von Steinfurt, schneidet er die Böschung an. Bei Kreuzbruch liegt die Kanalsohle in einem Wiesen- und Moorgelände und dahinter folgt bis Zerpenschleuse Sand mit Kiefernwald, von wo wieder eine weite Wiesenlandschaft beginnt, die sich bis Steinfurt erstreckt und hier wieder in eine Sandlandschaft übergeht, die mit Kiefern bewachsen ist. Diese Ausbildung behält die Landschaft nun bis zum Schluß bei. Eine Wanderung längs des Kanales bietet daher wenig Abwechslung.

Auch die Kanalarbeiten sind ziemlich einförmig, weil die Wasserstraße durch wenig bebauten Gelände führt. Der Sand wird mit Hilfe von Trockenbaggern entfernt und ebenso der Schlamm mit Hilfe von Naßbaggern aus den alten Wasserläufen. Wo der Sand nicht zum Aufhohen des Bodens benutzt wird, häuft man ihn neben dem Kanal zu hohen Dämmen an oder er wird auch zum Verbessern von Moorzweiden benutzt. Der Schlamm wird entweder gleich ans Ufer gedrückt oder erst in Spülschiffen untergebracht, die ihn an passende Stellen bringen, wo er wieder ausgepumpt wird.

Auch die Brückenbauten sind sehr einförmig; die Brücken sind ganz aus Eisen aufgeführt und jede liegt mit beiden Enden auf dem Ufer auf und besitzt eine Höhe von 4 m über dem Kanalspiegel; weil der Kanal durchschnittlich nur eine niedrige Böschung hat, erfordern die Brücken hohe Anrampungen.

An einigen Stellen finden sich aber doch interessante Arbeiten; eine solche ist z. B. die Überführung des Kanals über die Stettiner Eisenbahn. Es ist hier aus Eisenbeton eine Grabenbrücke hergestellt, so daß die Schiffe einst über die Eisenbahnzüge hinweggehen werden. Dies hat man so angelegt, weil hier die Eisenbahn in einem tiefen Einschnitt des Geländes entlang geführt wird. Freilich ist die Höhe des Durchganges nur gerade so bemessen, daß der Schornstein der Lokomotive nicht anstößt. Die Brücke liegt an beiden Seiten auf und wird in der Mitte von einer Wand getragen; hierdurch ist noch ein Durchlaß für

ein zweites Schienenpaar der Zukunft geschaffen. Die Sohle der Kanalbrücke ist mit Blei gedichtet und noch mit einem Bohlenbelag versehen. (Abb. 6.) Weiter gibt es zwei Stellen, wo der Kanal auf einem hohen Damm ein Tal überschreitet. Dies geschieht einmal am Abfluß des Üder Sees und dann am Ragöser Fließ. Der Damm des Ragöser Fließes ist sehr sorgfältig aufgeführt worden, indem man nach und nach Sandlagen von 2 m Stärke aufschichtete und den Sand mit Wasser einschlammte. Als der Damm fertig war, hat man in ihm erst den Kanal ausgehoben.

Wie die Brücken, so wurden auch die Schleusen schon früh in Angriff genommen. Die Schleuse bei Plötzensee wird aufgegeben und

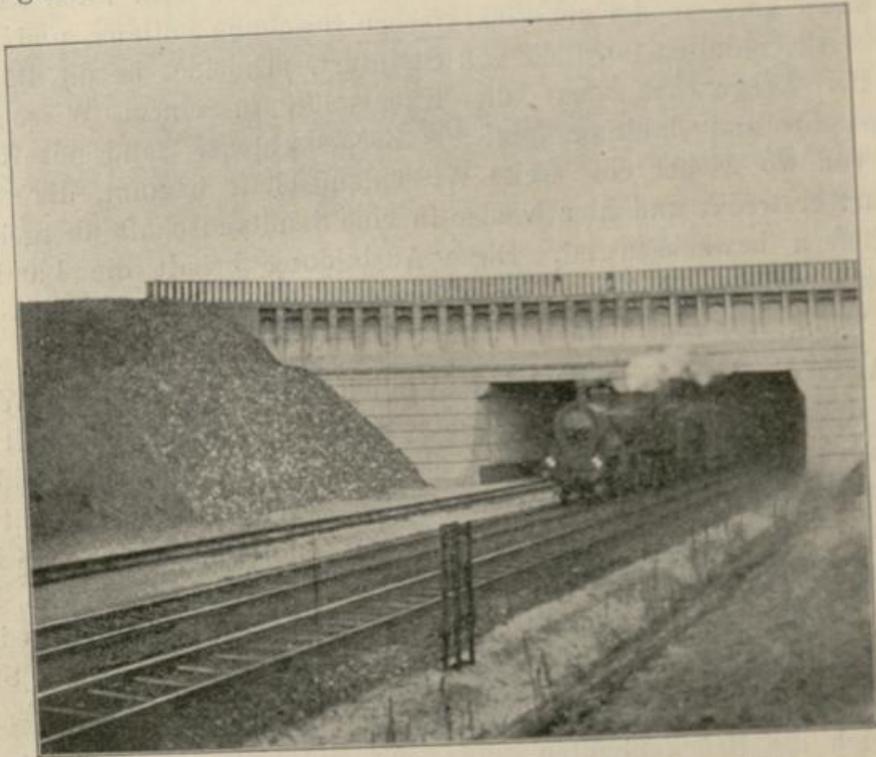


Abb. 6. Kanalüberführung der Eisenbahn Eberswalde-Angermünde.
Phot. H. Koppe. 28. 4. 1912.

dafür weiter oberhalb eine neue Doppelschleuse erbaut. Bei Spandau wird neben der alten eine große neue Schleuse angelegt. Die nächste befindet sich dann kurz oberhalb des Lehnitz Sees. Alsdann trifft man auf der ganzen Strecke bis Liepe keine Schleuse mehr an. Hier liegen aber dafür vier Schleusen hintereinander. Endlich finden sich am untersten Ende des Mittelstückes des Kanals noch zwei Schleusen, die eine führt in die sog. Westoder und die andere in die Ost- oder Stromoder. Beides sind große Schleusen von 210 m Länge, die den Dampfer mit dem ganzen Schleppzug aufnehmen können. Am interessantesten sind die Schleusenbauten bei Liepe. Der Unterschied, welcher am Rande der Böschung zu überwinden ist, beträgt 35,70 m. Es sind

sog. Verbundschleusen, d. h. sie sind untereinander durch eine Zwischenhaltung von 260 m Länge verbunden, so daß die Gesamtlänge der Schleusentreppe ungefähr 1 km beträgt. Auf der Zwischenhaltung kreuzen sich die bergauf- und bergabfahrenden Schiffe. Bei den Ausschachtungen sind an Ort und Stelle 500 000 cbm Boden ausgehoben und 7 Mill. Klinker nebst 14 000 t Cement verarbeitet worden.

Jede Schleuse erhält zu beiden Seiten je drei Sparbecken, die jederseits stufenförmig hintereinander folgen. Sie dienen dazu, bei der Talfahrt eines Schiffes das Wasser aufzunehmen, um es bei der Bergfahrt wieder in die Schleuse abzugeben. Diese Ersparnis ist bei den 10 m

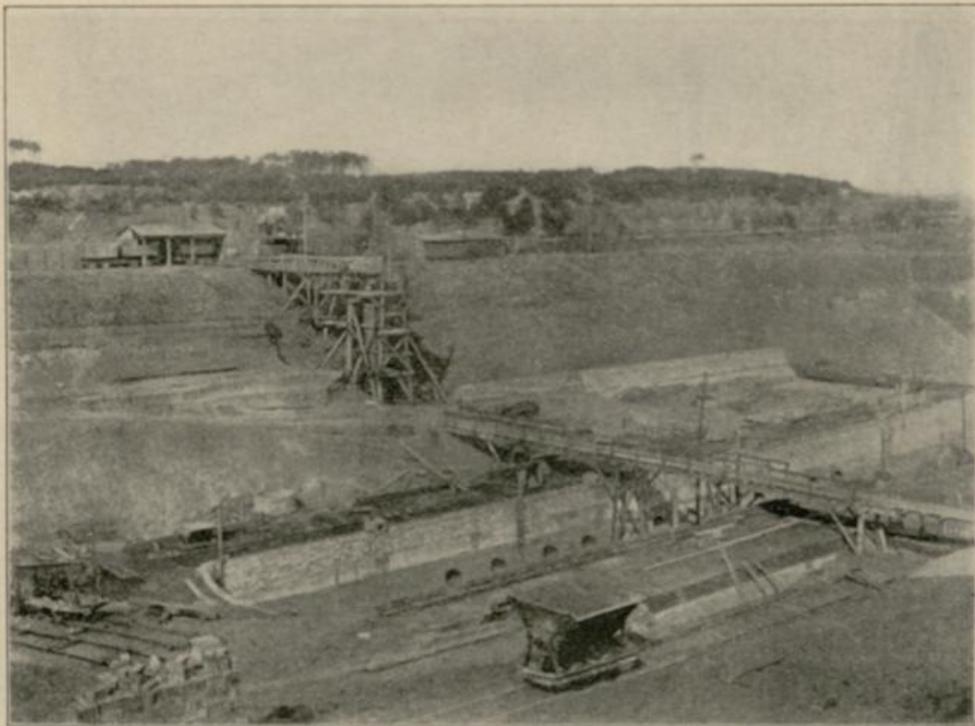


Abb. 7. Die Schleuse 2 bei Liepe. Phot. H. Retzow. 28. 4. 1912.

tiefen Schleusen sehr wichtig, weil sie zu viel Wasser verbrauchen würden, während jetzt 60 % erspart werden. In den Kammerwänden sind die nötigen Kanäle eingebaut worden, die den Wasserlauf regulieren. In der Abb. 7 sieht man die 12 Öffnungen der Stichkanäle, die rückwärts in einen großen Umlaufkanal führen, der endlich mittels dreier Seitenkanäle jederseits mit den drei Sparbecken verbunden ist. Wegen des gleichmäßigen Ein- und Ausströmens des Wassers bleibt das Schiff ruhig liegen. Die Hauptzugänge können durch Cylinderventile verschlossen werden. Jede Schleuse ist 10 m breit und 67 m lang in ihrem Wasserbecken. Von den vier Schleusen liegen drei auf der Böschung und die vierte im Tal. Diese unterste steht ganz im Moor und ist daher auf einem Pfahlrost erbaut (Abb. 8), wozu 2000 Pfähle gebraucht wurden.

Auch die nächst höher gelegene (Schleuse 3) erforderte besondere Maßnahmen, weil hier in der Tiefe der schon erwähnte Ton auftritt, der beständig durch die Last der hangenden Erdmassen in die Grube hineingedrückt wurde, weshalb man auch die Sohle der Schleuse auf 2 m verstärkt und mit starken Eiseneinlagen versehen hat. Es soll noch erwähnt werden, daß für diese Stelle noch ein Hebwerk geplant ist, das dicht neben den Schleusen eingebaut werden soll. Die eingereichten Pläne haben aber noch nicht die Billigung der vorgesetzten Behörden gefunden. Vielleicht verzichtet man auch gänzlich auf das Hebwerk und baut erforderlichenfalls eine zweite Schleusentreppe hier ein. Der Betrieb in den Schleusen

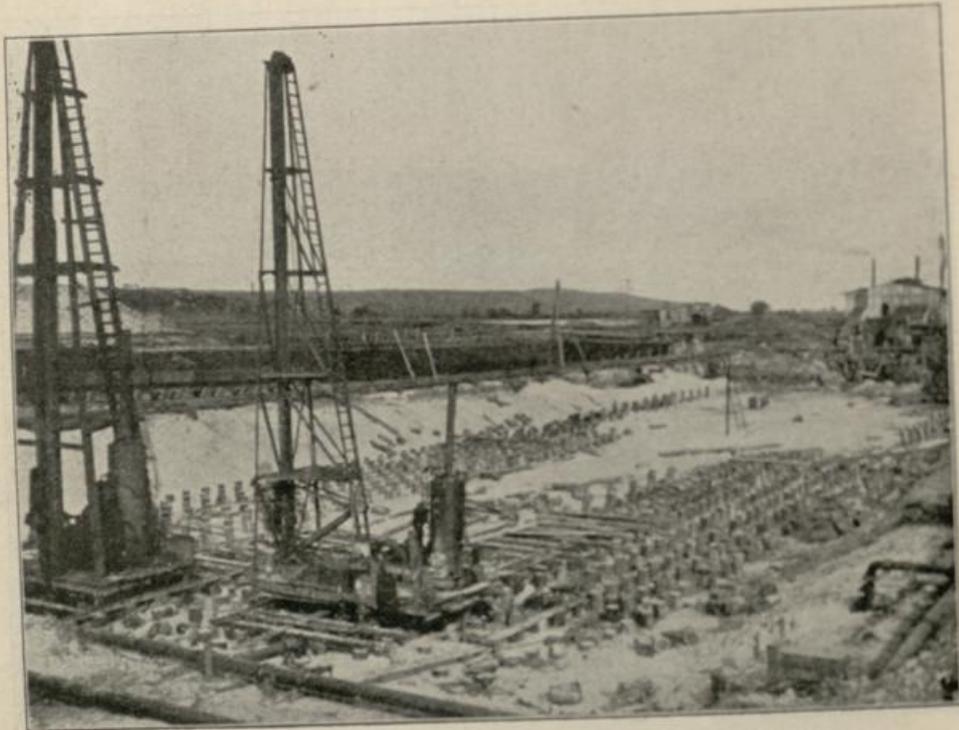


Abb. 8. Der Pfahlrost der Schleuse 4. Phot. H. König. 12. 9. 1910.

wird elektrisch eingerichtet, und es sollen 80 Motoren aufgestellt werden, die ihre Kraft von Hegermühle erhalten. Das Ein- und Ausbringen der Schiffe übernehmen elektrisch betriebene Lokomotiven. Es beträgt die Zeit für eine Doppelschleusung 42 Minuten, und die Durchfahrt der ganzen Treppe erfordert für ein Schiff $2\frac{1}{2}$ Stunden.

Der Großschiffahrtsweg wird künftig sein Wasser aus der Havel erhalten und weil er nun vielfach höher als die benachbarte Umgebung liegt, so mußten Vorkehrungen getroffen werden, damit bei einem plötzlichen Undichtwerden an einer Stelle eine Absperrung vorgenommen werden kann. Dies wird bewirkt durch drei Sicherheitstore. Es sind das Schütze aus Eisen, die für gewöhnlich in Höhe der Brücken schweben und sehr schnell auf die Sohle hinabgelassen werden können,

so daß sie die Stelle dicht abschließen. Es sind drei vorhanden; das oberste findet sich bei Forsthaus Pechteich, das mittlere an der Kanalbrücke bei Lichterfelde und das untere an der Brücke Eberswalde—Chorin (Abb. 9). Sie liegen kurz hintereinander und zwar dort, wo der neue Wasserweg anfängt, über den Grundwasserspiegel herauszuragen. Von hier ab bis Liepe, im ganzen ungefähr 25 km, werden die Sohle des Kanales und auch die Böschungen mit Ton abgedichtet. Zu diesem Zweck wird Geschiebelehm in frischem Zustande in dünnen Lagen aufgeschichtet und mittels Motorwalzen festgedrückt. Der Geschiebelehm wird aus einer 40 Morgen großen Grube bei Lichterfelde genommen und

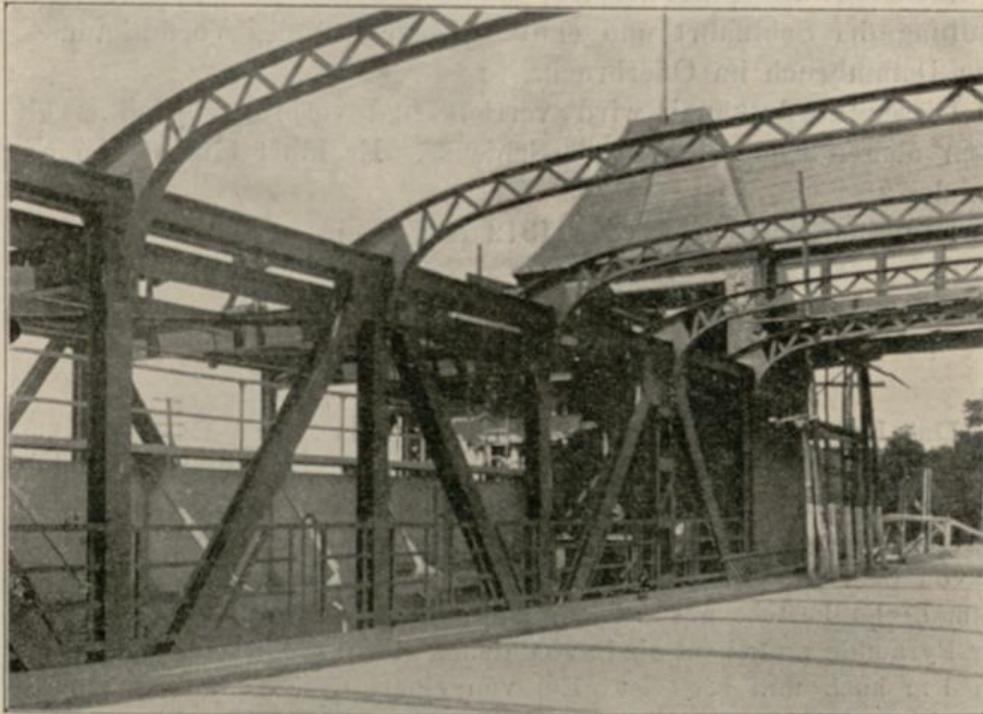


Abb. 9. Sicherheitstor neben der Kanalbrücke Eberswalde—Chorin.
Phot. H. Retzow. 28. 4. 12.

mittels Eisenbahn an Ort und Stelle geschafft. Wo die Böschung steil ist, d. h. wo eine Anlegestelle für Schiffe vorgesehen ist, wird eine Mauer aus Tonsteinen errichtet (Abb. 4). Die Sohle und die Böschung werden dann noch durch eine Kiesbeschüttung bzw. Besotterung geschützt.

Abgesehen von der größeren Ausmessung der neuen Wasserstraße und der bedeutenderen Leistungsfähigkeit der Schleusen besteht der große Vorteil darin, daß die zahlreichen Schleusen der alten Wasserstraße fortfallen. Der Großschiffahrtsweg ist zwischen der Schleuse bei Lehnitz und den vier Schleusen bei Liepe schleusenfrei, während sich bei der alten Wasserstraße auf dieser Strecke 16 Schleusen finden. Das bedeutet eine bedeutende Zeitersparnis.

Die vier Lieper Schleusen vermitteln den Abstieg zwischen dem neuen Kanal und den seenartigen Erweiterungen der Alten Oder zwischen Liepe und Hohen Saathen. Bisher bestand hier für die Schifffahrt eine Verbindung nur mit dem Oder-Strom durch die Hohen Saathener Schleuse. Es gibt aber hier schon seit längerer Zeit noch einen zweiten Wasserzug, einen künstlichen, welcher bei Schwedt in die Oder mündet. Es ist ein Vorflutgraben, welcher zwischen dem Oderdamm und der uckermärkischen Böschung liegt. Er benutzt z. T. die alten Arme der Oder. Bei Hohen Saathen ist sein Eingang durch ein Wehr verschlossen, welches eine dreifache Aufgabe hat; einmal Sicherung des Oderbruches gegen den Rückstau des Unterwassers, dann Aufstau des Oberwassers zur Erhaltung der Schifffahrt und endlich Verschuß des Vorflutkanales bei einem Dammbbruch im Oderbruch.

Dieser Vorflutkanal wird vertieft und verbreitert und erhält an seinem oberen Ende eine große Schleuse. Er führt hinfort den Namen Westoder.

Der Kanal soll im Herbst 1912 fertig sein.

Kleine Mitteilungen.

Das Kaiserdenkmal bei Damelang (Kreis Zauch-Belzig). Inmitten der hohen, dunklen Föhren, die das Zaucheplateau, jene diluviale Hochfläche, die sich südlich vor dem Havelthale mit einem nach Norden geöffneten Bogen zwischen Potsdam und Brandenburg hinzieht, bedecken, steht nicht weit von dem Orte Damelang im Kreise Zauch-Belzig ein schlichtes Naturdenkmal. Es besteht aus acht umfangreichen Granitblöcken, die in Form einer Pyramide aufgebaut sind, von denen der größte über 1 m lang und etwa 1 m hoch und breit ist. Ein von einem Drahtzaun umgebener, vom Forstfiskus mit Eichen, Linden und Lebensbäumen gezielter Platz umschließt das Denkmal. Es heißt im Munde des Volkes „das Kaiserdenkmal“ und erinnert seine Besucher an eine Begebenheit, die mit unserm Hohenzollernhause eng verknüpft ist.

Am 2. Januar 1826 sollte in diesem Forstrevier von dem damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV. und den Prinzen Wilhelm, späteren Kaiser Wilhelm I., Albrecht und Karl mit einer zahlreichen Gesellschaft eine Treibjagd abgehalten werden. Einwohner aus den in der Nähe liegenden Dörfern Rädcl, Damelang und Freienthal waren vom Förster Petzer zu diesem Jagdfest als Treiber beordert. Eben sollte die Jagd beginnen, da erschien der General von Witzleben, vom König als Kurier abgesandt, um dem Kronprinzen die erfreuliche Nachricht von der Thronbesteigung seines Schwagers, des Kaiser Nikolaus I. von Rußland zu überbringen. Diese Nachricht erweckte große Freude; es wurde ein Hoch auf den neuen Kaiser Rußlands ausgebracht, und der Kronprinz befahl, daß alljährlich am 2. Januar in diesem Revier zum Andenken an das frohe Ereignis gejagt

werden sollte, was dann je nach Möglichkeit auch wohl geschehen ist. Die letzte Hofjagd ist am 2. Januar 1843 hier abgehalten worden. Das einfache, aber wetterharte Denkmal wurde zwei Jahre nach der Begebenheit, also am 2. Januar 1827 eingeweiht. Die Gegend heißt seitdem der Kaisergrund und ist auch unter diesem Namen auf dem Meßtischblatt Damelang verzeichnet. In der Oberförsterei Lehnin hängt ein schöner Kupferstich, der die Königlichen Prinzen und ihre Jagdgesellschaft nebst den Bauern und Kossäten in humorvoller Weise bei dem Ausrufen des Kaiserhochs darstellt.

E. Fischer, Lehrer in Cammer,
Zauch-Belzig.

Der Schmied von Jüterbog. In seinen ländlichen Gedichten, die reich sind an volkstümlichen Mitteilungen und an schönen Naturbildern, und zwar in dem Gedicht „Der bezauberte Teufel“ gedenkt J. H. Voß auch des Schmiedes von Jüterbog. Es sprechen zwei Teufel miteinander, Lurian und Pux, und Voß selbst bemerkt, daß „die Namen aus der Volkssprache sind“. Pux sagt zum Lurian:

„Lurian? Ei, Du trugst ja vordem noch ein anderes Merkmal.
Einst, da der Papst noch in Ruh' statthalterte, sandt' insgeheim uns
Satanas, Händel zu suchen am Jüterbockischen Hufschmied,
Der an die Wand nach dem Bilde des kohlschwarz maulenden Teufels
Stieß mit funkelnder Stang'. Am stürmischen Winterabend
Klopfen wir an und baten um Nachtherberg' in der Esse.
Kommt! rief Jener, und hielt vor das Schlüsselloch den bekreuzten
Kohlensack, ein Geschenk von Nepomuk, seinem Beschirmer.
Sorglos fahren wir drein. Da legt' er den Sack auf den Amboß.
Und die geschwungene Last des funfzigpfündigen Hammers
Schmettert' er. Hüpfen wir nicht rastlos in die Nähte des Sackes,
Klein wie die Flöh' und behend', er zermalmte Nerv' und Gebein uns.
Ich, da der Sack sich geöffnet, entflatterte; Dich, o du Theurer,
Hascht' er am Schwanz und fügte die zottige Lend' auf den Schleifstein,
Den der berufene' Gesell umdrehete, daß Du gefäßlos
Schriest und bei Satanas schwurst, dem Besuch zu entsagen auf ewig.
Lange benamten wir Dich dem Humpeler, und wenn der Tod Dich
Irgendwo traf, den gelähmt der Schmied im bezauberten Birnbaum,
Fragt' er grinsend: Wie gehts? und forderte launig zum Tanz auf.“

W. v. Schulenburg.

Die wunderbaren Mäher. Rätselhafte Männer wurden am 7. Juli 1559 auf der großen Wiese bei Berlin beim Hafermähen gesehen. Der Märkische Chronist Angelus erzählt in seinen „Annales Marckiae Brandenburgicae“ S. 357 folgendes:

„In der Erndt, da man den Hafer pflegt abzuhauen, trug sich diese wahrhaftige Geschichte in der Mark, nicht weit von Berlin zu, wie folgt: Es wurden plötzlich viel Mannspersonen auff dem Felde gesehen, erstlich funffzehn, darnach zwölffe: Und waren die letzten zwölffe abscheulicher

Gestalt, denn die ersten funffzehn: denn sie waren ohne Häupter, da doch die anderen alle Häupter hatten. Diese sieben und zwanzig Männer hieben mit ihren Sensen, mit aller gewalt in den Hafer, daß man's hörete rauschen, und blieb doch gleichwohl der Hafer stets stehen. Da solch geschrey gen Hofe kam, ging viel Hofgesindes, auch von Bürgern hinaus, solches zu sehen, welche es denn also befunden. Als aber die Männer gefragt wurden, wer sie waren, woher sie gekommen und was sie mochten, antworteten sie nichts: Sondern hieben immer fort in den Hafer. Und als die Leute bisweilen nahe hinzutraten und sie angreifen wollten, entwuschten sie ihnen, liefen geschwinde hinweg und hieben nichts desto weniger unter dem Laufen in den Hafer. Da nun die Leute wieder in die Stadt kamen, wurden sie von den andern gefragt, wofür sie diese Männer ansehen, darauff gaben sie ihnen die Antwort, daß sie dieselben für böse Geister ansehen, weil sie so schnell hätten können lauffen und so greßlich und unmenschlich ausgesehen hetten. Derwegen ließ sich auch der Durchläuchtigste Hochgeborenen Fürst und Herr, Herr Joachim der Andere, Churfürst und Markgraf zu Brandenburg pp., die fürnembsten Prediger in der Mark versammeln, zu erfahren, was durch solches Gesicht bedeutet würde? Aber man hielt es dafür, daß dadurch göttliche straffe und Pestilenz angezeigt würde.“

Louis Schneider, welcher diese mysteriöse Sache in der Haude- und Spenerschen Zeitung vom 24. Januar 1855 mitteilt, fügt hinzu, in seinem Exemplar des Angelus habe ein unbekannter früherer Besitzer an den Rand geschrieben: „Mirabilis Historia auf der großen Wiese bei Berlin den 7. des July-Monats“.

Die Sage von den gespenstischen Mähern kommt an vielen Orten vor. Der Tod ist der Mäher; insbesondere haben die mancherlei Anspielungen im Alten und Neuen Testament, daß der Mensch wie Gras und Blumen dahingemäht wird, zur Verbreitung der an und für sich schon nahe genug liegenden Vorstellung des massenhaften Niedermähens der Menschen bei Seuchen und Kriegen beigetragen. E. Friedel.

Märkischer Humor. In der Greifenhagener Zeitung (Uckermark) vom 30. September 1897 findet sich wörtlich folgende Anzeige: „Zur Beachtung! Fühle mich glücklich, daß die (folgt Namen) zu Kronheide die Verlobung aufgehoben hat. Denn eine verlobte Braut, die mit anderen Herren in liebevollem, brieflichen Verkehr steht und von solchen Geschenke entgegennimmt, davor mag ich jeden warnen. Denn so ein verliebtes Mädchen zu bewachen, dazu gehören sieben Hunde und sieben Drachen und eine siebenmal festummauerte Burg, und wenn sie dann will, geht sie doch noch durch.“ Dergleichen gefühlsreiche Aufwallungen sind auch jetzt noch in unserer heimatlichen Lokalpresse häufiger, als man nach dem allgemeinen Stand unserer Klein- oder Mittelstandsbildung vermuten möchte.

Berlin, den 23. Juni 1912.

Unser allverehrter Vorsitzender, Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel, Stadtältester von Berlin, vollendet am heutigen Tage sein 75. Lebensjahr.

Wie die „Brandenburgia“ schon vor 5 und vor 15 Jahren seiner damals abgeschlossenen Lebensabschnitte feierlich gedachte, so fühlen sich die Mitglieder unserer Gesellschaft auch beim nunmehrigen Eintritt in das vierte Vierteljahrhundert seines arbeitsreichen Lebens bewogen, aus Dankbarkeit für seine Verdienste um die Gesellschaft, die er vor 20 Jahren begründet und seitdem so fruchtreich geleitet hat, ihm hierdurch die innigsten Glückwünsche darzubringen.

Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen und Anstalten, denen Friedel, zum Teil als Vorstandsmitglied, angehört, hat die „Brandenburgia“ den Vorzug, ihm am nächsten zu stehen. Ihr Dasein ist sein Werk. Ihrer Begründung hatte er schon in den 1870er und 1880er Jahren vorgearbeitet, als er, nach Schaffung des Märkischen Museums im Jahre 1874, zur Förderung des letzteren alles aus der Provinz heranzog, was sich für die Heimatkunde interessierte. Aus dem so gewonnenen Stamm für die Erforschung der heimatlichen Natur, Geschichte, Vorgeschichte und Kultur begründete er im Winter 1891/92 unsere „Gesellschaft für Heimatkunde“ („Brandenburgia“).

Was er dann wissenschaftlich und sonst innerhalb dieser Gesellschaft als dauernder Vorsitzender und als tätiges Mitglied geleistet hat, wie er nach allen in das Arbeitsgebiet der „Brandenburgia“ fallenden Richtungen wirksam gewesen ist, davon zeugen die Vereinsschriften „Das Monatsblatt“ und das „Archiv“.

Und trotz seines hohen Alters wirkt er unter grosser persönlicher und uneigennütziger Aufopferung in derselben wunderbar jugendlichen Kraft noch heute für die Gesellschaft fort.

Möge ein gütiges Geschick unsern verdienten und verehrten Leiter noch viele Jahre in gleicher Tatkraft der „Brandenburgia“, wie der Forschung im allgemeinen, erhalten!

Wassersport der Hohenzollern in der Mark.

Vortrag von Chr. Voigt am 28. Februar 1912.

Der gewaltige Werdegang Berlins vom Fischerdorf zur Weltstadt kommt, abgesehen von sonstigen Faktoren und Erscheinungen, in den gewichtigen Ziffern des Schiffahrtverkehrs der Reichshauptstadt sprechend zum Ausdruck.

Denken wir zurück an die Tage der Vorzeit, wo des Hevellers kunstloser Einbaum auf den stillen Gewässern der Mark seine einsame Furche zog, und vergleichen wir damit die Fülle neuzeitlicher Fahrzeuge an Dampfern, Seglern, Motorbooten usw., die teils zu Erwerbszwecken, teils zum Sportbetrieb heute die nämlichen Gewässer beleben, so erhalten wir eine Vorstellung von dem gewaltigen Aufschwung, den unsere Binnenschiffahrt im Laufe der Jahrhunderte unter den Hohenzollern genommen hat.

Man hat die Gewässer unserer Mark für die Zwecke des Wasserverkehrs als ideal bezeichnet, und mit Recht. Weder starke Strömungen mit hemmenden Wehren, noch mangelhafte Tiefenverhältnisse beeinträchtigen die freie Fahrt. Grüne Inseln mit freundlichem Baumschmuck locken zum Landen, und träumerisch spiegeln düstere Kiefern ihre Wipfel in den Seen, deren Ufer Röhricht und Mummeln malerisch umsäumen.

Den romantischen Reiz der märkischen Landschaft wußten die Hohenzollern von Alters her zu würdigen; sie legten darum ihre Parks und Schlösser immer mit Vorliebe an den Rand von Strom und See, um da ausgiebig dem Wassersport obzuliegen.

Was die Hohenzollern in unserer Mark auf dem Gebiete des Wassersports getan und mit welchen Mitteln sie ihn ausgeübt, darüber will ich im Nachfolgenden sprechen, und zwar werde ich mein Thema in der Zeitfolge, d. h. bei den einzelnen Regenten, behandeln.

a. Bis zum Großen Kurfürsten.

Es ist Ihnen gewiß bekannt, daß von den Turnieren der Ritterzeit sich in den Schiffer- und Fischerstechen ein Überrest in unsere Zeiten hinübergerettet hat.

Unter „Schifferstechen“ versteht man bekanntlich eine Belustigung der Schifferzunft, bei der der Schiffer auf einem Aufbau im Achterteil seines (Ruder-) Bootes stehend den Gegner im Wettbewerb mit einer vorn gepolsterten Stange ins Wasser zu stoßen sucht.

Dieser Sport wird heute noch in Süddeutschland ausgeübt und dient zur Verschönerung festlicher Veranstaltungen.

Auch im alten Berlin gab es Fischerstechen, die sich sogar Allerhöchsten Beifalls erfreuten. So veranstaltete der Kurfürst Joachim II. im Jahre 1567 bei Spandau auf der Malche, einer Bucht zwischen

Zitadelle und dem Eiswerder, ein Seagefecht zwischen Spandauer und Berliner Bürgern.

Th. Fontane schildert es uns im 3. Band seiner „Wanderungen“ — Havelland — höchst anschaulich. In aller Kürze sei es hier wiedergegeben:

Der Kurfürst kam abends spät mit Gefolge nach Spandau, übernachtete und beschied am andern Morgen früh den Bürgermeister Bartholomaeus Bier zu sich. Der Fürst eröffnete ihm, daß er die Berliner und Cöllner Bürger zu einem Schiffsgefecht mit den Spandauern beordert hätte, und ernannte ihn zum Admiral der Flotte. Waffen, Helme und Harnische hatte er gleich mitgebracht, ebenso hölzerne Spieße von einerlei Länge und Stärke. Großer Jubel bemächtigte sich darob der Spandauer Bevölkerung. In aller Eile wurden 20 Stromschiffe zusammengebracht, mit je 20 Mann besetzt und gefechtsklar gemacht, um die mit 30 Segeln anrückenden Berliner gebührend zu empfangen. Die Fischer vom Kiez wurden mit ihren Kähnen zur Hilfeleistung beordert, wenn Schiffer oder Kämpfer über Bord fielen. Ratmänner und Viertelmeister nebst sonstigen Bürgern waren die Kommandanten der Schiffe.

Um 9 Uhr endlich nahte der Feind vom Tegeler See her, wo er seine Flotte armiert und formiert hatte, an der Spitze das Admiralschiff mit dem Berliner Wappen, dem Bären im weißen Felde, im Vorschiff. Alle Schiffe waren in prächtigem Wimpel- und Flaggenschmuck, die Besatzung trug runde Hüte mit rotem Band und Federbüschen.

Nun gab ein Kanonenschuß von der Festung das Zeichen zum Angriff. Unter Trompetenschall entspann sich ein lebhaftes Gefecht auf dem großen und kleinen Malchsee, wobei eine Anzahl Leute über Bord ging, die aber von den zur Hilfe bestellten Fischern gerettet wurden.

Nach zweistündiger Dauer wurde das Gefecht, bei dem es trotz Harnisch und Helm manch blauen Fleck gab, abgebrochen, um am Nachmittag am Lande fortgesetzt zu werden.

Dieser erneute Kampf endete mit dem Sieg der Spandauer, die der Kurfürst mit dem Zuruf: „Kinder, ihr habt euch brav geschlagen“ belohnte.

Der Fürst geriet übrigens selbst ins Gedränge, sein Pferd wurde von einem Spieß getroffen. Er selbst hatte dem Wasserschauspiel von der Zitadelle mit dem größten Behagen zugesehen.

Diese Wasserspiele müssen sich weiter erhalten haben, denn eine zeitgenössische Chronik berichtet uns aus der Regierungszeit Joachim Friedrichs:

„Am Sonntage Trinitatis 1598 auf den Abend ist der Schiffstreit auf der Spree gehalten worden, daß die großen Schiffe, so auf der Spree voll Schützen, mit großen Stücken und anderem Feuerwerk von Spandau heraufgefahren gekommen, denen die Schützen, so der Kurfürst neuerlich hat anwerben lassen, auf der langen Brücke stehend, entgegen geschossen und also mit einander gekämpft haben, welches fast zwei Stunden gewähret.“

Schließlich wird uns — um es hier gleich vorwegzunehmen — von einem Schifferstechen aus dem Jahre 1728 berichtet. Es fand zur Verherrlichung des Besuchs des Polenkönigs und Sächsischen Kurfürsten Augusts des Starken in Berlin statt und wurde von den Halloren hinter dem Schloß auf der Spree aufgeführt.

b. Unter dem Großen Kurfürsten.

In Friedrich Wilhelm hatte der mehrjährige Jugendaufenthalt in den Niederlanden, die damals auf der Höhe ihrer Seemächtigkeit standen, die große Vorliebe für alles, was mit dem Seewesen zusammenhängt, eingepflanzt, und diese Vorliebe ward im Laufe der Zeit die Grundlage für die Schaffung der kurbrandenburgischen Marine glorreichen Angedenkens.

Unter den Kriegsschiffen des Fürsten befanden sich auch mehrere Jachten; auf Lieve Verschuurs schöner Darstellung der kurbrandenburgischen Flotte sehen wir u. a. eine Lustjacht des Kurfürsten mit dem hohen Herrn an Bord (Mod. Bild von Böhr), und eine zweite abgebildet, die als Raule's Jacht angesprochen wird. Da sie aber als Salzwasserschiffe meinem Thema fern liegen, bleiben sie hier außer Betracht. Neben ihnen gab es indes Jachten, die dem Süßwassersport gewidmet waren.

So erwähnt Nicolai in seiner Beschreibung von Berlin und Potsdam 1786 das Vorhandensein einer kurfürstlichen Jacht bei Kaputh. Einen Beleg dafür gibt der Marineetat vom Jahre 1684. Unter den Ausgaben der Admiralität Berlin ist da der Schiffer Onsen als Führer der Jacht zu Potsdam mit 8 Talern Monatsgehalt aufgeführt. Sehr wahrscheinlich stammte diese Jacht — wie fast alle kurfürstlichen Schiffe, ehe eigene Werften zu Berlin und Havelberg errichtet wurden, aus Holland. Denn der Kurfürst ließ 1676 durch den Schiffsbaumeister Michael Mathias Smids in Holland eine Süßwasserjacht bestellen, die 2076 $\frac{1}{2}$ Reichstaler kostete.

Mit dem Dasein dieser Jacht können wir die Begründung des Kaputher Schlosses in Verbindung bringen. Der Große Kurfürst hatte 1660 den Ort seinem Baumeister Philipp de la Chieze geschenkt, der sich bald das Schloßchen gebaut haben wird. Nach seinem Tode fiel es 1673 an den Kurfürsten zurück, der es ausbaute und seiner zweiten Gemahlin Dorothea überwies. Die Kurfürstin hatte hier ihren Wohn- und späteren Witwensitz.

Der Wasserverkehr Friedrich Wilhelms beschränkte sich indessen nicht auf Kaputh; auch weiterhin erstreckten sich die Fahrten über Werder durch den Tyroler Graben nach Bornim, wo der Fürst ebenfalls ein Lustschloß besaß. Nicht weniger beliebt war auch Schloß Oranienburg, das der Fürst seiner ersten Gemahlin Luise Henriette schenkte. Malerisch an der Havel gelegen war es geeignet, in der Kurfürstin die Erinnerung an ihre holländische Heimat wachzuhalten. Von beiden Schlössern besitzen wir anmutige Stiche von Peter Schenk, dem

Amsterdamer Kupferstecher, in seinem Werk „*Conspectus Berolini & Cliviae.*“

c. Unter Friedrich III. (I.).

So groß auch die Sympathien waren, die Kurfürst Friedrich III. den maritimen Bestrebungen seines großen Vaters entgegenbrachte, als er dessen gewaltiges Erbe, Kurbrandenburgs Marine und Kolonialbesitz antrat, es fehlte dennoch die treibende Kraft eines Benjamin Raule und die Sonne des Erfolges.

Gleichwohl betätigte Friedrich sein Interesse für Schifffahrt und Seewesen auf eine Weise, die seiner Neigung für die Entfaltung höfischen Prunkes entsprach und seiner jungen Königswürde Glanz verlieh, in dem Unterhalten prächtiger Lustschiffe, die eine Reihe von Jahren eine Zierde der Gewässer unserer Residenz bildeten.

Hier beginnt nun die glänzendste Epoche märkischen Wassersports, die in ihrer Vollkommenheit den Sportliebhaber nicht minder entzückt als den Kunstfreund.

Man hat Friedrich I. den Vorwurf nicht erspart, die Finanzkraft seiner Staaten ein wenig überschätzt zu haben. Mag dem sein, wie ihm wolle, der von dem Monarchen auf allen Gebieten gepflegte Luxus, mit dem die Entfaltung von Kunst und Wissenschaft Hand in Hand ging, strahlte auch auf den Schiffsbetrieb der Residenz über und schuf einen bis dahin unerhörten Glanz, der auch in der Folgezeit nicht wieder erreicht worden ist.

Der friedliche Schloßteich im Park von Charlottenburg, dem Lieblingsaufenthalt der geistvollen Sophie Charlotte, ward zum Jachthafen für die königlichen Prachtschiffe. Hier lustwandelte die Königin und pflog mit Leibniz philosophische Gespräche. Wie manches Mal mag da der Anblick der schönen Schiffe, einer Flottenmacht im kleinen, der Phantasie der Königin Flügel geliehen und sie aus den begrenzten Verhältnissen des jungen Königtums fortgetragen haben zu jenen Ländern, die in Seeschifffahrt und Welthandel Größe und Seegeltung erwarben, während ihr eigenes Land sich noch an dem Abglanz der Wirklichkeit genügen lassen mußte.

Zeitgenössische Abbildungen der Lustfahrzeuge sind uns mehrfach überliefert.

Auf einem das alte Berliner Schloß darstellenden Ölbild, das nach der 1694 neuhergestellten Langenbrücke zu urteilen etwa aus dem Jahre 1695, also noch vor dem Umbau durch Schlüter, stammt, sehen wir ein Lustschiff, das an der Wasserfront des Schlosses vertäut ist; sein Spiegel ist mit einer geschnitzten Krone und dem roten Adler geschmückt. Ein anscheinend dazu gehöriges verziertes Boot nähert sich der bewimpelten Jacht. Das Original befindet sich im Schlosse zu Tamsel bei Cüstrin, eine Kopie im Märkischen Museum.

Eine zweite, ebenfalls die Wasserseite des Berliner Schlosses darstellende Abbildung mit dem Heck eines Lustschiffes hat uns Peter Schenk überliefert.

Gar bald aber nach seinem Regierungsantritt muß der Kurfürst seine Jachtflotte erheblich vermehrt haben, denn der Italiener Bichi (Ruspoli), der 1696 den Berliner Hof besuchte, berichtet von vier angeblich in England gebauten Jachten und weiterhin von 5 reichbemalten und mit Vergoldung geschmückten Galeeren mit 18 Ruderbänken. Von dieser Flottille, wie sie vor dem Köpenicker Schloß versammelt ist, gibt uns ein Stich von Peter Schenk in seinem „*Conspectus Bero- lini pp.*“ und ein Ölgemälde, das im Hohenzollern-Jahrbuch 1902 wieder- gegeben ist, einen anschaulichen Begriff.

Daß diese Fahrzeuge dem damaligen Berlin und seinem Schiffs- wesen als reizvolle Folie und willkommene Ergänzung dienten, wird uns begreiflich angesichts des gesteigerten Schiffsverkehrs, zu dessen Hebung der von dem Großen Kurfürsten angelegte Neue Graben oder Müllroser Kanal wesentlich beitrug.

„Berlin als Seestadt“ — keine geeignetere Bezeichnung könnten wir für eine Ansicht Berlins finden, die uns Peter Schenk in seinem Werk „*Hecatompolis*“ gibt. Im Hintergrunde die Stadt mit ihren ragenden Türmen und dem Schloß, im Vordergrund neben Frachtkähnen Lustjachten mit Damen an Bord.

Schließlich verdient hier ein Bild des von Friedrich I. erbauten Schlosses Monbijou aus dem „*Theatrum Europaeum*“ Erwähnung. Auf der Spree zeigt sich ein prächtiges Lustschiff, das als Gallionsbild einen blasenden Triton aufweist, das Heck schmückt eine Laterne, und ein großer fester Baldachin nimmt die Mitte des Oberdecks ein. Die Fort- bewegung erfolgt durch Staken am Heck. Im Gegensatz zu dem Prunk- schiff steht der rechts befindliche Lastkahn.

Die hauptsächlichste Bereicherung erfuhr das Berliner Schiffs- wesen durch zwei Prachtschiffe des Königs, die im Geschmack der Zeit mit allem erdenklichen Glanz und Luxus ausgestattet waren.

Im Jahre 1704 beauftragte der König den Maler und Baumeister Michael Maddersteg, einen Schüler Backhuisens, der „wegen seiner Kunst in der Mahlerey, absonderlich in See-Bataillen“, 1698 zum Hof-, See- und Schlachtenmaler mit 1000 Talern Gehalt bestellt ward — unter der Bedingung, für niemand anders als für den Kurfürsten zu arbeiten —, mit der Beschaffung eines Lustschiffes in Holland. Von den nach Berlin gesandten vier Modellen wählte Friedrich den eigenen Entwurf des Künstlers. Im August 1705 war das Schiff fertig zur Abfahrt nach Hamburg. Bezeichnend für die unsichere politische Lage jener Zeit ist, daß es angezeigt erscheint, für diese sowie für die zwei Jahre später bestellte neue Jacht bei Ludwig XIV. einen Paß für freie Fahrt des Schiffes einzuholen.

Mit ihr sandte Schmettau*) dem König eine Anzahl exotischer Vögel, mit dem Wunsche, daß die Jacht „lange Jahre zu Dero plaisir dienen möge“. Zur Pflege und Wartung der Vögel wird der Kutscher des Gesandten, der in Berlin Frau und Kinder hat, mit einem Wochenlohn von 1½ Taler mitgeschickt.

Die Fahrt nach Hamburg ging im Schlepp über die Watten glücklich von statten. Mit dem Eintreffen in Stade am 1. September 1705 versiegen indes die Nachrichten über das weitere Schicksal des Schiffes. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es in den Bestand der königlichen Lustfahrzeuge übergegangen und hat neben der zwei Jahre später, ebenfalls nach Madderstegs Entwurf zu Amsterdam erbauten zweiten Jacht Dienste getan. Diese kostete das Doppelte der ersten und war aufs prächtigste ausgestattet.

Eine Probefahrt in Amsterdam ergab, daß die Jacht überaus „wohl und scharf“ segelte (beim Aufkreuzen) und allen Schiffen und verschiedenen Jachten vorüberlief.

Sie ward von dem Künstler persönlich auf dem nämlichen Wege wie die erste Jacht nach Berlin übergeführt, und langte im November 1707 auf der Havel an, konnte aber wegen niedrigen Wasserstandes erst im folgenden Jahre die Spree aufwärts nach Berlin gebracht werden, wo ihr Eintreffen nach den Berichten von v. Besser und Heusch großes Aufsehen machte.

Ihren Liegeplatz erhielt die Jacht zunächst an der Wasserseite des Schlosses; später ward sie nach Potsdam übergeführt und in dem neuangelegten Neptunsteich im Lustgarten verankert.

Mehrere vorzügliche Abbildungen sind uns von dem schönen Schiff überliefert.

1. Die Jacht vor Amsterdam. Stich von Johann Ludwig v. Wolfgang. Das Schiff ist in der Ausrüstung begriffen, noch fehlt die Geschützarmierung. In einem lateinischen Carmen unterhalb des Bildes besingt David van Hoogstraaten Friedrichs Verdienste und hebt die Vorzüge der Jacht hervor, an der die Nixen der Spree ihre Freude haben werden.

2. Ungleich großartiger wirkt das Lustschiff auf uns in dem Stich des Königlichen Hofgraveurs Johann Georg Wolfgang, der nach dem verloren gegangenen Ölgemälde Madderstegs angefertigt ist.

Bei näherer Betrachtung des Bildes entdecken wir eine Fülle interessanter Einzelheiten. Schloß und Spree sind von Norden, das Schiff schräg von achtern gesehen; es kehrt uns sein Heck und die Steuerbordseite zu und liegt zwischen Burgstraße und Lustgarten, dessen Grotte und Gitter nebst der Orangerie sichtbar sind, anscheinend bei dem damals noch vorhandenen Spreearm, im Hintergrunde die lange Brücke mit dem Denkmal des Großen Kurfürsten und die Türme von St. Nicolai und St. Petri. Brücke, Lustgarten und Ufer sind dicht mit

*) Der preußische Gesandte bei den Niederlanden.

Menschen besetzt. An den offenen Kajütenfenstern ist der König mit Gefolge sichtbar. Auf dem Oberdeck erblicken wir eine stattliche Anzahl vornehmer Passagiere. Boote und Kähne mit geputzten Zuschauern und neu hinzukommenden Gästen umschwärmen das prächtige Schiff, auf dessen Kampagne kostümierte Hofpauker und Hoftrompeter mit betäubten Hüten musizieren.

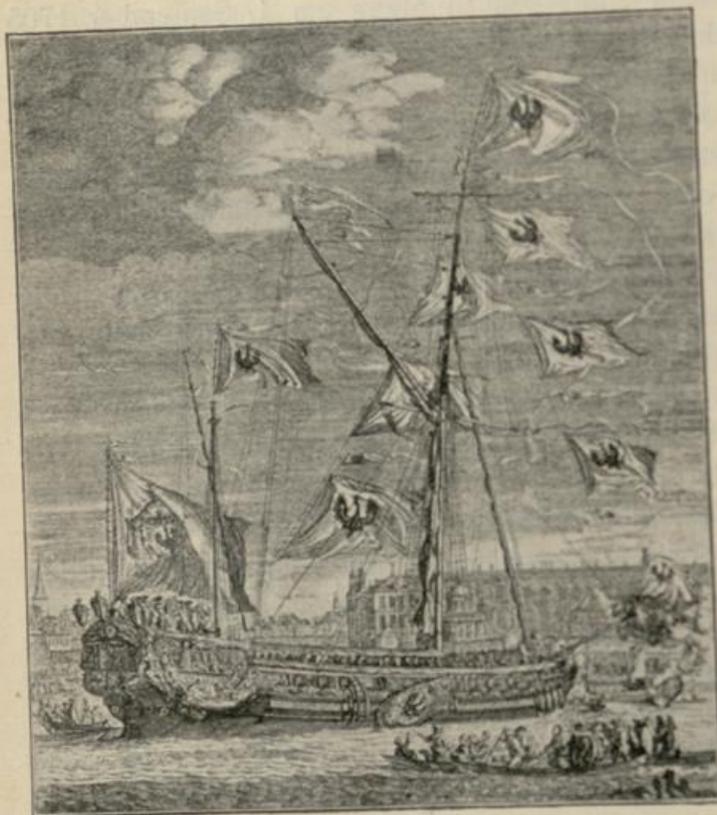


Abb. 1. Lustjacht „Friedrich“ König Friedrichs I. beim Einzuge am 8. März 1708.

als Lustschiff und als Abbild der Seefahrt unter dem Märkischen Himmel zu verwenden.“

Demnach führte die Jacht den Namen „Friedrich“ oder „Friedericus“. (Ersterer wird uns auch von Nicolai überliefert).

Von besonderem Interesse ist die äußere Ausschmückung des Schiffes. Der Spiegel zeigt ein von zwei Genien getragenes Medaillon mit dem Bild des Königs, oberhalb den Namenszug F. R. umgeben von allegorischen Frauengestalten. Am Heckrande rechts eine Frauengestalt mit Rüstung und Zepter, Europa darstellend, neben ihr, an der Steuerbordseite, Afrika im Federschmuck mit Palme, Kamel und Strauß.

*) Dem Kaliber nach 3- und 4-Pfünder.

**) Bei v. Köhnen: Heft XX der Schriften des Vereins für Geschichte Berlins: Berlin, Moskau, St. Petersburg 1649–1763 Berlin, 1882 (S. 117–130) irrtümlich mit Vorderteil übersetzt.

Die lateinische Unterschrift des Bildes besagt:

„Lustjacht, 82 Fuß lang und 23 breit, mit 22 metallenen Stücken*) armiert, mit allerlei Bordgerät und Kajütenausrüstung reich ausgestattet und mit prächtigem Heck-**) und sonstigen Verzierungen, mit berechtigtem Stolz den Namen von Preußens erstem König führend, die Friedrich, der erhabene König, seines Reiches Begründer, nach dem von ihm genehmigten Modell in Belgien (Holland) hat erbauen lassen und über See nach der Spree überführen lassen, um sie für seine Zwecke zu benutzen und

An der anderen (Backbord-) Seite, können wir annehmen, waren Asia und Amerika vorgesehen. Die Außenwand der Kajüte zeigt das Meer mit Schiffen und dem Wagen der Amphitrite, von Hippokampen gezogen und begleitet von Tritonen und Nereiden. Außenbords weist der Rumpf reiche Malerei auf, die Geschützporten umgibt ein Lorbeerkranz mit Krone, als Gallionsbild ist ein Reiter in römischer Rüstung angebracht.

Die drei Hecklaternen tragen Kronen, ebenso die Raanocken, der Göschstock und der Flaggenstock am Heck mit der heraldisch bedeutungsvollen Königsstandarte.

Auf dem Seitenschwert, das v. Köhne in seiner Beschreibung irrtümlich als Steuer bezeichnet, sehen wir den preußischen Königsadler, der auch sonst auf dem reichen Flaggen- und Wimpelschmuck vertreten ist.

An Takelage führte das Schiff: Großmast, dessen Topp eine Figur schmückt, mit Rahtoppsegel und Gaffelsegel ohne Baum, vorn Stagfock, Bugspriet mit Klüver, ferner achtern einen Treibermast mit dem dreieckigen Besahn. Die Segel sind festgemacht und das Schiff wird mittels Trosse von einer Anzahl Soldaten, die wir rechts am Ufer erblicken, unter Leitung eines Berittenen verholt.

Nach der Erklärung des Stiches bleibt noch die Frage zu beantworten, welchen Zeitpunkt und welches Ereignis unser Bild darstellt. Dieses selbst enthält darüber keine Andeutungen. Nach den Berichten von Heusch und v. Besser schließe ich, haben wir den feierlichen Einzug der Jacht am Donnerstag, den 8. März 1708 vor uns. Die gewaltige Ansammlung von Zuschauern, der reiche Flaggen- und Wimpelschmuck des Schiffes und der vom Salutieren herrührende Pulverdampf entspricht ebenso den Schilderungen der genannten Augenzeugen, wie die rechts befindliche, das Schiff begleitende „Fregatte“ und die die Schlepptrasse bedienenden Soldaten. Ich muß gestehen, daß mir letzterer Umstand einiges Kopfzerbrechen verursachte; ich wußte mit der Bedeutung der Trosse nichts anzufangen. Erst Heuschs Schilderung mit der Angabe, daß die Jacht wegen Windstille geschleppt werden mußte, wies mich hin auf die Übereinstimmung von Bild und Beschreibung.

Kurzum, in allen Einzelheiten passen die Ausführungen der genannten Quellen, so daß ein Zweifel an dem Datum nicht möglich ist.

3. Eine weitere gute Abbildung von der Lustjacht zeigt uns der Stich von Georg Paul Busch aus dem Jahre 1717 nach einer Zeichnung der Frau Werner.

Wir sehen die Jacht an der Treidelleine, vorn den Schiffbauerdamm, hinten Dorotheenkirche, die von Schlüter 1712 erbaute Loge (Royal York) und die Stadt selber.

Dem Lustschiff war eine gewisse Rolle in der Reihe der höfischen Veranstaltungen zugewiesen. Besonders kam dies zum Ausdruck bei der berühmten Dreikönigszusammenkunft im Sommer des Jahres 1709 zu Berlin.

Hier kamen August der Starke von Sachsen und Friedrich IV. von Dänemark mit dem preußischen Herrscher zusammen. Die Jacht befand sich bei der Ankunft der hohen Gäste in Potsdam und gab am Lustgarten einen Salut aus ihren 22 Geschützen ab. Auch hören wir von einer Besichtigung der Jacht durch den Dänenkönig in Begleitung des preußischen Monarchen.

Mit dem Ableben des ersten Preußenkönigs ging die Jacht in den Besitz des sparsamen, allem Prunk abholden Soldatenkönigs über. Dieser wußte mit dem kostbaren und kostspieligen Schmuck der Residenzgewässer nichts anzufangen, er machte die Jacht daher dem großen Peter bei einem Zusammentreffen in Havelberg im Jahre 1716 gegen eine Anzahl langer Kerle zum Geschenk.

Der Schiffer Jänicke wurde mit der Überführung des Schiffes von Potsdam betraut, in Altona wurde aber schon eine umfangreiche Bodenreparatur erforderlich, deren Kosten der neue Besitzer zu tragen hatte. Erst im Jahre 1719 gelang die Überführung nach Petersburg zur großen Freude Peters, der der Jacht den Namen „Die Krone“ verlieh.

Unsere Vorstellung von Friedrichs I. Wirken für den Wasserverkehr der Mark wäre nicht vollständig, wollten wir seiner Vorliebe für die Wasserstrassen der Residenz und deren Ausnutzung unerwähnt lassen. So legte er, um Berlin mit dem Schönhauser Schloß besser zu verbinden und zur Vermeidung des staubigen Landweges einen Kanal an, der streckenweise die Panke benutzte und beim Unterbaum in die Spree mündete. Infolge des Ablebens der Königin Sophie Charlotte blieb der neue Wasserweg als Schönhauser Graben unvollendet. Reste desselben sind der älteren Generation noch unter dem Namen Charitégraben bekannt. Auch nach Charlottenburg, wohin nur ein sandiger Landweg führte — Chausseen gab es damals noch nicht — schuf der König eine Wasserverbindung mittels der sog. Treckschuten. Ein solches Fahrzeug ward aus Holland verschrieben, wo diese Art Fahrzeuge einen geregelten Omnibusverkehr auf dem Wasser herstellen. Die Treckschute ward von 2 Pferden gezogen, sie trug ein festes Dach für schlecht Wetter. Eine Zeichnung des Schiffes ist uns von Eltester überliefert. Täglich fanden 2 Fahrten zwischen B. und Ch. statt. Abfahrtstelle war Monbijou. Auf dem Schifferdamm und weiterhin an der Spree entlang war der Treidelsteg. Jede Fahrt kostete 2 Groschen. Im Lauf der Zeit schloß das in Privatbetrieb übergegangene Unternehmen ein. Als schwacher Rest können die Moabiter Gondeln gelten, die noch in unsere Zeit hinein den Verkehr zwischen den Zelten und Moabit vermittelten. Sie trugen ein festes Holzdach und führten bunten Flaggen-schmuck, wodurch sie den wagehalsigen Berliner unschwer zu einer Seefahrt verleiteten, die unter den Sirenentönen des Schifferklaviers alias Harmonika vor sich ging. Ein Modell einer solchen Gondel befindet sich übrigens im Märkischen Museum.

d. Unter Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II.

Mit der Fortschenkung des größten und schönsten Lustschiffes ging es mit dem Berliner oder überhaupt märkischen Wassersport bergab. Die Stellung des Soldatenkönigs zum Seewesen ist bekannt; sie entsprach nicht dem Standpunkt seines großen Sohnes. Dieser bekundet sein lebhaftes Interesse für Seehandel und Schifffahrt in der Gründung der Emders Asiatischen Kompagnie (i. J. 1750), deren blühende Entwicklung leider durch den Ausbruch des 7jährigen Krieges ein vorläufiges Ende bereitet.

Für seine Person beschaulichen wassersportlichen Neigungen nachzugehen, dazu läßt dem großen König der schwere Kampf gegen Halbeuropa keine Zeit. Als heitere Erinnerung an die frohe Jugendzeit nimmt er das Gedenken an Rheinsbergs idyllische Tage, als zierliche Gondeln mit schönen Damen und eleganten Kavalieren jenen verträumten Gewässern ein eigenartig reizvolles Leben verliehen, mit sich ins Feldlager.

Eher konnte Friedrichs Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II. den Genüssen huldigen, die die schönen Havelseen boten. Vom Potsdamer Marmorpalais am heiligen See aus fuhr er, ein waidgerechter Nimrod, hinüber zur Pfaueninsel zur Schnepfen- und Entenjagd. Auch in Gesellschaft der Damen seines Hofes besuchte er die liebgewordene Insel. Auf der Waldwiese gab es Tänze und ländliche Spiele mit türkischen Zelten und Musikbegleitung. Schließlich erwarb der Herrscher die dem Potsdamer Waisenhaus gehörende Insel und schuf Park- und Schloßanlagen auf ihr. Die Zeichnung zu dem Schlosse rührt übrigens von der Gräfin Lichtenau her, die das Motiv einem italienischen Vorbild entnahm. Die hohe Dame beschränkte also, wie man sieht, ihre Handfertigkeit nicht bloß auf das Züchtigen von Kammerdienern und Lieferanten.

Von nun an schweigt die Geschichte von wassersportlicher Betätigung unseres Herrscherhauses. Erst mit Napoleons Niederwerfung, nachdem die Völker sich von dem Druck des Eroberers freigemacht, wenden Preußens Herrscher ihr Augenmerk wieder den märkischen Gewässern zu.

e. Unter Friedrich Wilhelm III. bis zur Gegenwart.

Um das Andenken an die Waffenbrüderschaft gegen Napoleon I. zu ehren, stifteten die verbündeten Monarchen einander Geschenke, die dem gegenseitigen Freundschaftsverhältnis besonderen Ausdruck geben sollten.

So machte Georg III. von England dem König Friedrich Wilhelm III. eine kleine Fregatte zum Geschenk. Das kleine Fahrzeug traf 1814 in Potsdam ein, bot aber wenig Gelaß für Passagiere; auch müssen die Vorkehrungen für die Überwinterung des Schiffes wohl nicht ausreichend gewesen sein, denn schon Ende der 20er Jahre ist es dem Einfluß von Wind und Wetter erlegen. Der Wunsch nach Ersatz war

umso berechtigter, als die Jacht neben den Annehmlichkeiten der Wasserfahrten auch zu Anker eine reizvolle Staffage der Pfaueninsel, ihres Liegeplatzes, bot. Eine glückliche Lösung der Ersatzfrage brachte hier die Hochherzigkeit der Königin von England, die dem Preußischen Gesandten in London, von Bülow, im Jahre 1830 unter Hinweis auf eine vor dem Schloß Windsor ankernde Fregatte anvertraute, der König (Wilhelm IV.) habe dem preußischen Herrscher ein gleiches Schiff als Geschenk zgedacht.



Abb. 2. Fregatte „Royal Louise“ zu Potsdam.

Königin Louise zu Ehren den Namen „Royal Louise“ erhalten hatte, an seinem Bestimmungsort ein und ward am 22. Juni durch Lord Adolphus Fitz-Clarence, einen Sohn des englischen Herrschers, in Begleitung einiger britischer Seeoffiziere feierlich übergeben. Als der König an Bord ging, sank die englische Flagge und die preußische Kriegsflagge — der schwarze Aar mit dem eisernen Kreuz — stieg empor.

Bei der nachfolgenden Festtafel auf der Pfaueninsel trank der König auf das Wohl des Königs von England, auf die britische Marine und die Erinnerung von 1815, wo beide Armeen Schulter

Der Bau erfolgte nach den Entwürfen des Schiffsbaumeisters Long und unter dessen Aufsicht auf der Werft von Woolwich und ward so gefördert, daß die Fregatte Ende Mai 1832 in Begleitung eines englischen Regierungsdampfers nach Hamburg übergeführt werden konnte. Der niedrige Wasserstand der Elbe und Havel erlaubte ihr jedoch nicht, auf eigenem Kiel nach Potsdam zu schwimmen. Es ward daher eine Zille versenkt, die Fregatte fuhr über sie hin, dann ward jene nach Art eines Schwimmdocks durch Lenzpumpen wieder gehoben. Mitte Juni traf das schmucke Schiff, das der unvergessenen

an Schulter gefochten. Die Musik spielte „God save the King“ und „Rule Britannia“.

Zur Sicherung des Schiffes ließ der König sogleich am Südufer der Pfaueninsel einen überdachten Winterhafen einrichten. Noch heute findet hier die Fregatte ihr Obdach, wenn die Außerdienststellung im Herbst sie ihrer luftigen Takelung beraubt. Dieser weisen Fürsorge im Verein mit durchgreifenden Ausbesserungen ist es zu danken, daß das schöne Schiff sich bis heute so vorzüglich erhalten hat.

Noch einige Worte über das Schiff selber. Bei einer Länge von 15 m hat es 4,2 m Breite, der Tiefgang beträgt 1,6 m, die Höhe des Großmastes beträgt oberhalb der Wasserlinie 13 m. Unter Wasser ist

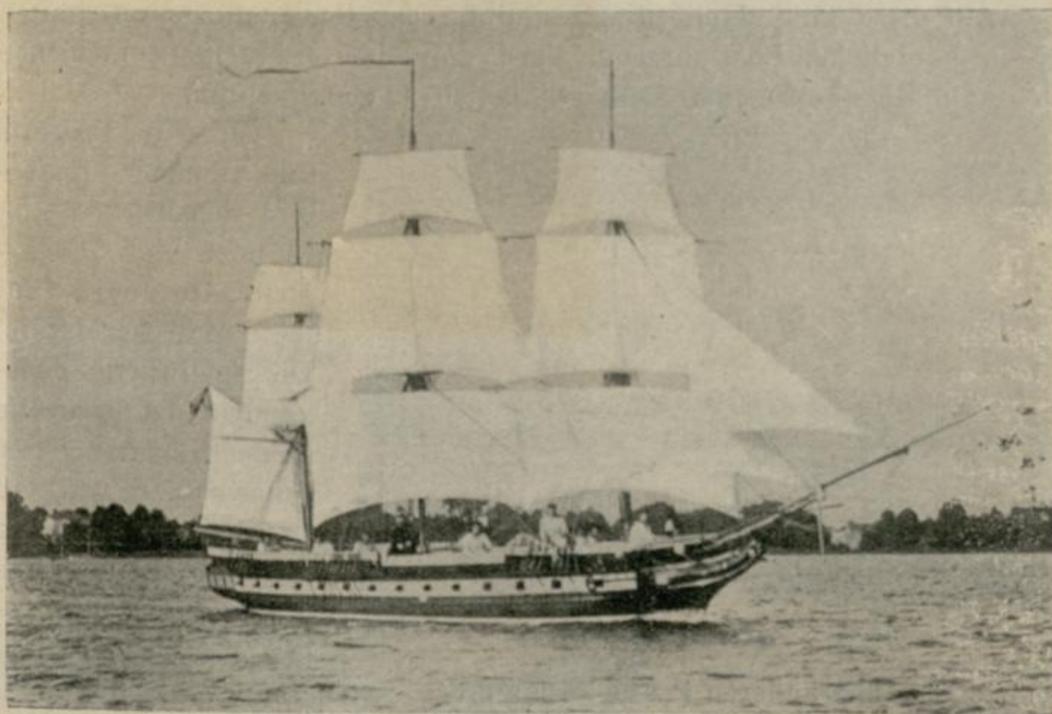


Abb. 3. Fregatte „Royal Louise“ mit Backstagsbrise segelnd.

der Rumpf gekupfert, über Wasser hat er den Anstrich der alten Fregatten, schwarz mit weißem Kanonengang. Die Geschütze sind durch herausstehende hölzerne Köpfe markiert; daneben führt die Jacht auf dem Achterdeck zwei messingene Salutgeschütze, mit denen nach altem Brauch bei Sonnenuntergang unter Einnehmen der Flagge der Abendschuß gefeuert wird. Das Gallion schmückt ein schwarzer geschnitzter fliegender Adler.

Die Bedienung der Fregatte wurde zunächst von den mit ihr herübergekommenen englischen Seeleuten versehen; als Ersatz für sie traten — nach Mersmanns Geschichte des Garde-Pionier-Bataillons, Berlin 1889 — 1 Unteroffizier und 2 Gemeine hinzu, die zur Pontoniersektion der Garde-Pionier-Abteilung gehörten und zur Beaufsichtigung

des bei Berlin stationierten Kanonenboots Thorn dienten. Die Leute trugen Marineuniform mit Jacken, rote Westen (?), weiße Hosen und Hüte. Das Kommando wurde später auf 1 Unteroffizier und 8 Mann verstärkt; es erhielt die Bezeichnung „Mariniers“ und übernahm fortan die Bedienung der Königlichen Lustfahrzeuge. Neben dem Dienst auf dem Kanonenboot 1834 finden wir das Kommando um 2 Köpfe Gemeine verstärkt; 10 Jahre später wurden die Leute auf Antrag der Intendantz der Königlichen Gärten auch in der Führung von Dampfschiffen der Seehandlung ausgebildet.

Die „Mariniers“ blieben bis 1850 der Pionier-Abteilung zugeteilt, mit diesem Zeitpunkt wurden sie der neugebildeten preußischen Marine überwiesen.

Auf diese ging damit die Gestellung der Bedienungsmannschaften für die königlichen Lustfahrzeuge über. Mit dem Jahre 1850 erschienen die ersten Blaujacken, um dann alljährlich wiederzukehren.

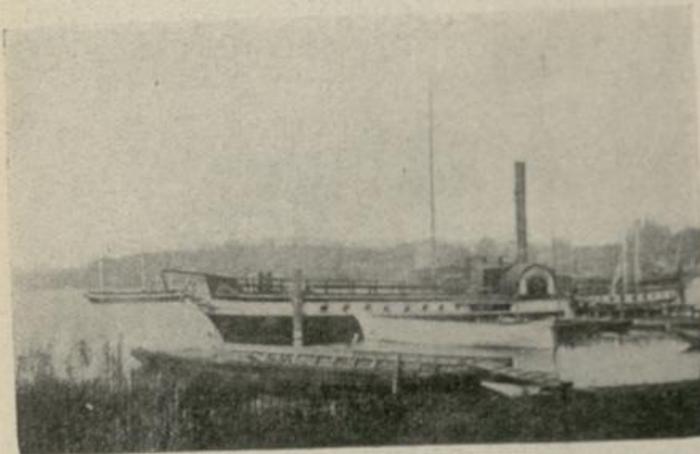


Abb. 4. Raddampfer „Alexandria“.

Außer der Fregatte und einigen Ruder- und Segelbooten gibt es noch eine Dampfjacht „Alexandria“ auf der Matrosenstation. Die gegenwärtige „Alexandria“ ist die zweite ihres Namens. Der Name stammt von dem früheren Raddampfer „Alexandria“ her, der ursprünglich der Königlichen Seehandlung

gehörte und mit anderen Passagierdampfern den Verkehr zwischen Potsdam und Hamburg vermittelte, ehe noch die Berlin-Hamburger Eisenbahn bestand.

Diese Dampferlinie eröffnete ihren Betrieb 1832, sie „bot vielfache Bequemlichkeiten, die man auf der Postwagenreise entbehren muß“. Die Schiffe waren Raddampfer und hießen: „Prinz Karl von Preußen“, „Falke“ und „Adler“, als Reserve diente unsere „Alexandria“; ihre Einrichtung war prächtig, sie hatten gutes Personal und Restauration zu vorgeschriebenen Preisen. Der Tiefgang betrug nur 18—24 Zoll. Als Nachtlager dienten in der ersten Kajüte weich gepolsterte Lehnstühle. Die Fahrten zwischen beiden Plätzen erfolgten dreimal wöchentlich und dauerten stromab 21—25, stromauf 30—36 Stunden.

Mit dem Eingehen der Dampferlinie Potsdam—Hamburg wurde die Alexandria in den Bestand der königlichen Lustwasserfahrzeuge übernommen, für die sie vermöge ihrer vortrefflichen Ausstattung eine will-

kommene Bereicherung abgab. Ein goldenes Seepferd schmückte das Gallion des Schiffes, das 1844 auf der Borsigschen Werft zu Moabit erbaut war.

Allmählich stellte sich der Ersatz des alten nicht mehr ganz zeitgemäßen Raddampfers durch ein modernes Schraubensfahrzeug als notwendig heraus. Die neue Jacht ward 1887 auf der Werft von Aron & Gollnow zu Stettin erbaut. Noch heute versieht sie ihren Dienst.

In Berlin ist sie eine bekannte Erscheinung, trägt sie doch alljährlich unsern Kaiser vom Zollernschloß zu Cölln an der Spree hinaus zu den Grünauer Ruderwettkämpfen.

Hier gestaltet sich die Anwesenheit der weißen Jacht immer zu einem

frohen Ereignis für Rennfahrer und Zuschauer. Mit Aufmerksamkeit verfolgt der Kaiser mit seinem Gefolge die Wettfahrten und läßt es

sich nicht nehmen, den beglückten siegreichen Mannschaften die Preise persönlich auszuhändigen.

Es erübrigt noch, mit einigen Worten des Leiters der Königlichen Matrosenstation, des Königlichen Jachtkapitäns Herrn Velten zu gedenken. Er ward 1876 als Steuermann der Kaiserlichen Marine nach Potsdam berufen, um Stellung und Amt des bejahrten

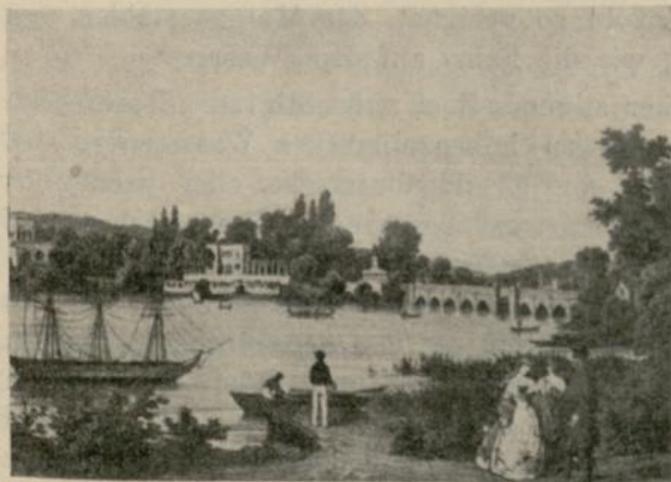


Abb. 6. Matrosenstation zu Potsdam
(nach einem alten Stich aus dem Jahre 1863).

Schiffsführers Zwanziger zu übernehmen. Den verantwortungsvollen, aber auch befriedigenden und erfreulichen Posten hat Herr Velten bis heute in voller Rüstigkeit ausgefüllt; seine große Tüchtigkeit wurde von Seiner Majestät durch Verleihung des Titels „Königlicher Jachtkapitän“ im Jahre 1906 belohnt.

Um auf unsere Matrosenstation zurückzukommen, so wissen wir,

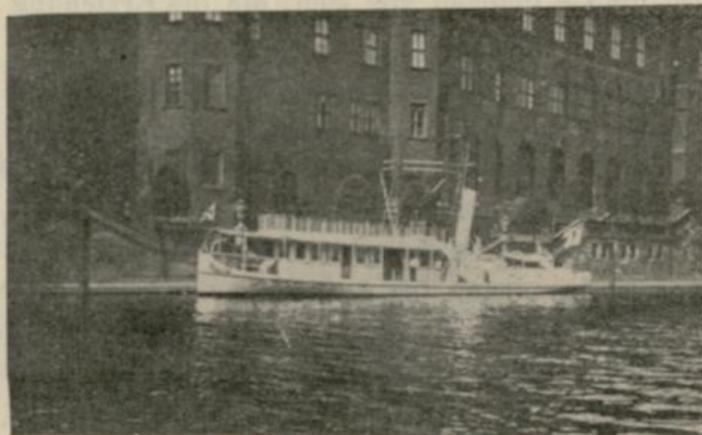


Abb 5. Schraubendampfyacht „Alexandria“.

daß sie sich der steten Anteilnahme unseres Kaisers erfreut. In den Jahren 1903—05 wurden ihre Gebäude und Anlagen nach den Plänen Sr. Majestät in norwegischem Stil neuerrichtet.

Unser Kaiser hat damit eine Lieblingsidee, die aus seiner Jugendzeit her stammt, in die Tat umgesetzt. In dem Ideenkreis der hohen Mutter, einer Tochter des seemächtigen Albions, ging die Entwicklung des jungen Prinzen vor sich, die die Erziehung zum Seemann bezweckte.

Wie rührend mutet uns das Bildchen an: „Prinz Wilhelm in seinem ersten Schiff“, das unsern Kaiser in frühester Jugend darstellt. Wie lehrreich ist der Vergleich zwischen einst und jetzt, zwischen des Kindes Spiel und der Betätigung des gereiften Mannes, der oben auf der Kommando- brücke Deutschlands Panzerflotte mustert. In Wechselwirkung mit der seemännischen Veranlagung und dem Besitz nautischer Kenntnisse unseres Kaisers, zu denen die Ausübung des Sports den Grund legte, steht seine wassersportliche Betätigung, und gern kehrt der Kaiser von seiner Stellung als Deutschlands oberster Seeherr mitunter zurück zum frisch-fröhlichen Segelsport, als dessen Hort und Förderer er heute gilt. Ohne seine Gegenwart findet keine größere Regatta statt, und unter seiner Ägide hat dieser Sport ebenso wie die Marine einen ungeahnten Aufschwung genommen. Möge diese Entwicklung auch fürder vor sich gehen zum Segen unseres Vaterlandes! Sprach doch der Kaiser am 18. Juni 1899 bei der Elbsegelregatta zu Hamburg die bedeutungsvollen Worte:

„Keine Kunst ist wohl so geeignet, den Mut zu stählen und das Auge zu klären, wie die Fahrt auf dem Wasser.“

Und wir als treue Märker stimmen dem aufrichtig zu. Ist es doch unsere Mark, auf deren Gewässern hohenzollerscher Wassersport sich betätigt hat zu Zeiten, wo es eine brandenburgische oder preußische Flotte nicht mehr gab und unsere Kriegsflagge von der See verschwunden war. Wenn auf solche Weise im Gedenken an die Meerfahrten Kurbrandenburgs die Tradition gewahrt und in friedlichem Spiel weiteren Kreisen unseres Volkes das Verständnis für See und Flotte erschlossen worden ist, so gebührt das Verdienst daran in erster Linie unseren Hohenzollern, dank der Unterstützung, die sie allen auf Hebung und Pflege des Wassersports in der Mark hinzielenden Bestrebungen bis zur Gegenwart haben angedeihen lassen.

Berlin als Fremdenstadt vor zweihundert Jahren.

Von Siegfried Michaelis.

Die gewöhnliche Quelle, aus der wir unsere Kenntnis der Städtebilder früherer Jahrhunderte schöpfen, bilden, wenn wir von gelehrten Darstellungen absehen, die in der Memoirenliteratur zerstreuten Angaben, sowie vor allem die in den Briefen mehr oder minder berühmter Zeitgenossen niedergelegten Schilderungen. In beiden Fällen steht die Person des Mitteilenden in dem Vordergrund, und wir werden das Stadtbild auch nur durch sein Auge wiedersehen. Ein recht objektiver Schilderer ist dagegen das Reisehandbuch, und nach einem solchen versuchte ich, mir ein Bild der Stadt Berlin wieder hervorzurufen, wie es sich dem Vergnügungsreisenden vor zweihundert Jahren bot. Allerdings mußte sich der vor mir liegende Reiseführer aus dem Jahre 1713 — wohl das erste Buch dieser Art in deutscher Sprache —, der auf 800 Seiten Duodezformat ganz Mitteleuropa, Frankreich und Italien behandelt und noch dazu „56 accurate Post- und Bothen-Carten“ gibt, recht kurz fassen, aber die Beschreibung ist köstlich zu lesen und wird jedem Kenner der heutigen Berliner Verhältnisse zu denken geben. Es ist darum vielleicht das Beste, die Beschreibung wort- und buchstabengetreu wiederzugeben und dem Leser die Kommentierung, die man an jedes Wort knüpfen möchte, selbst zu überlassen. Nur eines sei besonders hervorgehoben: Schon damals war eine der beachtenswertesten Erscheinungen in Berlin die täglich aufziehende Wache.

Doch wie kommen wir nach Berlin? Wir entnehmen dies dem „Verzeichnis, wie Seiner Königlichen Majestät in Preußen usw. Posten in Dero Residentz-Stadt Berlin ein- und ablaufen“. Der Verkehr nach Berlin muß nach dieser Postliste zu urteilen, im Vergleich zu mancher anderen bedeutenden Stadt Deutschlands schon damals, so lächerlich gering er uns auch heute erscheinen mag, verhältnismäßig sehr bedeutend gewesen sein, denn daß an einem Tage, wie z. B. Dienstags in Magdeburg oder Donnerstags in München, eine Post weder ankommt noch abgeht,

war in Berlin nicht mehr der Fall. Man zahlte für eine Reise mit der geschwinden Post z. B. von Berlin nach Potsdam 18 Groschen, nach Hildesheim 6 Thaler 14 Groschen, nach Stettin 3 Thaler 21 Groschen, nach Königsberg i. Pr. 17 Thaler 3 Groschen. Die Ordnung auf den Posten wahrte das „Königl. Preußische Fuhr-Reglement“ „signatum Cölln an der Spree, den 30. August Anno 1700 Friderich“, das ganz den straffen Geist der preußischen Verwaltung zeigt.

Wegen eines guten Unterkommens in Berlin brauchen wir nach unserem Führer keine Sorge zu tragen. „Die vornehmsten Wirthshäuser sin bey Herrn Doctor Gersheim in der Spandauischen Straße, in Herrn Doctor Schmidts Hause, item; bey der Frau Schoenauerin, Mrs. Wilckens und Herrn Casan im Oranien-Baum, in der Heil. Geist-Straße, in der Brüderstraße ist Mrs. Vincent bekannt, in allen diesen jetzt erzehlten Wirthshäusern logiren insgemein vornehme fremde Herren und Ministri, wie auch andere Passagiers von Condition, welche Wagen und Pferde bei sich haben; außer diesen hat es noch andere feine Wirthshäuser, als in der Juden-Straße in Cautius Haus, in der Königs-Straße in Kochs, und in der breiten Straße in Simonets Hause im König Wilhelm von Engelland, woselbst allenthalben die Reisende und Einheimische vor ihr Geld wol tractiret werden. Wer zu menagiren gedenket, logiret sich in den Vor-Städten mit Pferd und Wagen, oder er nimmt, so er keine Pferde bey sich hat, ein Logement in der Stadt, und speiset bald hie, bald da, wo er die besten Tractamenten und Compagnien findet“.

Doch nun folgen wir unserem Führer in die Stadt.

„Berlin, die Königliche Preußische und Chur-Brandenburgische Residentz, bestehet aus unterschiedlichen Städten, als Berlin selbst, Cölln an der Spree, Friderichs Werder, Dorotheen-Stadt, Friderichs-Stadt, und in der, vor dem Königsthor neu erbauten, sogenannten Königs-Stadt. In Cölln hat ein Reisender zu besehen das kostbare Königliche Schloß, zu welchem noch ein großer Neben-Bau angeführet wird, also, daß wann solcher erst zur Perfection wird gebracht sein, dieses Schloß vor eines der schönsten in der Welt wird passiren können. In demselben hat bey Anwesenheit des Hofes ein honnêter Passagir vielfältig die Gelegenheit, die Königlichen überaus kostbar meublirten Zimmer zu besehen, und nicht weit davon die herrliche Bibliothec, samt dem unvergleichlichen Königl. Müntz- und Medaillen-Cabinet, die Kunst- und Antiquitäten-Kammer. Gegen dem Schlosse über ist der Königliche Stall, und auf demselben ein großer Vorrat dazu gehöriger Rüstungen sammt vielen sehenswürdigen Raritäten und Antiquitäten mehr. Auf dem so genannten Friderichs-Werder praesentiret sich das unvergleichliche Königliche Arsenal, sammt dem Königlichen Gieß-Haus. In der Dorotheen-Stadt aber IHro Königlichen Hoheit des Herrn Marg-Grafen Philips Palais,

und gegenüber der neue Marstall sammt dem Observatorio der Königlichen Societaet der Wissenschaften; auf dem Marstall selbst ist die Mahler-Academie. Hierauf gelanget man unter der vierfachen Allée der Linden fortgehende, durch den bey Herbst- und Winterszeiten mit etlichen 100 brennenden Laternen illuminierten Thier-Garten nach der neu angelegten Königlichen Stadt Charlottenburg, und dem daselbst vor andern mit Königlicher Magnificence hervor prangenden Palais gleichen Namens. Nicht weniger sind auch die Kirchen und Gotteshäuser in Berlin, sonderlich die neu erbaute Kloster-Kirche und die Kirchen auf dem Werder und in der Fridrichs-Stadt; Item: die übrigen Stadt-Kirchen als der Dohm, St. Nicolai, St. Petri und St. Marien, sammt der Garnison-Kirche und dem Joachimsthalischen Gymnasio Academico sehenswertig, in welchen allenthalben treffliche Lehrer anzutreffen. Dergleichen es auch nicht an der neu-aufgerichteten Königlichen Ritter-Academie ermangelt, nächst welcher das schöne und massive Proviant-Haus und nicht weit davon das neue Fridrichs-Hospital sammt dem in Form eines Amphitheatri gebauten Hetz-Garten und die darin enthaltende wilden Thiere zu besehen. Durchgehends aber praesentiren sich in der Stadt Privat-Häuser und Palatia, welche denen Holländischen und Italiänischen nicht viel nachgeben dürffen.

Die Divertissements in Berlin sind vornehmlich alle oberzehlte sehens-würdige Sachen, sonderlich aber der magnifique Hof, die täglich aufmarchirende unterschiedliche Guardes als die Trabanten, Schweitzer und Grenadiers sehr schön anzusehen, wenn die Zeit und Glück es fügen will, den Hof en Galla zu sehen item: der berühmtesten Prediger Predigten zu hören, denen vornehmsten Ministris die Reverence zu machen, und mit gelehrten und anderen vornehmen Leuten, die sich hierselbst aufhalten, in Compagnie zu gerathen, der wird dahei sein sonderliches Vergnügen finden.

Nächst diesem seynd auch noch zu perlustriren die wol-eingerichtete Commercica und Manufacturen, der neu-erweiterte Pack-Hof, woselbst die Schiffe anlegen, der Mühlen-Damm und die neue Stech-Bahn, item der Königliche Lustgarten und die schöne Orangerie und Grotten-Werke, außer dem Thor aber des Herrn General-Empfangers von Kraut, item des gewesenen Ober-Cammer-Herrn Grafen von Wartenberg, ferner des Herrn Flato, Schillings und anderer vornehmer Bürger Gärten mehr.“

Nun unternehmen wir noch einen Ausflug nach Bernau „ein artiges Städtgen am Fluß Pancke, so wegen des schönen Bieres berühmt“, nach „Potsdam, ein Städtgen an der Havel, ist auch ein schönes Lustschloß und vortrefflicher Garten daselbst“ und endlich nach Oranienburg, „das herrliche Lust-Haus itziger Königlicher Majestät, unter anderen Raritaeten praesentieret sich sonderlich die schöne Porcelain-Kammer“.

Eine Spandauer Erinnerung an 1870.

Von Alexis Schwerts.

Nachdem kürzlich die Hundertste Wiederkehr des Geburtstages Franz Liszt's überall gefeiert wurde und dabei auch vielfach seiner mehr oder minder berühmt gewordenen Schüler gedacht worden ist, so soll im Nachstehenden das wechselvolle Schicksal eines derselben erzählt werden, dessen Namen wohl der Vergessenheit anheim gefallen ist.

Herrmann Cohen wurde 1821 zu Hamburg als Sohn eines jüdischen Bankiers geboren und zeigte schon sehr früh große Liebe und Begabung für Musik. Bereits im 12. Lebensjahr trat er als Klavierkünstler öffentlich auf und erregte Aufsehen. Seine Mutter reiste mit ihm nach Paris, wo er bald der Liebling der besten Gesellschaftskreise wurde. Kein geringerer als Franz Liszt, der damals in Paris weilte, nahm den Knaben in seine Obhut, und unter seiner Leitung nahm die weitere musikalische und künstlerische Ausbildung raschen Fortgang. — Es folgten dann bald kleinere und größere Kunstreisen, die Herrmann Cohen durch Frankreich, England und Deutschland führten und ihn bald auf den Gipfel des Ruhmes brachten. Große Summen flossen ihm zu, und er wurde der Liebling der Salons, insbesondere aber der Frauen. Leider ergab er sich, unterstützt durch reiche Geldmittel, einem zügellosen ausschweifenden Lebenswandel. Nachdem er nun dieses Leben durchgekostet, ereignete sich im Alter von 29 Jahren folgendes in seine bisherige Lebensweise tief eingreifendes Ereignis. Cohen hatte für den ihm eng befreundeten Fürsten v. d. Moskwa-Ney, welcher als geschätzter Dilettant in einer kleinen Kirche von Paris einen Kirchenchor leitete, in Behinderung desselben die Vertretung übernommen und hatte nun Gelegenheit, dem Gottesdienst in einer katholischen Kirche öfter beizuwohnen. Wie er nun selbst mitteilt, wurde er von den religiösen Gebräuchen und Zeremonien so ergriffen, daß er nach einer Zeit innerer Seelenkämpfe seiner Künstlerlaufbahn entsagte, durch Empfang der Taufe zur katholischen Kirche übertrat und durch den damaligen Kardinal von Paris gefirmt wurde.

Einige Zeit später trat er in den strengen Mönchsorden der „unbeschuhten Karmeliter“ im Kloster zu Anges (Süd-Frankreich) ein und betrieb eifrig theologische Studien, worauf er zwei Jahre später zum Priester geweiht wurde und den Namen Pater Augustinus Maria vom Allerheiligsten Sakrament erhielt.

Nun begann für Pater Augustinus ein eifriges tiefreligiöses Leben, mit großem Eifer unternahm er im Auftrage seines Ordens viele Reisen,

insbesondere nach England, woselbst er u. a. in London mehrere Niederlassungen des Ordens gründete, und erwarb sich auch Anerkennung als vorzüglicher Kanzelredner.

Nachdem er ein Jahrzehnt so gewirkt hatte, traf ihn im Jahre 1870, wie fast alle in Frankreich lebende Deutsche, während des deutsch-französischen Krieges das Schicksal der Ausweisung, in Folge dessen er sich nach Deutschland begab und sich dem Kriegsministerium zur Verfügung stellte. Da katholische Seelsorger, die der französischen Sprache mächtig waren, für die in Deutschland internierten französischen Kriegsgefangenen dringend gebraucht wurden, so wurde Pater Augustinus sogleich die Seelsorge bei den in Spandau anwesenden 7000 Kriegsgefangenen übertragen.

Mit großer Hingabe und unermüdlichem Eifer übte er die Seelsorge aus und war unermüdlich besorgt um das geistige und leibliche Wohl seiner Pflegebefohlenen. Seinen Beziehungen zu einflußreichen Personen in Frankreich waren die vielen großen Sendungen an Wäsche, Kleidern und reichlichen Geldspenden zu verdanken, die für die Gefangenen einliefen.

Als nun in dem strengen Winter 1870 unter den Kriegsgefangenen die schwarzen Pocken auftraten, die beinahe 400 dieser Armen hinwegrafften, da war Pater Augustin von früh bis spät bemüht, den Erkrankten beizustehen und ihnen die Tröstungen der Kirche zu spenden, ohne sich selbst zu schonen, bis er selbst von der tückischen Krankheit befallen und aufs Krankenlager geworfen wurde, von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Am 21. Januar 1871 hauchte der fromme Mönch im katholischen Pfarrhause zu Spandau seine Seele aus.

Sein Leichnam wurde nach Berlin gebracht und in der katholischen St. Hedwigs Kirche beigesetzt, wo seine Gebeine in der Gruft 20 ruhen.

Die St. Hedwigs Kirche ist wohl noch die einzige Kirche, in deren Gruft die Leichen Verstorbener beigesetzt werden dürfen.

Ein Zufall fügte es, daß während der Anwesenheit des Pater Augustinus in Spandau einer seiner Brüder, der Gutsbesitzer Cohen, das dicht bei Spandau belegene Gut Carolinenhöhe besaß und daselbst wohnte. — Das Gut ist inzwischen von der Stadt Charlottenburg erworben und sind auf den Ländereien Rieselfelder angelegt.

Eine Urkunde aus der kolonisatorischen Tätigkeit Friedrichs des Grossen in der Zauche.

Von E. Fischer, Lehrer in Kammer.

Zu den Aufgaben für die Weiterentwicklung des Staates, die dem großen König bei der Übernahme der Regierung zufielen, gehörte auch vor allem, das noch immer bestehende Mißverhältnis zwischen der Ausdehnung des Staates und der Zahl seiner Bevölkerung auszugleichen. Rastlos war daher sein Sinnen, Sorgen und Schaffen auf dem Gebiete der Kolonisation. Immer wieder lud er zur Einwanderung ein. Wenn die Zuzüge stocken wollten, erweiterte er das Maß der Benefizien für die Niederlassung. Die Einwanderung förderte der König noch dadurch, daß er zahlreiche Wohnstätten auf seine Kosten errichten ließ und damit den Kolonisten die Begründung von Hausständen ermöglichte. Dieser Tätigkeit Friedrichs verdankt auch das Dorf Freienthal in der Zauche seine Entstehung. Freienthal ist eines jener Dörfer, die sich wie die Glieder einer Kette am Rande des Zaucheplateaus hinziehen und so die weiten, grünen Wiesenniederungen des Glogau-Baruther Tales umsäumen. Er liegt an der Chaussee, die von Brück nach Golzow führt. Über seine Entstehung ist in der alten Schulchronik nachfolgendes aufgezeichnet: „Der Baumeister L. war beauftragt, den Ort an der Straße von Brandenburg nach Treuenbrietzen anzulegen und das Baumaterial aus der königlichen Forst zu entnehmen. Um das Holz an der Stelle, wo es gefällt wurde, am bequemsten zu verwerten, änderte er eigenmächtig den Bauplan, so daß die jetzige Dorfstraße die geplante rechtwinklig schneidet. Als der König selbst zur Abnahme des neu entstandenen Ortes erschien, erzürnte er über die Willkür des Baumeisters und entsetzte ihn seines Amtes.“ In das neuerbaute Dorf rief der König meist Weber aus dem nahen Sachsenlande, zum Teil aber auch invalide Soldaten. Jeder Hauswirt erhielt ein besonderes Haus nebst Hofraum und Garten, einen Morgen Acker und Wiese. Durch die Schenkungsurkunde, die jedem Hauswirt zugestellt wurde, erhielten die Einwohner mancherlei Rechtsame verbrieft. Sie zeigt, wie die kolonisatorische Tätigkeit des Königs bis ins Kleinste ging und möge deshalb hier in Urschrift folgen:

„Wir Friedrich von Gottes Gnaden König von Preußen Markgraf zu Brandenburg des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst p. p. p. Thun kund und fügen hiermit zu wissen; Nachdem der Colonist Gottfriedt Hintze aus Sachsen gebürthig allerunterthänigste Ansuchung gethan ihn unter die

Zahl Unserer getreuen Unterthanen auf und an zunehmen, und Wir dann diesen seinen allerunterthänigsten Suchen nicht allein in höchsten Gnaden Stattfinden sondern ihm auch eine Colonisten-Wohnung in dem auf Unsere Königl. Kosten in anno 1754 unter Unserm Churmärk. Amte Lehnin erbauten Spinnereidorte Freyenthal nebst dem zu dieser Wohnung gelegten Neuntzig Quadrat Ruthen Gartenland und einen Morgen Wiesenwachs erb- und eigenthümlich anweisen und übergeben lassen: Als schenken verleihen und verschreiben Wir hiermit aus Königl. Macht und Hoheit für Uns und unsere Königl. Nachfolger obgemeldeten Colonist Gottfriedt Hintze auch seinen Kindern und Nachkommen zu ewigen Zeiten, sothane Wohnung, Neuntzig Quadrat Ruthen Garten Land und einen Morgen Wiesenwachs, wie ihm solche Stücke und Wohnung angewiesen und übergeben worden zu Erbes Rechten dergestalt und also, daß er und seine Nachkommen solche als sein und ihr wahres Erb-Guth und Eigenthum zu bewohnen, nutzen auch vererben und zu verkaufen befugt sein solle und sollen: jedoch mit der ausdrücklichen Einschränkung daß wenn der Colonist Gottfriedt Hintze seine Wohnung und Pertinenz-Stücke verkaufen, oder Geld darauf erborgen wolte, er dieses zuvor Unserer Churmärk. Kriegs und Domänen-Cammer anzeigen und deren Consenz einholen auch dieses Grund Stück an keinen andern als an einen Ausländer, welcher noch niemahls in Königl. Landen Feuer und Herd gehabt, zu veräußern befugt sein solle.

Damit dieser Colonist auch um so besser nach Unserer allerhöchsten Intention conserviert und erhalten werde. So verordnen Wir hiermit, daß die zu dieser dem Gottfriedt Hintze geschenkten Wohnung gelegte 90 □ Ruthen Garten Land, und 1 Morgen Wiesenwachs davon zu keiner Zeit getrennt werden, sondern als wahre Pertinenz-Stücke dabey beständig verbleiben sollen, wie denn auch derselbe dieser Grund Stücke wegen einer immerwährenden Freyheit von allen Herrschaftlichen Abgaben genießen soll, wohingegen er denn auch um so vielmehr verbunden ist, seine Wohnung in beständigen guten baulichen Wesen auf seine alleinige Kosten zu unterhalten.

Und wie der Colonist Gottfriedt Hintze die ihm hierunter wiederfahrene Unsere allernädigste Hulde in tiefster Untertänigkeit anerkennt, so muß er auch nach seinem Uns gethanen eydlichen Versprechen Uns, und Unserm Königl. Hause jedemahl getreu, hold und gewartig seyn, Unser allerhöchstes Beste nach seinem äußersten Vermögen fördern, Schaden und Nachteil aber hindern Unsere allernädigsten ihm bekanntt gemachten

oder annoch bekandt zu machenden Verordnungen allerunterthänigste Folge und gehorsam leisten, Unsere Kriegs- und Domänen Cammer und Amte Lehnin als ihm von Uns vorgesetzte Obrigkeit gehorsam sein und deren Anordnungen sich unterwerfen.

Und da Wir bey der Erbauung von Freyenthal lediglich die Baumwollspinnerey zum Augenmerk gehabt, so muß sich der Colonist Gottfriedt Hintze auch vorzüglich dieser Spinnerey befleißigen und wenigstens in jedem Monathe von der ihm zu liefernden Baumwolle Zwey Pfund zu guten, feinen Garn spinnen und das dafür ausgemachte und verglichene Spinnerlohn gewärtigen.

Und da wir denen Colonisten zu Freyenthal nachgelassen haben sich so viel Rind und Schweine Vieh zu ihrer besseren Subsistence anzuschaffen als sie ausfüttern können; So wollen Wir ihnen auch die Huthung in der dortigen Gegend Unserer Forst allergnädigst accordiren, jedoch müssen sie dabey einen eigenen Hirthen halten und nicht ohne denselben das Vieh zum Schaden Unserer angelegten Schonungen laufen lassen, welcher Wohltat sich denn auch der Colonist Gottfriedt Hintze mit zu erfreuen hat.

Ferner versprechen Wir auch demselben und seinem Sohne soferne nemlich derselbe als ein Ausländer qualificirt ist, die Freyheit von aller Werbung und Envollirung zum Soldatenstande. Hiernechst soll ihm auch freystehen in denen von Unserm Lehninschen Forst Amte ausgesetzten Holtz-Tagen in Unsern gedachten Forsten das zur Feuerung nöthige raf und lese Holtz gratis zu suchen; Falls aber dergleichen nicht mehr vorhanden seyn möchte; So muß er sich die Nothdurft kaufen. So soll denn auch nach Unserer Verfassung mehrgedachter Colonist, sowie das gantze Dorf Freyenthal schuldig und gehalten seyn alles Getreide auf der Lehninschen Wasser oder Windmühle mahlen zu lassen und die Feuer Caßen Gelder bey jedesmahligen Ausschreiben prompt zu bezahlen, auch wie alle andern Amts-Dörfer die Deserteur-Wache zu verrichten und die dieserhalb ergangene Edicta und Verordnungen auf dass allergenaueste zu beobachten. Urkundlich alles dessen haben Wir diese Erb-Verschreibung unterschrieben und mit Unsern Königl. Insiegel bedrucken lassen.

Gegeben Berlin den 9^{ten} Februar 1773.

(Siegel.)

Auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Special Befehl.
v. Massow v. Blumenthal v. Derschau v. d. Schulenburg

Erb-Verschreibung
für den Colonist Gottfriedt
Hintze in Freyenthal.

Zu bemerken ist noch, daß die Urkunde den Kolonisten nicht im Gründungsjahr ihres Dorfes, also 1754, sondern erst im Jahre 1773, also 10 Jahre nach dem Frieden des siebenjährigen Krieges zugestellt wurde. Das Dorf war ursprünglich ohne Kirche erbaut und mancherlei Schwierigkeiten waren zu überwinden, bevor im Orte ein Gotteshaus errichtet werden konnte. Erst in den letzten Jahren seiner Regierung gab der König den Bitten der Freienthaler nach und ließ ein Kirchlein erbauen, an das sich alsbald ein bescheidenes Schulhaus anlehnte. Am Sonntag, den 3. Oktober 1904 feierten die Bewohner von Freienthal zur Erinnerung an die vor 150 Jahren erfolgte Gründung des Ortes eine Gedenkfeier, die vormittags durch einen Festgottesdienst eingeleitet wurde. Am Nachmittag fand ein von den Bewohnern erdachter historischer Festzug statt, der die Ankunft der einwandernden Weberfamilien in das Spinnerdorf Freienthal im Jahre 1754 darstellte. Freienthal ist heute ein Ort von etwa 250 Einwohnern. Seit vielen Jahren entwickelte sich hier wie allwärts eine lebendige und freudige Tätigkeit im Ackerbau und munter brachte es dabei zum Wohlstande. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschwanden allmählich die alten Gehöfte und wurden durch neue, moderne Bauten ersetzt. Trotzdem macht Freienthal, angelehnt an den dunklen Föhrenwald und nach Süden einen freien Blick in das weite Planetal gewährend, immer noch den Eindruck eines stillen, friedlichen Kolonistendorfes. Aber nicht nur wegen seiner freien Lage am Talrande, sondern auch wegen seiner noch heute bestehenden herrschaftlichen Lastenfreiheit führt es wohl mit Recht den ihm vom großen König selbst verliehenen Namen Freienthal!

Kleine Mitteilungen.

Dekorierte Märkische Dorfgemeinden. Zwei dekorierte Dorfgemeinden gibt es in der Provinz Brandenburg. Es sind dies die beiden Dörfer Stützkow und Lunow, beiden verlieh König Friedrich Wilhelm III. eine goldene Denkmünze, nämlich den Roten Adlerorden 4. Klasse in seiner damaligen Gestalt. Diese seltene Auszeichnung verdanken die beiden Dörfer der Standhaftigkeit und Treue ihrer Bewohner nach den Unglückstagen des Jahres 1806. Damals hielten die Franzosen alle Übergänge über die Oder besetzt und den Einwohnern der Oderdörfer war bei Todesstrafe verboten worden, den preußischen Soldaten bei der Flucht über den Fluß behilflich zu sein. Doch die braven Stützkower und Lunower trotzten diesem Verbot, holten ihre am Tage im Schilf und Weidengebüsch versteckten Kähne des Nachts hervor und setzten bis zum Frühjahr des folgenden Jahres viele

Flüchtlinge nach dem gegenüberliegenden Peetzig über, wo sie in den dichten Waldungen der Neumark Schutz fanden. Auch einen Teil der Kriegskasse retteten sie auf diese Weise. Da die Franzosen scharf aufpaßten, so war dies Übersetzen eine höchst gefährliche Sache. Sollte doch der damalige Schulze Fiedler standrechtlich erschossen werden, nur eine Summe Geldes bewahrte ihn vor diesem Schicksal. Die Verleihung des Ordens erfolgte im Jahre 1811, die feierliche Überreichung 9. August 1812.

Die Pflugsche Villa in Moabit. Das Schicksal der vormals Pflugschen Villa, Alt-Moabit 117/118 beunruhigt die Bevölkerung des Stadtteils, weil das Gerücht mit einer gewissen Hartnäckigkeit verbreitet wird, als sei dies Grundstück, welches dem Kommandeur des Gardekörps als Amtssitz überwiesen ist, zum Verkauf und zur Aufteilung bestimmt.

Als vieljähriger Anwohner des Geländes und sein langjähriger baulicher Dezernent möchte ich auf seine interessante Entwicklung hinweisen. Sie bietet viel Ähnlichkeit mit der des Borsigschen Fabrik- und Villengrundstücks, nur daß die mit letzterem verknüpften Vorgänge, die bis 1837 zurückreichen, ungleich besser bekannt sind. Gleich August Borsig hatte sich der spätere Rittergutsbesitzer und Kommerzienrat F. A. Pflug von kleinen Anfängen in der Eisenfabrikationsbranche mit Verstand und Glück schnell emporgearbeitet. Gleich Borsig liegen die Pflugschen Fabrikanfänge vor dem Oranienburger Tor. Beide Industrielle erkannten aber bald die Wichtigkeit des der Einverleibung in Berlin harrenden Teils von Moabit am rechten Spreeufer und sicherten sich durch wiederholte Landankäufe hier gewaltige Ländereien in der Überzeugung, daß ein großer Teil davon nach wenigen Jahrzehnten auch als Bauland mit großem Nutzen zu verwerten sein würde.

In den fünfziger Jahren vorigen Jahrhunderts erwarb Pflug zwischen Spree, Paulstraße und Straße Alt Moabit, was er von dem meist wüst daliegenden, durch die Wulwe-Lanke mit dem Spreestrom unmittelbar verbundenen Lande bekommen konnte. Dorthin verlegte er den Schwerpunkt seiner Fabrik, die bereits 1856 in eine Aktiengesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnbedarf (später Eisenbahnwagen-Fabrik) verwandelt wurde. Der Kaufpreis des Grund und Bodens dürfte etwa 150 000 Mk., nach heutiger Schätzung also eine Bagatelle, betragen haben. 1858 kaufte Pflug für 186 000 M. das Grundstück Alt Moabit 117/118 zwecks Anlegung einer Villa, um die herum sich der mit Recht bewunderte Park, um dessen Sein oder Nichtsein es sich jetzt handelt, ausdehnt. Bis 1886 stand auf No. 116 noch das aus gemauertem Fachwerk hergestellte freundlich-bescheidene ältere Wohnhaus, das L. Kuchenmüller auf einem Bilde verewigt hat.

Am 9. Januar 1861 fand die Einweihung der neuen Pflugschen Villa mit aller Feierlichkeit statt, und noch gern erinnern sich alte Berliner und Berlinerinnen mit Freuden der gastlichen Bewirtung und des großartigen Balls, den im November 1861 Pflug den 112 Ehrenjungfrauen vom Einzuge König Wilhelms nach der Krönung dort gab. 1872 finden wir bereits den Kommandierenden General des III. Armeekorps in der Villa. Sie ging mit

allem Zubehör an den Militärfiskus über, der fortan den Kommandeur des Gardekorps hier residieren ließ. Diese hohen Militärs haben für die Verschönerung des Parks außerordentlich viel getan, insbesondere die Generäle von Pape und Bock von Polach. Da ich seit 27 Jahren auf die Pflugsche Villa hinausschaue, habe ich insbesondere das stattliche Heranwachsen der Bäume mit Freuden beobachten können, ebenso das Leben, Singen und Lieben der Vogelwelt. Anfänglich waren hier, mitten im weltstädtischen Betriebe, gleichwie drüben im Schloßgarten Bellevue mehrere Nachtigallenpärchen, allmählich sind diese durch die Unruhe und Dreistigkeit der Schwarzdrosseln vertrieben worden, die allerdings vorzügliche Sänger aufweisen. Dann der Pfingstvogel, der gelbe Pirol, im Volk „Vogel Bülow“ genannt. Das scheue Tierchen nistet unverdrossen hier Jahr auf Jahr, und vor kurzem hat uns noch der melodische, glockenreine Ton desselben frühmorgens und spätabends erfreut. Aber auch der Mensch musizierte in diesem Gartenidyll. Sehr häufig wurden die Umwohner der Villa durch schöne Militärkonzerte, ab und zu mit Feuerwerk und Illumination erfreut, wozu nicht selten Kaiser Wilhelm der Große und auch der jetzige Kaiser sowie der Kronprinz erschienen.

Und alles das soll nun aufhören, wiederum des leidigen Finanzpunktes halber, um auf Kosten einer herrlichen Oase im öden Häusermeer Kapital herauszuschlagen? Unser Heimatsgefühl will an diese Grausamkeit gegen Natur und Kunst nur ungern glauben.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß es sich hier und in der Nachbarschaft um altwendischen und germanischen Grund und Boden handelt. Ich habe für das märkische Museum hier mancherlei Altertümer gesammelt. Die althistorische Wulwe-Lanke (Wolfs-Lache), auf der bis in die neunziger Jahre ein Schwanenpaar nistete, ist zugeschüttet. Dafür sind hier das Helgoländer Ufer, die Lüneburger, Melanchton- und Spenerstraße entstanden. Pflug, der schon 1886 starb, hat diese Wandlungen nicht mehr erlebt. Wo der Boden dort aufgerissen wird, um Häuser zu fundieren, zeigt sich ein unermeßliches Eisenschlackenlager, das, panzerglockenartig verkittet, nur mit großer Mühe zu durchbrechen ist. Fast möchte man an ein riesiges natürliches Lager von Raseneisenstein denken, wie unsere Sümpfe es erzeugen. Es handelt sich aber lediglich um den Abraum der ehemaligen Pflugschen Eisengießerei; wer's nicht glaubt, kann sich von der Richtigkeit durch inkrustierte Putzlappen, Gußstücke u. dergl. überführen. Unter dem gewachsenen Boden zieht sich ein Lager von dunkelgrauer, pulveriger Erde hin, die Feuchtigkeit begierig schwammartig aufsaugt. Es ist die früher sogenannte Infusorienerde, jetzt als Bazillarien- oder Diatomeen-Erde bezeichnete, dem älteren Alluvium zugehörige Schicht, die wegen ihrer Aufquellung und demnächstigen Zusammenziehung als schlechter Baugrund berücksichtigt ist.)*

Wenn das traurige Schicksal der Aufteilung des Idylls unserer Pflugschen Villa und ihrer herrlichen Baum- und Gartenanlagen besiegelt ist, dann

*) Vgl. die Häuser am Südennde der Charlottenstraße, die auf Bazillarienerde gebaut nach Jahren Senkungen und Risse der Art bekamen, daß sie polizeilich geräumt und nochmals neu fundiert werden mußten.

sollten unsere Stadtväter wenigstens auf eine geräumige landhausartige Bebauung von Amts wegen Bedacht nehmen.

Während ich diese Schlußzeilen niederschreibe, flötet der Vogel Bülow seinem Weibchen eine melodische Strophe vor. Die Tierchen werden ihre Jungen diesmal noch aufziehen und in der rauher werdenden Jahreszeit nach dem warmen Süden entführen. Aber wie steht es dann, vielleicht bereits im kommenden Frühling, wenn die Vögel dem Menschen vertrauend, zum Nisten wiederkehren? Armer Vogel Bülow! —

Diesen über die Geschichte und den Zustand des Pflugschen Villengrundstücks orientierenden Aufsatz hatte ich auf Wunsch der Redaktion des Berl. Lokal-Anzeigers am 22. Juli 1911 veröffentlicht. Nachträglich habe ich festgestellt, daß die Grundstücke beim Ankauf seitens des Militärfiskus vom Grundbuchamt ins Freie geschrieben wurden, d. h. kein eigenes Hypothekenfolium mehr besitzen. Vorbehalte wegen Erhaltung des Parkes und der Villa sind damals nicht gemacht worden. Auf eine Anfrage seitens einer Baugesellschaft hat dieser das K. Kriegsministerium geantwortet, es beabsichtige einen Verkauf des Geländes nicht. Und dies ist die erfreuliche Hauptsache.

Ernst Friedel.

Das Storkower Fort. Im Heft 3/4 Bd. XX der „Brandenburgia“ findet sich auf Seite 178 unter der Überschrift „Das Spandauer Fort“ die Bemerkung, daß es bei Rüdersdorf ein Storkowfort gab. Hierzu erlaube ich mir zu bemerken, daß es noch jetzt unweit der von der Fangschleuse über Spreenhagen nach Storkow führenden Chaussee dicht an der Grenze der beiden Kreise Nieder-Barnim und Beeskow-Storkow eine am rechten Spreeufer gelegene Niederlassung Storkowfort gibt.

Dr. Brenning.

X **Die Andreasnacht in der Mark.** Wie anderwärts in Deutschland hält das heiratslustige Mädchenvolk der Mark Brandenburg die Nacht des Andreastages (30. November) auch für eine Zeit, da Neugierige, falls sie es halbwegs geschickt anstellen, in die Zukunft blicken können. Was man in der Nacht träume, gehe in Erfüllung, meinen die Wißbegierigen. Für gut hält man es aber doch, in der Andreasnacht sich im Bett anders als in den anderen Nächten des Jahres zu lagern und die Kopfkissen dorthin zu legen, wo sonst die Füße liegen. Ferner soll es sich für ein lediges Mädchen empfehlen, vorm Einschlafen die Arme über der Brust zu kreuzen und mit der großen Zehe des rechten Fußes dreimal an das Holz des unteren Bettendes zu klopfen. Bei jedem Klopfen spricht es: „Heiliger Sankt Andreas, ich bitte dich, laß mir erscheinen den Herzallerliebsten meinen in seiner Gestalt, mit seiner Gewalt, wie er mit mir vor dem Altar steht!“ Ferner treibt das heiratslustige Völkchen auf dem Lande nachts allerlei Spiele, deren Zweck ist, Andeutungen über den Namen und Beruf des Zukünftigen zu erhalten. Da wird zum Beispiel versucht, aus den seltsamen Gebilden, die in kaltes oder heißes Wasser gegossenes Blei oder ein zerquirktes Ei dort erzeugen, etwas über den zukünftigen Lebensgefährten

zu erfahren. Andere wieder schreiben mit Kreide die 25 Buchstaben des Alphabets an die Stubenthür. Danach gehen die Mädchen oder jungen Burschen mit verbundenen Augen auf sie zu, und der Buchstabe, den dann ihre weit ausgestreckte Hand berührt, soll entweder den Anfangsbuchstaben des Vor- oder Zunamen der einstigen Eehälfte oder den ihres Lebensberufes verraten. Verlangt hingegen ein Mädchen bloß ein Ja oder Nein auf die Frage, ob es sich in nächster Zeit verheiraten werde, dann zieht es in der Andreasnacht mit dem Glockenschlag zwölf einfach den rechten Pantoffel aus und wirft ihn rückwärts über die Schulter. Fällt der Schuh mit der Spitze gegen das Zimmer zu, so gilt es ihm als Zeichen, daß es bald Braut werde; zeigt jedoch die Spitze nach der Tür zu, so meint es, falls wirklich ein Mann käme, um es unter der Hand für seinen Ehestand zu mustern, so würde er doch leider Gottes vor einer Erklärung wieder durch die Tür das Weite suchen. Junge Burschen und Mädchen, die darauf aus sind, in der Andreasnacht weit mehr zu erfahren, decken in ihr Schlag Zwölf einen in die Mitte des Zimmers gestellten Tisch; zwei brennende Kerzen und zwischen diese ein Glas Wein und ein Glas Wasser werden daraufgesetzt und vor sie ein Stück Brot und ein Messer gelegt. Alsdann versteckt sich der Neugierige rasch im Zimmer, doch so, daß er von seinem Versteck aus die ganze Stube übersieht. Bald danach, glaubt das Landvolk, erscheinen die zukünftige Braut oder der vom Schicksal beschiedene Bräutigam im Zimmer. Trinkt die Gestalt nun vom Wasser, so wird man bei ihr ein armseliges Leben fristen, und schlürft sie den Wein, so ist man an ihrer Seite vor jeder Lebenssorge sicher und im Wohlstande gebettet. Schneidet sie aber noch das Brot, so behaupten die alten Weiber des Dorfes, welche alle Weisheit der Welt in Pacht genommen zu haben glauben, dann müsse der nach seiner Zukunft Forschende das Messer am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang an einen verborgenen Orte tief in der Erde vergraben, weil er andernfalls im Ehestande Gefahr laufen würde, vom Manne oder Weibe im Jähzorn erstochen zu werden.

B. L.-A. 30. Nov. 1911.

Bücherbesprechung.

Unsere märkische Heimat. Eine Anthologie für Berlin und Brandenburg. Herausgegeben von Richard Nordhausen. Mit vielen Abbildungen zur Landeskunde. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1911. Gebd. 4 M.

Ein Heimatbuch herauszugeben, ist immer ein glücklicher Gedanke, denn die Mannigfaltigkeit der Schilderungen, die in einem solchen Buche notwendigerweise enthalten sein muß, wird die Leser anziehen und fesseln, ihnen ihre Heimat von verschiedenen Seiten zeigen und in ihnen den Wunsch anregen, die geschilderten Landstriche und Ortschaften aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Folge der Lektüre eines Heimatbuches wird es dann sein, daß die Leser den Versuch machen, selbst hinauszuziehen

und auf Wanderungen ihre Heimat näher zu betrachten, und hierbei werden sie diese kennen und lieben lernen, das Band zwischen der Scholle und ihren Bewohnern ist geknüpft, der Grund, auf dem weiter gebaut werden kann, ist gelegt — das Heimatbuch hat angefangen, seine Schuldigkeit zu tun.

Doch nicht jedes Heimatbuch ist in gleicher Weise zu solchen erzieherischen Zwecken geeignet. Hierzu muß der Inhalt richtig und mit Verständnis für das Bedürfnis der Leser ausgewählt sein, die ausgewählten Schilderungen, Erzählungen, Dichtungen u. a. müssen ihnen in ansprechender Form dargeboten werden und außerdem muß durch Bildnisse und landschaftliche Darstellungen das Interesse für den Inhalt geweckt werden. Diese Forderung scheint bei dem märkischen Heimatbuch von Richard Nordhausen im allgemeinen zuzutreffen. Er hat aus dem reichen Schatz märkischer Schilderungen und Kleinmalereien, märkischer Dichtungen und Sagen eine schöne Auswahl getroffen, diese zu einem anspruchslosen Heidestrauß zusammengewunden und mit hübschen Abbildungen als Blüten verziert. Namen, die jedes Märkers Herz höher schlagen lassen, sind in der Sammlung des Heimatbuches vertreten: Dichter und Schilderer, wie Fontane, Scherenberg, Heinrich von Kleist, Willibald Alexis und Georg Heseke, wie Trinius, Schwebel, Adalbert Kuhn (nicht Kühn, wie durchweg fälschlich angegeben ist), Bittrich und W. Weyergang, und Forscher, wie Wahnschaffe, Zache, Solger, Mielke, Tschirch, Ranke, Fidicin u. a. Nordhausen selbst hat eine Reihe märkischer Schilderungen beigezeichnet, die er teilweise vor Jahren unter dem Titel „Im Sande der Mark“ veröffentlicht hat, doch hat er seinen Namen nicht als Verfasser genannt, sondern zeichnet nur als Herausgeber. In der Sammlung, die besser „Blütenstrauß“, nicht „Anthologie“ genannt worden wäre, sind als einleitende Abschnitte Aufsätze geologischen und volkswirtschaftlichen Inhalts vertreten, dann geschichtliche und lokale Schilderungen, sowie Dichtungen über Berlin, und den größten Teil des Heimatbuches nehmen Beschreibungen und Skizzen, sowie Sagen und Gedichte aus den verschiedenen Landschaften der Mark Brandenburg ein. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt, daß die mannigfachsten Zweige der Landeskunde berücksichtigt sind, Geschichte und Vorgeschichte, Wissenschaft und Künste, Ortsbeschreibung und Wanderung, Sage und Dichtung und dementsprechend sind auch die Abbildungen ausgewählt. Manche von den Schilderungen und geschichtlichen Forschungen sind veraltet und hätten durch neuere ersetzt werden können, aber das wird hoffentlich den Zweck, den das Heimatbuch erfüllen soll, nicht vereiteln. Von den Mitgliedern der „Brandenburgia“ finden sich verschiedene unter den Verfassern.

Dr. G. Albrecht.

Fragekasten.

Kr. Die Abbruchfirma Kretschmar & Co. hat zwei Sandsteinadler vom abgerissenen Exerzierhaus am Prenzlauer Tor erworben, will sie in Weissensee am Torweg aufbauen und mit Inschrift versehen. Zu letzterem Zweck frägt sie an, wie alt die Adler seien? U. A. w. g.

M. N. Vorwendisches aus der Gertraudten-Strasse in Berlin. — Sie machen mit Recht auf ein Versehen in meiner Festschrift „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend“ 1880 S. 38 aufmerksam: „Herr Alfieri fand Urnenscherben, Reste von mehreren kleineren Gefäßen von vorgermanischer Herkunft“; selbstverständlich muß es hier heißen „vorwendischer Herkunft“.
E. Friedel.

N. N. Woher stammt die Benennung Carmen Sylva? Unter dem Namen Carmen-Sylva schreibt die Königin Elisabeth von Rumänien. Wie sie zu diesem Namen gekommen ist, hat sie selbst poetisch ausgesprochen:

Carmen das Lied und Sylva der Wald,
Von selbst gesungen das Waldlied schallt.
Und wenn ich im Wald nicht geboren wär',
Dann säng' ich die Lieder schon längst nicht mehr.
Den Vögeln hab' ich sie abgelauscht,
Der Wald hat alles mir zugerauscht,
Vom Herzen tat ich den Schlag dazu,
Mich singen der Wald und das Lied zur Ruh'.

O. P. Was ist Büsser-Schnee? Wenn starke Schneeverwehungen, z. B. in breiten Schluchten, abgelagert sind, dann der Wirbelwind dieselben zerreißt, hierauf Tauwetter mit Frost wechselt, dann nehmen einzeln stehengebliebene Schneesäulen und Schneepyramiden phantastische Formen an, welche aus der Entfernung Figuren gleichen, die wie mit einem Mantel umkleidet erscheinen, und aus größerer Entfernung den bei katholischen Prozessionen auftretenden verhüllten Büssergestalten ähneln. Das wird Büsserschnee genannt, zumal, wenn mehrere solcher seltsamen Schneeverballungen und Schneeverwehungen, wie in Reih' und Glied geordnet, bemerkbar sind. Auf schneereichen Hochebenen der höchsten Gebirge, z. B. auf der südamerikanischen Kette der Anden kommen solche Büsserschnee-Figuren häufig vor und machen einen geradezu unheimlichen Eindruck.
Fr.

M. W. Woher stammt das April-Schicken? Das „Aprilschicken“ scheint nach J. Grimm aus Frankreich zu stammen und hängt, wie Weigand bemerkt, „mit dem Beginn des neuen Jahres zusammen“. In Berlin sagt man, der Leichtgläubige wird „in den April geschickt“. Man gibt jemand einen unerfüllbaren Auftrag, z. B. für einen Groschen Mückenfett aus der Apotheke zu holen, und höhnt dann den Hineingefallenen mit den Worten: „April, April, den dummen Narren kann man schicken, wohin man will“. Das

sogenannte Mückenfett ist keineswegs eine moderne Erfindung. Campe kannte den Ausdruck bereits vor hundert Jahren, in seinem 1807 erschienenen Wörterbuche der deutschen Sprache sagt er: „Mückenschmalz, gleichsam das Schmalz der Mücken, ein Wort, womit man etwas, das es nicht gibt, auf eine lächerliche Weise bezeichnet“. Das Wort ist also alt und volkstümlich, wie der Brauch selbst.

Seydlitz oder Seidlitz. Über die Rechtschreibung ist, wie ich im Fragekasten IX, 1901 S. 246 bereits geantwortet, Seydlitz vorzuziehen. Auf den Denkmälern in Breslau und Berlin ist der fühere Name Seidlitz deshalb auch in Seydlitz (in Berlin seit 1900) abgeändert worden. Auch das 7. Kürassier-Regiment soll sich laut Allerhöchsten Erlasses vom 27. Januar 1889 fortan Seydlitz schreiben. Wenn der Vorstand des v. Seydlitzschen Familienverbandes General-Major a. D. v. Seydlitz-Kurbach in Meiningen erst vor kurzem die Bitte ausgesprochen hat, den Namensschildern Seidlitz-Straße (welche noch aus der fiskalischen Zeit herrühren), die Rechtschreibung Seydlitz-Straße zu geben, so wird dem auch entsprochen werden. Die Städtische Tiefbaudeputation geht mit Ernst daran, die älteren fiskalischen Straßenschilder, soweit sie Unrichtigkeiten enthalten, zu entfernen und durch richtige Straßenschilder zu ersetzen, jedoch geht dies nur allmählich nach Maßgabe der vorhandenen Mittel. So wird auch seiner Zeit die Anbringung von Straßenschildern mit der Schreibung „Seydlitz-Straße“ veranlaßt werden.

E. Fr.

E. M. Die meisten Staatssteuern in der Provinz Brandenburg werden nach einer im Januar 1909 von dem Landesdirektor erfolgten Zusammenstellung von den fünf Städten Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf, Rixdorf und Potsdam sowie von den beiden Kreisen Teltow und Nieder-Barnim aufgebracht. Das Staatssteuersoll macht für die gesamte Provinz nicht ganz 47 $\frac{3}{4}$ Millionen Mark aus. Davon entfallen auf die genannten Stadt- bzw. Landkreise zusammen allein nahezu 30 Millionen Mark. Das höchste Steueraufkommen besitzt Charlottenburg mit 9 083 764 M., in zweiter Reihe steht der Kreis Teltow mit 6 696 894 M., dann folgen der Kreis Nieder-Barnim mit 4 490 000 M., Schöneberg mit 3 913 463 M., Wilmersdorf mit 2 688 447 M., Rixdorf mit 1 887 847 M. und Potsdam mit 1 017 990 M. Jeder der übrigen 37 Stadt- oder Landkreise der Provinz bringt weniger als eine Million Mark Staatssteuern auf; von den der Reichshauptstadt benachbarten Stadtkreisen seien noch Spandau mit 838 749 M. und Lichtenberg mit 686 730 M. erwähnt. Der Kreis Lübben steht hinsichtlich des Steueraufkommens am niedrigsten, und zwar mit nur 160 763 M. Der durchschnittliche Einkommensteuer-Kopfsatz in der Provinz stellt sich auf 8,65 M. und ohne die Stadtkreise auf 5,69 M.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

Eine Schilderung Berlins aus dem Jahre 1830.

Mitgeteilt von Paul Alfred Merbach.

Die nachstehende Beschreibung der Reichshauptstadt, welche manches vom Erdboden im Laufe der Zeit verschwundene wieder in Erinnerung ruft, entstammt einem kleinen, heute völlig verschollenem Büchlein, welches besser und geschmackvoller ist, als sein langatmiger Titel glauben läßt: „Skizzen einer Reise von Wien über Prag, Teplitz, Dresden, Berlin, Leipzig, Weimar, Frankfurt a. M., Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, München, Salzburg und von dort nach Wien zurück in Briefen an einen Freund von Deinhardstein. Wien 1831.“ Der Verfasser, ein spezifischer Wiener, ist zunächst einer Betrachtung wert.

Johann Ludwig Franz Deinhardstein ward in Wien als Sohn wohlhabender Eltern am 21. Juni 1794 geboren, widmete sich ohne inneren Beruf dem Stande seines Vaters, der Juristerei, und ging dann unter Ausnutzung persönlicher Verbindungen zum Lehrfache über, indem er seit 1825 an der Theresianischen Akademie Ästhetik traktierte. Einen Band Gedichte und einige Dramen hatte er veröffentlicht; natürliche Beredsamkeit, gutes Gedächtnis, Gewandheit und Liebenswürdigkeit machten ihn Schülern und Vorgesetzten gleich angenehm; nach dem wissenschaftlichen Fundamente ward von Anfang an nicht gefragt, geschweige denn seit 1827, wo er noch das Amt eines Zensors übernahm. Auch hier löste er die schwierige Aufgabe, sich nach unten beliebt zu machen, ohne nach oben zu verstoßen; er galt bei den Schriftstellern als humaner, bei der Polizei als zuverlässiger Zensor. Beides erreichte er im wesentlichen lediglich durch Worte; dem Minister gegenüber war er von der Würde und Notwendigkeit einer Zensur völlig durchdrungen; im Kreise der Schriftsteller verstand niemand besser diese Geistespolizei schärfer, pathetischer und witziger zu verdammen. Also ein spezifisch vormärzlicher Wiener; auch ist es eine echt österreichische Erscheinung, daß er zu seinen beiden Ämtern 1832 noch die Leitung des Burgtheaters übernahm! Aber auch hier sind Sünden der Zeit und Fehler des Volkscharakters nicht allein dem Individuum zuzuschreiben; auch in dieser

Stellung war er immer zu gutmütig, um irgend jemand schroff abzuweisen, aber seine Moral gestattete es ihm, halb oder ganz zu versprechen, was er niemals halten konnte oder wollte.

Alles in allem sind der Mann mit dieser Mischung von Gut und Böse, von Ernst und Frivolität, von Biederkeit und Verschlagenheit, von Regsamkeit und Trägheit, von Opferwilligkeit und Egoismus, und dieses Mannes Karriere in ihrem Aufstieg und Niedergang für das damalige Österreich überaus charakteristisch. Dieser Niedergang begann, als der schlimme Zustand, in den Deinhardsteins Bequemlichkeit, seine allzu getreue Befolgung des Mottos „Leben und Leben lassen“ das Burgtheater gebracht hatte, so offenkundig wurde, daß er 1841 zurücktreten mußte. Je deutlicher sich die Vorboten von 1848 durch eine ernstere Auffassung des Lebens, durch eine strengere Kritik aller öffentlichen Angelegenheiten auch in Österreich verkündete, desto mehr erblich sein Stern, bis er im großen Jahre ganz versank. Die Zensur hörte auf, von der Professur blieb ihm nichts als der Titel; das letzte Jahrzehnt seines Lebens — er ist am 12. Juli 1859 gestorben — war in jeder Beziehung das trübste. Auch dem Dichter Deinhardstein wird man heute, wenn man ihn überhaupt nennt, selten gerecht. Über den Gelegenheitspoeten und den Bearbeiter Scribes hat man den Lyriker vergessen, der manchmal überraschend echte Töne gefunden hat, vor allem aber den Dramatiker, den Verfasser von „Garrik in Bristol“, „Erzherzog Maximilians Brautfahrt“, „Hans Sachs“. Diese Stücke sind Beweise eines leichtflüssigen Talentes und eines nicht ungewöhnlichen Kunstverständes, welcher die Wirkungen der Bühne wohl ermaß und sie zuweilen auch durch edlere Mittel zu erreichen suchte. Namentlich der „Hans Sachs“ war ein Repertoirstück der deutschen Bühne durch manches Jahrzehnt hindurch; er ward die textliche Grundlage zu den gleichnamigen Opern von Albert Lortzing und Gyrowetz und manches mag an Einzelzügen und Gesamtstimmung in Wagners Meistersinger übergegangen sein. Für die Berliner Aufführung, die ein halbes Jahr nach der Wiener Premiere, am 13. Februar 1828, stattgefunden hat, schrieb Goethe auf Anregung des damaligen Berliner Intendanten Graf Brühl einen Prolog, der unter dem Namen „Hans Sachsens poetische Sendung“ bekannt geworden ist und den bei den damaligen Aufführungen Eduard Devrient gesprochen hat. —

Noch eine Tätigkeit des beschäftigten und vielseitigen Mannes ist zu erwähnen und führt uns wieder zu dem anfangs genannten Büchlein zurück. Seit 1829 leitete Deinhardstein die „Wiener Jahrbücher der Literatur“ bis zu deren Eingehen 1849. Unter der Ägide der Staatskanzlei begründet und mit glänzenden Mittel ausgestattet, hatte die Vierteljahrsschrift trotz ihres mehr als zehnjährigen Bestehens noch nicht jene Geltung errungen, die ihr nach der Idee ihrer geistigen Urheber Metternicht und Gentz zukommen sollte. Dem Blatte fehlte nur ein

regsamer, tüchtiger und geschmackvoller Leiter; Deinhardstein war kraft seiner literarischen Versiertheit, seines beweglichen Temperamentes und seiner persönlichen Verbindungen unbedingt der richtige Mann dazu, um dem etwas schwerfälligen Organe Leben und Bedeutung zu geben, andererseits bot er durch seine Stellung als Zensor und durch seine Schmiegsamkeit nach oben volle Gewähr dafür, daß die Jahrbücher auch ferner im Dienste der politischen Idee seiner Gründer stehen würden. — Es glückte Deinhardstein, Männer wie Goethe, die Gebrüder Humboldt, A. W. Schlegel, Immermann, Grimm, Rückert, Hebbel u. a. für die Jahrbücher zu interessieren, am 10. August 1830 trat er eine längere Werbe-reise durch Deutschland an, deren Schilderung er in den „Skizzen“ in lebendiger, anschaulicher Weise niedergelegt hat. Er hatte einen offenen Blick für alles, was sich ihm darbot; mit vielen bedeutenden Männern trat er in persönliche Beziehung und Berührung; so sind seine Schilderungen von Berlin (S. 45—72) ausgezeichnet durch eine Summe von Einzelheiten über Menschen, Theater, Lokalitäten und bauen so diese Stadt in all ihrer Art um 1830 deutlich und anschaulich auf. Möge nun Deinhardstein das Wort haben.

(Auch diesmal bin ich — für eine Anzahl Anmerkungen — dem Leiter des märkischen Museums, Herrn Professor Dr. Otto Pniower, zu großem Danke verpflichtet, den ich ihm auch hiermit ausspreche!)

Nach der Abreise von Dresden ¹⁾ erscheint die Gegend, so lange man im Sächsischen fährt, wunderlieblich, wie man aber einige Zeit im Preußischen ist, treten Berge und Wald zurück, und sie wird eintönig. Das dauert aber auch nur einige Zeit. Der Wald rückt bald wieder näher, und es sieht recht munter und lebendig zu beiden Seiten aus. Die vielen Windmühlen beleben denn auch die Gegend. Wo Häuser sind, da findet man fast durchgehends Weinreben an denselben gepflanzt, und so prahlen Länder wie Menschen am liebsten mit dem, was ihnen fehlt. Potsdam überrascht durch die vielen schönen Gebäude, durch die stattliche, nach Art der Dresdner gebaute Brücke aus Gußeisen ²⁾ und die niedlichen Blumenverzierungen der dabei gelegenen Landhäuser, welche sich bis fast nach Berlin erstrecken. Die Gegend vor und um Berlin ist nicht mannigfaltig und blühend, aber auch keineswegs so öde, als man sich dieselbe gern vorstellt. Auch imponiert die Stadt durch ihre Großartigkeit dergestalt, daß man auf alles um sie her vergißt. Ich stieg unter den Linden im Hotel de Rome ab. ³⁾

Der erste Tag ⁴⁾ meines Aufenthaltes in Berlin war für mich kein angenehmer. Schon am Morgen fühlte ich mich bedeutend unwohl, und konnte nur mit großer Überwindung das Zimmer verlassen, mußte aber nach einigen Visiten wieder nach Hause, wo mich eine zunehmende, durch Erkältung herbeigeführte Übelkeit ins Bett trieb. Du kannst Dir denken, daß meine Lage eine peinliche war. In dem Gasthose einer

fremden, weit von meiner Heimath gelegenen Stadt, fern von meiner Familie, von der Furcht gequält, daß das Uebelbefinden sich in eine langwierige und böartige Krankheit verwandeln könnte, vollbrachte ich einen bösen Tag, und eine noch schlimmere Nacht, fühlte mich aber am Morgen wieder ziemlich gesund. Recht sehr bedauerte ich, daß ich verhindert worden war, der Aufführung der Zauberflöte ⁵⁾ beizuwohnen, welche eben an jenem Abende vor sich ging. Ein seit lange in Berlin wegen seiner schönen Stimme bekannter Tenorist, Mantius, ⁶⁾ ein absolvirter Jurist, trat darin zum ersten Male als Tamino auf. Ein interessanter Zufall hatte auf die, lange zwischen Theater und Gerichtsstube schwankende, Wahl des jungen Mannes entscheidenden Einfluß gehabt. Ganz Berlin war auf diesen Abend gespannt, und Hofrath Esperstädt ⁶⁾ hatte mich am Morgen sehr neugierig gemacht; aber leider war die Uebelkeit, die mich befiel, nicht so galant, mir zu erlauben, jene Neugierde befriedigen zu dürfen. Nach der Hand erzählte man mir, daß die Sache recht gut abgelaufen sey.

Berlin ist im eigentlichsten Sinne eine Stadt, welche das Prädikat der königlichen verdient. Sie trägt den Charakter des Ehrwürdigen, Großen. Majestätische Palläste, ungewöhnlich lange, breite und lichte Straßen, herrliche Privatgebäude regen die Bewunderung auf. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß in den Straßen keine rege Lebendigkeit wahrgenommen wird, wodurch der Charakter der Würde, dem Ruhenden mehr als dem Bewegten innewohnend, stätig wird. Die Häuser sind breit, aber nicht hoch, meistens nur von zwei Stockwerken. Häuser von drei Stockwerken sind hier schon sehr selten. Nicht passend schienen mir viele Statuen auf öffentlichen Gebäuden, welche meist in zu kleinen Verhältnissen erscheinen, und mehr durch das Gebäude gedrückt werden, als sie dazu dienen, dieses verschönernd zu erheben. Ganz abscheulich sind die sogenannten Droschken ⁷⁾ (Berliner Fiaker), einspännige, altväterliche und schlecht bespannte Fuhrwerke, welche nur im Schritt fahren, und die hölzernen Treppen, welche selbst in den elegantesten Häusern gefunden werden. Die Kaffeehäuser sehen dagegen sehr elegant aus, besonders aber die Konditoreien, die mit wahrhaft verschwenderischer, Pracht ausgestattet sind. Seidene, reich verzierte Vorhänge, moderne und geschmackvolle Möbel, elegante Lampen, um das Ganze zur Nachtzeit einladend zu machen, und dazu ein Uebermaß von Zeitungen aller Art werden an den meisten dieser Orte gefunden. Nur eines, und wegen seiner Lokalität sowohl, da es dem königlichen Schauspiel gegenüber liegt, als wegen der Vorzüglichkeit der Eßwaaren besuchtesten, das von Stäheli ⁸⁾, macht durch seine Einfachheit hievon eine Ausnahme.

Ich besah den katolischen, der heiligen Hedwig geweihten Dom. ⁹⁾ Er ist ein kleines, aber schönes Rundgebäude, von innen mit Säulen

und dazwischen aufgestellten Statuen einfach verziert. Außerdem ist kein Zierath in der Kirche. Im Hintergrunde befinden sich drei neben einander stehende Altäre.

Darnach machte ich dem Herrn Hoftheater-Intendanten, Grafen von Redern¹⁰⁾ einen Besuch. Es ist ein noch sehr junger, liebenswürdiger, und für das Theaterwesen enthusiastisch belebter Mann. Das Theater verdankt ihm bereits viel Gutes, und es ist mit Grunde noch Besseres von ihm zu erwarten. In ersterem gehören vorzugsweise die auf das Theaterwesen bezüglichen Kunstschulen¹¹⁾. Sie bestehen nach der mir in die Bücher vergönnten Einsicht, 1stens; Aus einer Bildungs-klasse für junge Schauspielerinnen unter der Leitung der Madame Crelinger¹²⁾. Der Zweck ist Heranbildung mit Talent begabter Künstlerinnen, und Durchgehen der, den Schauspielerinnen zugetheilten Rollen vor und während der Theaterprobe, Anweisung in gutem Lesen, Sprechen und Deklamiren der Rollen, so wie das nähere Hindeuten auf den Geist der Dichtung, in fünf Stunden wöchentlich. Alle drei Monate hat Madame Crelinger einen substanzirten Bericht über die Fortschritte der jungen Künstlerinnen einzureichen, und jährlich zwei Prüfungen vor dem Chef der königlichen Hofschauspiele zu halten. 2tens aus einer Bildungsanstalt für Musik in drei Klassen, deren erstere Herr Elsner,¹³⁾ die zweite Herr Reuter¹⁴⁾, die dritte Madame Hochstätter¹⁵⁾ leiten. Alle drei Klassen stehen unter der Oberdirektion des Kapellmeisters Schneider¹⁶⁾. Außerdem bestehen noch eine Schule für den Solo-Tanz unter Leitung des Balletmeisters Titus,¹⁷⁾ eine Schule für Bildung des Orchesters unter Leitung des Musik-Direktors Möser,¹⁸⁾ eine Deklamationsschule für den ersten Unterricht, geleitet von Madame Friedel¹⁹⁾, und eine Figurantenschule unter Leitung des Solo-Tänzers Lauchery²⁰⁾. Zugleich eröffnete mir der Herr Intendant, daß er die Aussetzung von jährlichen Preisen²¹⁾ für das beste Lust-, Schau- und Trauerspiel projektire, wobei er dramatischen Werth und theatralische Wirksamkeit gemeinsam berücksichtigt wissen wolle. Er wünschte auch, daß ich nach meiner Ankunft in Weimar Göthe ersuchen wolle, ihm seine Meinung darüber mitzutheilen.

Der Gefälligkeit des kais. österr. Herrn Gesandtschaftsrathes Baron Werner²²⁾ verdanke ich die höchst interessanten Bekanntschaften der in der literarischen Welt hochgeachteten Gelehrten, des Herrn Staatsrathes von Ancillon²³⁾ und des Herrn Hofbibliothekars Professor Wilken,²⁴⁾ welch letzterer so gefällig war, mir die königliche, sehr reiche, systematisch geordnete Bibliothek zu zeigen.

Später erfreute ich mich der persönlichen Bekanntschaft des Herrn Doktor Häring²⁵⁾, auch unter dem Namen Willibald Alexis bekannt, Redakteur des nun mit dem Conversationsblatte vereinigten Freimüthigen, und der des Herrn Professor Gubitz²⁶⁾, Redakteur des Gesellschafters.

Durch die liebenswürdige Offenheit des letztern, in dem ich einen sehr geraden, feurigen Mann kennen lernte, wurden manche zwischen uns bisher bestandene kleine Mißverständnisse ²⁷⁾ aufgeklärt. Es war mir sehr erfreulich zu vernehmen, daß er seit längerer Zeit viele gegen Oesterreich überhaupt, oder einzelne dort lebende geachtete Schriftsteller gerichtete, ihm zugekommene Ausfälle in seine Zeitschrift nicht aufgenommen habe, weil sie ihm entweder anonym, oder nicht von den gehörigen Beweisen unterstützt, zugeschickt worden waren. Möchten sich doch die Redakteure anderer Zeitschriften, welchen gerade solches Lumpenzeug erwünschte Würze ist, ein Beispiel daran nehmen, um so mehr, da es sogar ihrem eigenen Interesse förderlich wäre, weil, seit Zeitschriften existiren bis nun, der Fall unerhört erscheint, daß sich irgend eine derselben dauernde Anerkennung verschafft hätte, welche zu dem erbärmlichen Mittel ihre Zuflucht nahm, durch Angriffe gegen das Achtbare und Bedeutende die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es hat, wie Du mir ganz richtig in einem Deiner Briefe bemerkst hast, überhaupt nie ein Unternehmen Dauer gefunden, dessen Gründer in irgend einer Beziehung sich um die Achtung der Besseren gebracht hat.

Nachmittags machte ich einen Spaziergang durch den Thiergarten. Er ist fast so lang als der Wiener Prater, aber nicht so besucht. In der Mitte führt ein großer Baumgang von Linden und Kastanien nach dem königlichen Lustschlosse Charlottenburg. Zur rechten Hand findet man Speisehäuser und einzelne hübsche Gartenanlagen; zur linken gleichfalls Anlagen, und auf der Seite des Potsdamer Thores, gleichsam den Garten umkränzend, sehr niedliche, freundlich nach Berliner Sitte mit Blumen verzierte Landhäuser. Auf dem Rückwege durchs Potsdamer Thor ins Schauspielhaus fiel mir das schlechte Strassenpflaster ²⁸⁾ Berlins und der Mangel der Trottoirs ²⁹⁾ in den meisten Strassen als ein Uebelstand auf, der bei der Länge der Straßen der Hauptstadt für die Fußgänger sehr drückend wird.

Den Abend brachte ich im königlichen Schauspielhause zu, wo man drei kleine Piecen gab. Zuerst die Gotter'sche Medea ³⁰⁾, mit Musik von Benda neu einstudiert. Madame Crelinger gab die Hauptrolle. Ich fand sie seit ihrem letzten Auftreten in Wien ³¹⁾ im Tragischen noch vorgeschritten. Diese, nie die Schranken der Würde überschreitende, echt künstlerische Gluth, diese ungesuchte Schönheit in plastischer Darstellung des dramatischen Moments sind nicht genug zu loben. Von ergreifender Wirkung war die Anrufung Hekate's und der Ruf an Jason in der vorletzten Scene vom Drachenwagen herunter. „Siehst du diesen Dolch“. Hohn, Schmerz, Rache, Alles war in diese Worte gelegt. Der Drache spie übrigens so entsetzlich Feuer, daß der Pulverdampf gleich einer Wolke über dem Theater lagerte, und bis zum Beginnen des letzten Stückes anhielt. Alle diese Dinge gehören dem leidigen, der Kunst un-

würdigen Maschinenwesen an, und sollten von Bühnen ersten Ranges, wie die Berliner Hofbühne, verbannt werden. Echte Kunstliebhaber finden kein Wohlgefallen daran, und mit Leuten, welche Wohlgefallen daran finden, kann solchen Instituten nicht gedient seyn. Was übrigens die Reprise der Gotter'schen Medea betrifft, so muß ich Dir gestehen, daß es mir unbegreiflich scheint, dieß Stück auf irgend einer Bühne zu finden, der die Wahl der Grillparzer'schen frei steht, nicht als ob ich der Meinung derjenigen beipflichten wollte, welche das Stück für veraltet halten, weil sich die Veraltung eines wahrhaft schönen Kunstwerkes nicht denken läßt, sondern weil die Gotter'sche Medea von ihrem Ursprunge an ein farbenloses langweiliges Ding gewesen, welches durch die Wirksamkeit einiger Momente beim ersten Erscheinen vom Falle bewahrt wurde.

Auf die Medea folgte zum ersten Mal dargestellt ein Lustspiel in einem Akt nach Scribe, die Doppelverheiratheten.³²⁾ Die Uebersetzung war gut, das Stück selbst aber ein leeres nichts, voll Unwahrscheinlichkeiten, bloß auf Effekt berechnet, der aber eben deßhalb ausblieb, weil er mit zu großer Aengstlichkeit aufgesucht wurde. Der Grundgedanke, daß ein Fremder durch Zufall für den Herrn des Hauses gehalten wird, obschon öfter dagewesen, ist nicht übel; was sich aber, um das Stück fortzuspinnen, noch begibt, läßt sich bei dem Umstande, daß die handelnden Personen nicht verrückt sind, durchaus nicht erklären. So will z. B. eine Frau ihren Mann, von dem sie erst seit ein paar Tagen entfernt ist, glauben machen, daß sie eine andere Person sey, und dieß noch dazu in den Kleidern, die ihr Mann als die ihrigen kennt, und ohne die mindeste Entstellung des Gesichts. In der Darstellung trat besonders ausgezeichnet Demoiselle Fournier,³³⁾ eine jugendliche schöne Gestalt, hervor, voll Glut, und was besonders in diesem Alter viel sagen will, fern von Uebertreibung. Die übrigen Personen hatten weniger Gelegenheit sich wirksam zu zeigen; doch war jeder auf seinem Platze und im raschen Ineinandergreifen, wie in der Feinheit der Darstellung ließ sich der gute Geist der Leitung spüren.

Den Schluß der Vorstellung machte das Singspiel: das Geheimniß.³⁴⁾ Auch hier war die Aufführung gelungen zu nennen, aber keine Rolle von der Art, den Sänger mit Sicherheit beurtheilen zu können. Erfreulich war mir die Bemerkung, daß bis auf einen, des Theaters noch unkundigen jungen Mann, alle Sänger auch als Schauspieler vollkommen Genüge leisteten. — Das Theater selbst³⁵⁾ ist, den Platz für die Zuschauer betreffend, nicht sehr groß. Es bildet ein Halbrund, hat drei Gallerien und ein Parterre. Im Hintergrunde befindet sich die große reich verzierte königliche Loge. Vorne an der Bühne sind zu jeder Seite drei andere Logen. Die auf weißem Grunde angebrachten, reich vergoldeten Verzierungen und Säulen, welche die Gallerien tragen, und

der schön bemalte Plafond geben dem Ganzen ein sehr elegantes Ansehen. Der Souffleur-Kasten erscheint in der Form einer Muschel. Der Bühnenraum ist groß und breit.

Den Abend sollte ich im Liederkreise ³⁶⁾ zubringen, mußte aber bei meiner noch nicht hergestellten Gesundheit, da der Abend kühl war, und der Ort, an welchem jener Kreis gehalten wird, fern von meinem Wohnorte lag, diesem Vergnügen entsagen.

Am andern Morgen führte mich der Herr Hoftheater-Sekretär, Hofrath Esperstädt, dessen Bekanntschaft ich zu den angenehmsten meiner Reise zähle, in das seit 3. August dem Publikum eröffnete, dem königlichen Pallaste gegenüber befindliche, Museum. ³⁷⁾ Es ist des Königs und der Königsstadt würdig im vollsten Sinne. Breite Stufen führen, durch einen imposanten Säulengang, in eine hochgewölbte Rotunde, den ersten der Antikensäle, wo die Ueberreste klassischen Alterthums, je eine um eine zwischen großartigen Säulen stehen. An diesen Saal stößt ein langer, vielleicht nur zu zahlreich von Statuen besetzter Saal. Das vorzüglichste Stück darin dürfte wohl der berühmte anbetende Knabe aus Bronze ³⁸⁾, auf einem Postamente von orientalischem Porphyry seyn; eben so durch die köstliche Behandlung, als der Seltenheit wegen ausgezeichnet, weil bekanntlich nur sehr wenige Bronze-Statuen des Alterthums wohl erhalten auf uns gekommen sind. Bei allen Statuen, welche beschädigt waren, sind die Beschädigungen auf das genaueste ergänzt. Ob man sich darüber freuen soll oder nicht, ist eine andere Frage. Es war ohne Zweifel keine der geringsten Handlungen Michael Angelo Buonarottis, daß er eine ähnliche ihm zugemuthete Ergänzung verwarf. ³⁹⁾ In einem dritten Saale steht gegenwärtig nur die herrliche Vase, welche Kaiser Alexander Alexandern von Humboldt schenkte. ⁴⁰⁾ Sie ist aus Aventurin, im herrlichsten antiken Styl gearbeitet, mit zwei goldenen Griffen verziert. Im ersten Saal hatte ich das Vergnügen, den Kustos der Antiken, Herrn Friedrich Tjiek, ⁴¹⁾ einen der größten jetzt lebenden Bildhauer, kennen zu lernen.

Die Sammlung verdankt Entstehung und Fortgang: ⁴²⁾ erstens den verschiedenen Ankäufen, welche König Friedrich II., durch den churfürstlich-sächsischen Geheimrath und Gesandten Bianchoni in Rom machen ließ; zweitens, dem Ankauf der sehr zahlreichen und berühmten Sammlung des Kardinals und Fürsten von Galignac; drittens der Sammlung, welche Ihre königl. Hoheit die Frau Markgräfin von Baireuth auf einer Reise durch Italien erwarb, und welche durch Erbschaft an den König überging; viertens, einigen einzelnen Ankäufen, unter welchen der gedachte anbetende Knabe, der in den Tiber gefunden wurde, und den Papst Clemens XI. dem Prinzen Eugen von Savoyen geschenkt hatte. Aus dessen Nachlaß ging die Bildsäule in den Besitz des Fürsten von Lichtenstein über, von welchem König Friedrich II. sie für eine

Summe von 10,000 Thalern kaufte, und auf der Terasse von Sanssouci aufstellen ließ; fünftens, den Ankäufen, welche König Friedrich II. durch den Herrn von Erdmannsdorf machen ließ; sechstens, den Erwerbungen des jetzt lebenden Königs. — In der Rotunde sind aufgestellt 18 Statuen, im langen Saale 130, auf der Gallerie der Rotunde 18.

Von dieser Gallerie kommt man in die der Bilder, ⁴³⁾ welche gleich beim Eintritte imponirend ergreift. Man erblickt zur rechten wie zur linken Seite eine lange Reihe von Säulen, von rothen nach Sammetart geschnittenen Tapeten überdeckt, und mit reich vergoldeten Einfassungen allenthalben verziert. Die nähere Betrachtung muß besonders die meisterhafte Einteilung loben, welche dem Beschauer den leichtesten Ueberblick gewährt, und bewirkt, daß das ihm aus dieser Masse von Gemälden aller Kunstzeiten Interessanteste sich auf die bleibendste Weise ihm einpräge. Die Bilder sind nämlich, nicht wie es häufig zu geschehen pflegt, in großen Sälen, in welchen bis an die Decke eins über den andern hängt und das Ganze dem Eintretenden bange macht, ob er es auch werde überschauen und genießen können; sondern in 37 kleinen Zimmern vertheilt, wodurch Uebersicht und Genuss leichter werden. Zugleich sind an allen Wänden die Gemälde, welche sie schmücken, sowohl nach der Stellung, die sie an der Wand einnehmen, als nach dem Meister, und nach dem, was sie darstellen, bezeichnet. Außer der Vortrefflichkeit, welche an der Mehrzahl der Gemälde zu bewundern ist, die jedoch die der Dresdener Gallerie nicht erreicht, muß noch der kunstgeschichtliche Nutzen, welchen die Gallerie gewährt, bemerkt werden, da besonders italienische und deutsche Kunst von den Uranfängen an, bis zur höchsten Vollendung durch alle Stufen durchgeführt, gesehen werden.

Die Gallerie zerfällt in drei Abtheilungen, wovon die erste die italienischen Schulen, ihnen verwandte Kunstbestrebungen und die Akademiker, die zweite die niederländischen und deutschen Schulen, die dritte die Alterthümer und kunsthistorischen Merkwürdigkeiten umfaßt. Diese Gallerie entstand durch beträchtliche Einkäufe früherer Regenten des preußischen Hauses, durch die in den Jahren 1815 und 1821 erfolgten Ankäufe der berühmten Gallerie Giustiniani und der des Herrn Solly, durch eine dem Herrn von Rumor in den Jahren 1828 und 1829 vermittelten Sammlung, und durch einzelne Ankäufe. Der Direktor der königl. Gemäldegallerie, Doktor G. F. Waagen, ⁴⁴⁾ hat in der Druckerei der königl. Akademie der Wissenschaften einen musterhaften Katalog herausgegeben, den er jedoch nur als Vorläufer eines noch ausführlicheren betrachtet wissen will.

Ein Theil jenes Museums, eine Vasen- und Münzsammlung enthaltend, ⁴⁵⁾ ist noch nicht geöffnet. Der Eintritt zu den gedachten Sälen ist zweimal in der Woche unentgeltlich Jedem freigestellt, an welchen Tagen immer 800 Billets (denn doch vielleicht zu viel) ausgegeben

werden.⁴⁵⁾ Dem Reisenden wird zu jeder Stunde der Eintritt gestattet. Man kann das Museum nicht verlassen, ohne mit dem Andenken an die gehabten Genüsse zugleich dankbare Erinnerungen an den Erbauer desselben, den in der That großartigen Schinkel, so wie an Alle, welche sich um die innere Einrichtung desselben verdient gemacht haben, mitzunehmen.

Nach Tische holte mich Herr Hofrath Esperstädt ab, um das Volksfest der Berliner, den Stralauer Fischzug,⁴⁶⁾ der jedes Jahr am 24. August gefeiert wird, zu besuchen. Ich hatte mich sehr darauf gefreut, um die Volkseigenthümlichkeiten, die sich bei solchen Gelegenheiten am meisten zu entwickeln pflegen, beobachten und sie mit den, bei Wiener-Volksfesten sich zeigenden, vergleichen zu können.

Wir fuhren eine sehr lange Strecke durch die Stadt, bis ans Stralauer-Thor, und rings umher wogte, abschon der Himmel mit Regen drohte, eine bedeutende Menschenmasse die Straßen durch. Die Fenster aller Häuser, an welchen der Zug vorüber ging, waren gleichfalls von Menschen besetzt. Vom Thore angefangen, führt ein Baumgang nach dem Dorfe Stralau, in welchem viele Fischer wohnen, die ihren Segen, den sie in der, dem Tage des Volksfestes vorhergehenden Nacht aus dem Wasser zu holen pflegen, in allen Gestalten des Gebackenen, Gesottenen und Gebratenen der eblustigen Menge darbieten. Da nur ein, und noch dazu ein ziemlich schmaler Weg vom Thore nach Stralau führt, und ein großer Theil der Einwohner von Berlin, besonders der geringern Klasse, an diesem Feste theilnehmen will, so besteht begreiflich auf diesem Wege ein ungemeines Gedränge. Am Eingange des Erlustigungsplatzes sind Kaffee-Buden aufgeschlagen, dann folgt eine Reihe von Hütten und Zelten, in welchen Fische, Würste, Eier, Lebkuchen, Bier und Branntwein zu haben sind; am Ende steht eine Kirche mit einem kleinen Gottesacker, bei dessen Anblick mich der Kontrast lebhaft ergriff, da man sich an diesem Tage auf den, der Ruhe geweihten, Hügeln ungestört den Freuden des Lebens hingab. Eng an die Kirche stößt eine schöne Wiese, auf welcher man sich in mannigfaltigen Gruppen belustigte. Gegenüber diesem Platze, am andern Ufer der Spree, liegt das Dörfchen Trepkov,⁴⁷⁾ in welchem die gebildete Klasse, an diesem Tage, sich zu versammeln pflegt. Kähne bringen hinüber und herüber.

An diesem Platze ist nun die regste Lebendigkeit des Volksfestes zu schauen. Der Anblick der Kähne, zierlich geschmückt mit weißen und rothen Flaggen, auf denen meistens der preußische Adler oder die Viktoria zu sehen, und die Kleidung der Schiffer, welche sich in allerlei Jacken steckten und meist Blumenkränze um den Kopf gewunden hatten, gaben dem Feste etwas Charakteristisches. Zuweilen bemerkte man auch ein Schiff mit Segeln. Freude war überall und eben nicht zu still, obwohl alles friedlich und gesittet ablief, einige Betrunkene ausgenommen.

Was mir sonderbar auffiel, war, daß sich wenig Musik hören ließ, und die vielen kleinen Lotterien, in welchen allenthalben mehr Eß- und Putzwaaren ausgespielt, als in den außer ihnen befindlichen Buden zum Verkaufe geboten wurden.

Du wirst mir, nachdem Du dieß gelesen, sagen, daß ein Berliner Volksfest sich nicht so himmelweit von einem wienerischen unterscheide, als Du geglaubt hättest, und ich muß Dir darauf erwidern, daß es wirklich so ist. Man setzt sich in der Regel von den Zügen, welche man als charakteristische einer Sache hört, mit Hülfe der Einbildungskraft ein Bild zusammen, welches, da man die vermittelnden Nebenzüge wegläßt, eher Allem gleicht, als der Sache, der es gleichen soll. Viele glauben, in einem Lande, von dem sie hörten, daß es nicht weinreich ist, keine Weinrebe zu finden, und in einer nicht baumreichen Gegend, keinen einzigen Baum; eben so denken sie, daß es bei dem Feste eines minder regsamen Volkes wie bei einem Leichenzuge, bei dem eines regsameren so toll und ungebunden als möglich zugehe. Zuletzt hat dann doch das alte PARTOUT COMME CHEZ NOUS seine Richtigkeit, und also auch bei dem Berliner Volksfeste. Ich fand es nicht so kalt und unbewegt, als ich es mir vorgestellt hatte, und die Berliner werden die Wiener Volksfeste nicht so über die Maßen lebendig finden, als sie glauben mögen, wenn ihnen ihr Volksfest unbelebt erscheint. Daß es übrigens bei Volksfesten größerer Städte, als Berlin, noch regsamer zugeht, ist in der Ordnung.

Nach dem Volksfeste besuchte ich das Königstädter Theater,⁴⁵⁾ in welchem man ein Lustspiel von Korntheuer,⁴⁶⁾ „Alle sind verliebt“, und darauf „der Müller und sein Kind“, Parodie mit Gesang von Carl Meisl,⁴⁷⁾ gab; letztere zum erstenmal wiederholt. Das Königstädter Theater ist ganz nach der Art des Berliner Hoftheaters gebaut, nur die Verzierungen an den Wänden der Gallerie sind von denen im Hoftheater verschieden, und die dort in der Mitte befindliche Hofloge fehlt im Königstädter Theater. Es ist sehr elegant und sehr groß, zwei Uebelstände für eine Lokalbühne. Man erzählt mir allenthalben, daß es wenig besucht sey, was ich auch an dem Tage, an welchem ich es besichtigte, auf eine ungewöhnliche Weise bestätigt fand.

Es erscheint mir das um so mehr auffallend, da Meisl's Parodie bei der ersten Darstellung gefallen hatte und auch bei der Wiederholung gefiel. Mir scheint der Grund darin zu liegen, daß dieses Theater des Guten zu viel thun will, sich seines eigentlichen Standpunktes schämt, und, darüber hinausgehend, die Ohnmacht seiner Kräfte zeigt, weiß mit schwarz mengt, und somit grau wird. Es ist an seinen Privilegien krank, nicht weil es deren zu wenig, sondern weil es deren zu viel hat. Da es, mit Ausnahme der hohen Tragödie und der ernstesten Oper, Alles geben darf, will es sich dieses Befugnisses im vollsten Maße bedienen, und

dieß führt zum Uebel. In Darstellungen bedeutender Art kann es mit der Hofbühne nicht rivalisiren, da ihm die Mittel dazu nicht zu Gebote stehen, und demnach seinen Zweck nur erreichen, wenn es solche Darstellungen gibt, welche dort nicht gegeben werden, wenn es Lokal-Theater bleibt: gegenwärtig aber wird, wie ich erfuhr und bemerkte, gerade dieser Hauptzweck bei Seite gesetzt. Es haben sich im Ganzen eine Darstellungsweise und ein Dialog eingebürgert, die in so fern fast ideal zu nennen sind, da sie keinem Lande und keiner Nation angehören, und gerade hier, wo man nur Wiederholung des Vorhandenen aufsucht, um so widerlicher auffallen. Man hört hier eine Menge National-Dialekte, besonders den Wiener, aber keinen ausgesprochenen. Das Königstädter-Theater muß werden, wie in früheren Zeiten das Leopoldstädter Theater in Wien ²¹⁾ war, sonst wird es nie zu einem eigentlichen Leben kommen, — Volkstheater. Bei den wirksamen Kräften, die es besitzt, besonders im Komischen, von welchen ich vor allen den trefflichen Spitzeder, ²²⁾ dann Schmelka ²³⁾ nennen muß, ist ihm leicht zu helfen. Unter den Darstellern fand ich hier sehr viele Wiener, mir von den dortigen Theatern bekannt, und von den in früherer Zeit mir als Anfänger vorgekommenen, besonders Dem. Franchetti, ²⁴⁾ im Gesange und Vortrage erfreulich vorgeschritten. Der Ton der Zuschauer ist übrigens im Königstädter Theater ein ganz anderer, als im Hoftheater; man ist dort viel lauter und regsamer. Wiederholungen werden überlaut begehrt und das Hervorrufen ist an der Reihe.

Den andern Tag zeigte mir Herr Hofrath Esperstädt an, im königl. Schauspielhause befindlichen, großen Konzert-Saal, der von so imposanter Wirkung ist, daß Wellington ²⁵⁾ nach dem Anblicke desselben geäußert haben soll, er habe nie einen Saal von solch bedeutender Vollkommenheit gesehen. Alles erscheint hier in grandiosen Verhältnissen, mit reichen Verzierungen versehen, und doch ohne Ueberladung. Die Büsten großer verstorbener Meister der schaffenden und der darstellenden Kunst zieren, in Nischen gestellt, den Hauptsaal und die Nebengemächer; erstere nehmen die Büsten großer Tonmeister ein. Beethoven, vortrefflich getroffen, schaut, über dem Orchester stehend, dem Eintretenden entgegen; an ihn reihen sich zur Rechten und Linken, die ihm kunstverwandten Geister.

In einem Nebensaale ist eine große Statue, Iffland ²⁶⁾ in sitzender Stellung, aus Marmor, von Friedrich Tieck meisterhaft gearbeitet. Mit dem Hauptsaaale stehen noch viele, sehr elegant verzierte Nebenräume in Verbindung. In diesem Lokale werden jährlich mehrere Konzerte und mehrere Bälle auf Subscription gegeben, welche selbst die königl. Familie mit ihrer Gegenwart, als Zuschauer, beehrt.

Darnach bestiegen wir das Dach des Schauspielhauses, von dessen Zinne man Berlin am besten panoramatisch übersieht. Der Anblick der

Stadt ist imposant. Die Umgebungen derselben sind nicht ausgezeichnet, doch auch keineswegs so unschön, als man aus mancher Beschreibung, die Berlin für eine Insel in einem Sandmeere ausgibt, glauben sollte. Der Blick trifft allenthalben auf freundliches Grün; nur Berge fehlen, welche den Hintergrund wohlgefälliger und reizender machten.

Mittags hatte ich das Vergnügen, bei einem Gastmahle, welches mir einer der bedeutendsten Buchhändler Berlins, Herr Dunker ⁵⁷⁾ gab, viele der ausgezeichnetesten Männer der Hauptstadt kennen zu lernen. Ich kam zwischen den Herrn geheimen Rath Streckfuß ⁵⁸⁾ und den Herrn Ludwig Robert ⁵⁹⁾ zu sitzen, den feinen scharfsinnigen Kritiker und Dichter. Mit ersterem, einem Jugendfreunde der Frau von Pichler, ⁶⁰⁾ feierte ich lebhaft das Andenken dieser eben so geistreichen als liebenswürdigen Schriftstellerin.

Abends besuchte ich das Opernhaus. Man gab Mozart's „Titus“. Dem. Sabine Heinefetter ⁶¹⁾ sang den Sextus. Sie ist eine jugendlich blühende Gestalt mit ausgesprochenen und belebten Zügen. Ihre Stimme ist umfangreich und frisch, ihr Vortrag von seltener Bravour. Die Gestikulation fand ich etwas zu bewegt, und die Mimik nicht immer edel genug. Mad. Schulz, ⁶²⁾ welche die Vitellia sang, ist eine sehr bedeutende Bravour-Sängerin, von der nur zu bedauern, daß sie nicht mehr jung ist. Bader's ⁶³⁾ Vorzüglichkeit ist hinlänglich bekennt, er gab heute die Rolle des Titus. Er und Dem. Heinefetter wurden nach dem Schlusse der Oper gerufen. — Das Opernhaus ist weit größer, als das königl. Schauspielhaus. Es besteht aus drei bemalten, mit einfachen Verzierungen versehenen, Gallerien und einem Parterre. Im Hintergrunde befindet sich die sehr hohe und große, reich verzierte königliche Loge. An den beiden Seiten der Bühne sind Nebenlogen. Der Bühnenraum ist von bedeutender Größe.

Am andern Morgen besuchte ich einen der Nestore unserer Literatur, den Herrn Rath und Censor Langbein, ⁶⁴⁾ einen siebzigjährigen Greis, aber dabei noch rüstig und guter Dinge. Dem kleinen stillen Männchen würde man schwerlich die Regsamkeit und den Humor ansehen, die er in früheren Zeiten erwiesen hat, und von denen sich noch zuweilen Nachklänge vernehmen lassen. Er ist jetzt, wie er mir sagte, mit der Sammlung seiner sämtlichen Schriften beschäftigt, die seiner Meinung nach an 30 Bände füllen dürften. ⁶⁵⁾ Auch machte ich die Bekanntschaft des Herrn Dr. Stieglitz, ⁶⁶⁾ eines jungen hlühenden Mannes. Er überreichte mir sein neustes Werk: „Lieder des Morgenlandes“, ⁶⁷⁾ die sich, wie ich mich später überzeugte, durch die Eigenthümlichkeit ihres Kolorits und die Gluth ihrer Darstellung vortheilhaft auszeichnen. Auch der Bekanntschaft des Herrn Bibliothekars Spicker, ⁶⁸⁾ eines der geistreichsten Kenner der englischen Literatur, muß ich, als einer mir sehr erfreulichen, erwähnen.

Nach Tische fuhr ich nach Tivoli, ⁶⁹⁾ dem besuchtesten Belustigungs-orte in der Nähe von Berlin. Der Weg dahin, den man von der Stadt ungefähr in einer Viertelstunde zurücklegt, ist der Eintönigkeit wegen nicht sehr interessant. Desto angenehmer wird man überrascht, wenn man am Ziele ist. An mehreren, geschmackvoll erbauten, mit Blumen dekorirten Landhäusern vorbei, kommt man an die Pforte, durch welche man gegen Erlag von vier Groschen C. M. unmittelbar in die Anlagen tritt. Den Besucher empfängt ein niedlicher Park, hin und wieder mit kleinen Zelten besetzt, in deren Innerem Tische und Stühle stehen. Darauf kommt man in die sogenannte Kreisfahrbahn, wo elegante Wagen bereit stehen, mit welchen man eine Strecke von 800 Fuß in einer halben Minute zurücklegt. Hinter dieser Bahn führen mehrere Terrassen abwärts zu einem großen, von elegant dekorirten Lampen umgebenen Blumenkorbe. Ringsumher sind allenthalben blaue Zelte für die Schaulustigen angebracht. Steigt man eine Treppe aufwärts, so gelangt man in die dem Tanze und der Eßlust gewidmeten Gemächer. Im Hauptsale sowohl, als in den Nebenzimmern, muß der Geschmack und die glückliche Mischung der Farben in den ringsherum angebrachten Drapperien gelobt werden. Besonders lieblich ist der Blumensaal, in welchem zwischen niedlichen Tischen, von, mit einem rothen Stoffe überzogenen Stühlen umgeben, Körbe mit frischen Blumen gefüllt, sich erheben. Hin und wieder hängen Käfige mit Singvögeln; auch sind allenthalben Pianofortes zum Gebrauch hingestellt. Nachts ist alles blendend erleuchtet. Von hieraus steigt man auf eine erhöhte Terasse, von der man eine interessante Fernsicht genießt. Man hat einen großen Theil der Stadt vor Augen, rechts die Hasenheide mit einem hübschen Wäldchen, Stralau, und weiter im Hintergrunde Köppnik; nur zur linken Hand ist die Gegend durch Flächen ermüdend. Diese Fernsicht ist um so interessanter, da bei den Mangel an Bergen um Berlin hier der einzige Ort ist, einer genießen zu können. Rings um die fertigen Anlagen wird noch gebaut und neu angelegt. Bedenkt man, daß all dieß vor Kurzem noch Sandhügel waren, so kann man die Thätigkeit und den Verschönerungssinn der Brüder Gerike, ⁷⁰⁾ welchen Tivoli das Entstehen verdankt, nicht genug loben. Es wird übrigens dieser Ort sehr zahlreich besucht, wie man mir sagte, auch im Winter. Da der Gebrauch der Wagen nicht zu wohlfeil ist, so nehmen die distinguirtesten Personen daran theil. Ich sah mitunter die ernstesten Männer sich hier im Kreise herumtreiben. Zuweilen werden auch große Bälle, Feuerwerke u. dgl. hier gegeben. Herr Hof-Kompositeur Blume, ⁷¹⁾ den ich im Tivoli traf, äußerte, daß das in Paris, ⁷²⁾ welches er vor Kurzen gesehen hatte, wohl größer, aber minder geschmackvoll, als das Berliner sey.

Gleich nach meiner Ankunft in Berlin hatte die Direktion Sorge getragen, meinen Sachs darstellen zu lassen, welches aber, da Herr

Lemm, ⁷³⁾ der bisher die Rolle des Kaisers spielte, auf einer Kunstreise sich befand, nicht gleich nach meiner Ankunft seyn konnte. Seither hatte, mir unbewußt, eine zweckmäßige neue Besetzung Statt gefunden, und die Vorstellung ging vor sich. Wie viel auch früher von Devrients ⁷⁴⁾ Darstellung des Coban Runge gesagt worden war, fand ich doch jede Erwartung übertroffen. Ich zähle diese Rolle zu seinen glänzendsten Leistungen im Komischen, und der außergewöhnliche Beifall, welcher dem Künstler an diesem Abende zu theil ward, bestätigt meine Meinung. Jede Miene, jede Bewegung verrieth den Meister. Er faßte ganz den Charakter des mittelalterlichen Gecken auf, den die meisten Darsteller fallen lassen. Sein Anzug war köstlich. Mad. Unzelmann ⁷⁵⁾ ist eine der besten Kunigunden, die ich gesehen habe. Von einer lebenswürdigen Aeusserlichkeit unterstützt, gab sie die Rolle mit den feinsten Nuancen. Herr Krüger ⁷⁶⁾ ist ein vortrefflicher Sachs, gemüthreich ohne Sentimentalität, natürlich ohne Gemeinheit. Herr Stavinsky, ⁷⁷⁾ welcher die Rolle des Kaisers übernommen hatte, war im Aeüßerlichen sowohl, als in Anlage und Durchführung der Rolle ausgezeichnet. Selbst jene Schauspieler, welche minder Gelegenheit hatten hervorzutreten, füllten ihre Plätze mit Liebe aus. Die Ausstattung war sehr anständig, besonders der Zug sinnreich geordnet. Alles dieß und die liebevolle Theilnahme, welche mir an diesem Abende von vielen ausgezeichneten Gelehrten und Kunstfreunden Berlins zu Theil wurde, machten mir diesen Abend zu einem der angenehmsten während meines Aufenthaltes in der Königsstadt.

Am andern Tage besuchte ich Devrient, den ich frischerer und munterer fand, als während seines Aufenthaltes in Wien. ⁷⁸⁾ Er will das künftige Jahr in den Ferien die Rheingegenden besuchen, die er noch nicht kennt, und wenn ihm Zeit dazu bleibt, auch nach Wien zu gehen, denn er kann, wie er mir sagte, den eben so glänzenden als herzlichen Empfang, den er dort fand, nicht vergessen.

Da der Nachmittag ungewöhnlich schön war, so wollte ich ihn vor meiner Abreise, die ich auf diesen Abend festgesetzt hatte, noch benützen, und fuhr nach Charlottenburg. Es ist durch das königliche Schloß mit einem kleinen, aber niedlichen Theater. ⁷⁹⁾ auf welchem zur Sommerszeit die Hofschauspielergesellschaft zuweilen Vorstellungen gibt, und den Park ausgezeichnet; letzterer ist ziemlich groß und gut angelegt, und hat eine herrliche Orangerie. Das königliche Schloß mit der grünen, rings umher von Kronen geschmückten großen Kuppel, und der vergoldeten, einer kleineren Kuppel aufgesetzten Statue, nimmt sich schon der Ferne gut aus. Vor Charlottenburg stehen wieder sehr artige, mit schönen Blumen verzierte Landhäuser. Zu einer besonderen Zierde des Parks gehört das, der verstorbenen Königin Louise geweihte Denkmahl, von Rauch gearbeitet; durch charakteristische Behandlung wie durch

den Faltenwurf gleich vortrefflich. Hinter Charlottenburg erscheint die Gegend baumleer und langweilig.

Bei meiner Rückkehr fand ich viele meiner Berliner Freunde, die von meiner Abreise gehört hatten, im Gasthofs, wo ich wohnte, und wirklich mit schwerem Herzen nahm ich von ihnen und der Stadt, die so großartig ist, und so kunstliebend und so gesittet und fein dabei, Abschied. Um wenigstens in etwas meine Dankbarkeit für die zuvorkommende Freundlichkeit und innige Theilnahme, welche ich in Berlin gefunden, zu bezeugen, schickte ich an den Herrn Redakteur des Gesellschafters folgenden

Abschied von Berlin.

Wer durfte jemals all die Pracht gewahren,
Die du umgibst, den zaub'risch nicht umschweben,
Dem nicht in Herz und Aug' sie mußte leben,
Du Herrschersitz Borussischer Cäsaren.

Denk' ich, wie viel ich Liebes hier erfahren,
Und wie so wenig nur ich konnte geben;
So muß ich dankbar für mein ganzes Leben
Die freundlichste Erinnerung bewahren.

Das schöne Band, das die entfernten Zonen
Vereinigend umschlingt, wo Menschen wohnen,
Bestimmend wirkt das Höchste zu vollenden.
Das Band der Kunst, der heiligen, der wahren,
Der mild versöhnenden, der ewig klaren
Hält die Viktoria an seinen Enden.

In kurzer Zeit darauf fand ich das Gedicht im Gesellschafters abgedruckt.¹⁰⁾

¹⁾ Sonnabend, den 21. August.

²⁾ Potsdam besitzt zwei „stattliche“ Brücken. Die Berliner oder Lange (am Bahnhof), 1824 aus Eisen erbaut, und die Glienicker am Ausgange beim Babelsberg. Hier ist sicher die erstere gemeint. Vgl. Netto und Backschatt, Die Lange Brücke zu Potsdam. Berlin 1901.

³⁾ Das Hotel Stadt Rom befand sich Unter den Linden 39 und ist ja erst vor kurzer Zeit vom Erdboden verschwunden.

⁴⁾ Sonntag, den 22. August.

⁵⁾ „Die Aufführung war neu einstudirt und trefflich besetzt.“ Königin: Mad. Schulze; Pamina: Frl. v. Schätzel; Sarastro: Zschische; Papageno: Eduard Devrient. Von Mantius (siehe Anmerkung 6) sagte Rellstab in der Voß vom 24. 8. 1830: Seine außerordentlich schöne Stimme setzt ihn in den Stand, einst ein außerordentlicher Sänger zu werden; seine gestrige Leistung in Spiel und Gesang war die eines gebildeten Mannes, der durch richtigen Geschmack meistens auf das richtige geführt wird.

⁶⁾ Ed. Mantius (1806/74) hatte ab 1826 in Rostock, Leipzig und Halle die Rechte studirt und war dann zu Musikstudien nach Berlin gegangen, wo er 1829 in der Singakademie unter Zelter mit den Tenorpartien in Händelschen Oratorien großen Erfolg hatte. Auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten wurde er vom Intendanten v. Redern zu dem oben erwähnten Gastspiele aufgefordert, daß sofort zum Engagement führte; er ist vom 1. 1. 1831 bis zum 27. 5. 1857 Mitglied der Berliner Hofoper gewesen, wo er namentlich in lyrischen Tenorpartien ausgezeichnete Leistungen bot.

^{6a)} 1783/1861. Er war unter Iffland 1806 als zweiter Souffleur eingetreten und brachte es bis zum Verwaltungsdirektor der Hoftheater mit Hofrathstitel, der auch die Funktionen eines Dramaturgen zu versehen hatte.

⁷⁾ Fiaker richtete Friedrich Wilhelm I. 1739 ein. Sie dauerten bis 1794. 1814/15 wurden die „Droschken“ eingestellt.

⁸⁾ Steheli bestand bis 1876. Von circa 1830 bis 1845 war die Conditorei Charlottenstraße 36; von da an Charlottenstraße 53.

⁹⁾ Die Hedwigskirche wurde 1747—1773 erbaut; die Vorhalle war 1830 schon vorhanden.

¹⁰⁾ 1802 bis 1883. Er war von 1828 bis 1842 Generalintendant der Berliner Hoftheater, die unter ihm eine Epoche der Blüte erlebten; es brauchen in der Oper ja nur die Namen der Sontag und Meyerbeers genannt zu werden.

¹¹⁾ Vgl. darüber Gesellschafter 31. Juli 1830, S. 607: „Für den Unterricht der jungen Schauspielerinnen wird bei der Königlichen Bühne gesorgt, denn seit Kurzem sind Mad. Wolff u. Mad. Crelinger damit beauftragt und jetzt ist auch Mad. Schröder dafür gewonen. Für männliche Eleven des Theaters geschieht noch nicht so viel, doch wird gewiß auch das Nötige erfolgen“; es folgt dann noch die Forderung einer Schule für Sänger und Sängerinnen.

¹²⁾ Auguste Crelinger (1795 bis 1865) war seit 1812 bis 1862 an der Hofbühne tätig; es war ihr einziges Engagement, erst als Auguste Düring, dann als Auguste Stich, schließlich unter dem Namen ihrer zweiten Ehe. Sie war eine der großen Schauspielerinnen ihrer Zeit, der mit Ausnahme des Dämonischen alle Ausdrucksmittel dieser Kunst zur Verfügung standen.

¹³⁾ Der Name ist verdruckt; es muß Elsler heißen; er war Chordirektor der königlichen Bühnen.

¹⁴⁾ Der offizielle Name der Einrichtung war Theaterbildungsschule; sie war 1828 gestiftet worden und hat bis in die dreißiger Jahre hinein bestanden. — Auch dieser Name ist falsch; der Betreffende hieß Carl Beutler und war Gesangslehrer.

¹⁵⁾ Friedrieke H., geb. Benelli; war schon vor ihrer Verheiratung mit dem Bassisten H. von der kgl. Oper am Institute beschäftigt und galt damals als die erste Gesanglehrerin der Residenz.

¹⁶⁾ Er war der zweite Kapellmeister — der Untergebene Spontinis — und zugleich Direktor der Militärmusik der Kgl. Garden.

¹⁷⁾ war bis 1832 im Amte.

¹⁸⁾ war der erste Concertmeister der Hofkapelle.

¹⁹⁾ darüber habe ich nichts feststellen können.

20) war nur bis 1832 tätig; in diesem Jahre fand eine Reform des Ballettes statt; von da an datirt dann die Stellung Taglionis. Lauchery war dann nur als Lehrer tätig.

21) darüber konnte ich nichts feststellen, bin aber für jeden Hinweis sehr dankbar, da ich gern den Verlauf dieses Preisausschreibens im Vergleich zu anderen kennen lernen möchte.

22) Joseph v. Werner (1791/1871), ein trefflicher österreichischer Diplomat der metternich'schen Richtung, war von 1816/32 in seiner Berliner Stellung. Vgl. über ihn Allg. Deutsche Biographie, Bd. 42, S. 58.

23) Joh. P. Fr. A. Anzillon (1767/1837) war von der Theologie (1790/1810 Prediger bei der franz. Kirche in Berlin) zur Politik gekommen (1810/1814 Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm), kein bedeutender Kopf, aber ein geschickter Ausnutzer der jeweiligen Situation, eine „Journalistennatur“ mit ihren schlechten Seiten, der es seit 1832 sogar zum Leiter der auswärtigen Politik Preußens gebracht hatte. Varnhagens Urteil über ihn ist hart aber gerecht: „Sein Name wird so wenig in der Staatsgeschichte bleiben wie in der Literatur“ Vgl. H. Stieglitz: Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. 1838, S. 95. — Gutzkow: Gesammelte Werke. 1872. Bd. 9, S. 116/30.

24) Fr. W. Wilken (1777/1840) war 1805 Professor der Geschichte und der orientalischen Sprachen in Heidelberg geworden, wozu er noch 1808 das Amt eines Oberbibliothekars übernahm; sein Verdienst ist es, daß die einst bei der Zerstörung Heidelbergs durch die Franzosen 1783 nach Rom gebrachten mittelalterlichen Handschriften der deutschen Dichtwerke aus der Heidelberger Universitätsbibliothek wieder dorthin zurückgebracht wurden. 1817 ging er als Universitätsprofessor und Leiter der Bibliothek nach Berlin; bis zu seinem Tode hat er, allerdings durch manche geistige Erkrankung unterbrochen, diese Ämter verwaltet; er war ein bedeutender Gelehrter, dessen Hauptarbeit der Erforschung der Kreuzzüge galt. Vgl. Stieglitz a. a. O. S. 135.

25) der bekannte Dichter und Romanschriftsteller (1798/1871).

26) (1786/1870) bedeutender Holzschneider, als solcher Mitglied der Berliner Akademie der Künste, außerdem Publizist, seit 1817 Redakteur des Gesellschafters.

27) Über solche Differenzen ist im Gesellschafters nichts zu finden. Der Gesellschafters brachte in seiner Nummer vom 1. September 1830 folgende kurze Notiz: Hr. Professor Deinhardstein (als Bühnendichter bekannt und geschätzt) ist auf einer Reise durch Deutschland auch bei uns eingekehrt, wo ihn die Literaten willkommen heißen. Wir haben auf der Königlichen Bühne ein neues Werk von ihm zu erwarten, ein vieraktiges Lustspiel, dem er den Titel „Der Egoist“ gegeben hat. — Eine ausführliche Besprechung des Buches von D. brachte der Gesellschafters 1831, S. 491/495; lobt das Wohlwollende der Darstellung.

28) Das erste Straßenpflaster führte der Große Kurfürst um 1680 ein; damals wurde der Neue Markt und die Brüderstraße zuerst gepflastert.

29) Trottoirs gibt es in Berlin seit 1828.

30) Fr. W. Gotter (1746/1797) war in seinem literarischen Schaffen ganz von französischen Vorbildern abhängig; die „Medea“ ist ein Melodrama — einst

für die berühmte Madame Seyler geschrieben — und entstanden nach dem Vorbilde des „Pygmalion“ von J. J. Rousseaus. Das Stück hat lange das deutsche Repertoire beherrscht und war eine Lieblingsrolle aller tragischen Schauspielerinnen. — Georg Benda (1721/1799) hat längere Zeit neben Gotter in Gotha die Glanzepoche dieses Theaters miterlebt, wo damals Iffland wirkte; die Musik zur „Medea“, die auch heute noch nicht ihre künstlerische Wirkung verloren hat, ist 1776 geschrieben.

³¹⁾ Auguste Crelinger hatte — noch als Madame Stich — im August und September 1826 16 Gastrollen im Burgtheater gegeben.

³²⁾ nach dem Lustspiele „les premiers amours“ aus dem Jahre 1828; der Übersetzer und Bearbeiter ist mir unbekannt geblieben.

³³⁾ sie war später ein beliebtes Mitglied des Hofburgtheaters zu Wien

³⁴⁾ ich habe über dieses Singspiel nichts in Erfahrung bringen können, zumal auch der Theaterzettel den Autor nicht nennt. — Der „unkundige junge Mann“ war Herr Hoppe, nach Rellstab, Voß 25. 8. 1830; „gute Stimme, im Dialog ganz ungeübt und in den Bewegungen befangen“.

³⁵⁾ Vgl. darüber meinen Aufsatz: „Alt-Berlin“, Juni-Heft 1911, sowie die Arbeit von Ernst Frensdorff a. a. O. 1909, S. 139/44.

³⁶⁾ Ein Liederkreis ist unbekannt. Liedertafeln gab es zwei. Die eine wurde von Zelter 1809 gegründet und bestand fast nur aus Mitgliedern der Singakademie. Die andere bildete sich 1819; ihr Leiter war Buggenhagen. Vgl. darüber auch G. R. Kruse: „Otto Nicolai“. 1912. S. 16 flg.

³⁷⁾ Vgl. darüber die gut orientierende Artikelfolge im *Gesellschafter* 1830, 8. September bis 27. September, S. 719 bis 772 a. v. O. Das wichtigste sei kurz daraus mitgeteilt: 1823 erfolgte der Befehl des Königs an die zu diesem Zwecke eingesetzte Kommission, über die Einrichtung oder die Erbauung eines Museums zur öffentlichen Aufstellung der in den kgl. Schlössern zerstreut vorhandenen Kunstschatze zu beratschlagen. Das erste Augenmerk war auf das jetzt abgebrochene Akademiegebäude gerichtet; doch die Mauern dieses aus dem Ende des 17. Jahrhunderts herrührenden Bauwerkes ließen sich nicht mehr zu einem neuen Bauwerke benutzen. Schinkel hat dann den Bauplatz ausfindig gemacht, durch den zugleich die Wasserstraße der Spree wieder ihre alte und günstige Richtung erhalten hat (vgl. *Gesellschafter* a. a. O., S. 720). Schinkel hat in seinen „Architektonischen Entwürfen“ die Notwendigkeit des vorgelegten Portikus gut begründet.

³⁸⁾ Vgl. über diese bekannte Statue die vortrefflich orientierende Abhandlung von Hans Lucas: „Der betende Knabe des Boidas“ in: *Neue Jahrbücher für d. klass. Altertum, Geschichte usw.*, herausgegeben von Ilberg und Cauer, Jahrg. 15, 1912. S. 112/23.

³⁹⁾ Vgl. darüber H. Grimm: „Das Leben Michelangelos“, Band 2 S. 142 flg. (citirt nach der 5. Aufl. 1879).

⁴⁰⁾ Vgl. „Führer durch die kgl. Museen am Lustgarten 1907“, S. 37; außerdem: „Zur Geschichte der kgl. Museen“, Festschrift am 3. August 1830.

⁴¹⁾ 1776/1851, trefflicher Bildhauer, der sich „von Schadow zu dem neuen Hellenismus entwickelt, der in Thorwaldsen seinen Höhepunkt findet“. Er war der um drei Jahre jüngere Bruder des Romantikers Ludwig Tieck; über Friedrichs Tätigkeit an den Berliner Museen vgl.

Edmund Hildebrand: „Friedrich Tieck, ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte im Zeitalter Goethes und der Romantik“, Leipzig 1906, S. 136 flg. — Friedrich war erst wenige Tage in diesem Kustodenamte, da er zugleich mit der Eröffnung dieses Museums offiziell zum Direktor der Skulpturensammlung ernannt worden war.

42) Vgl. hierüber *Gesellschafter* 1830, a. a. O. S. 760; der Bericht an dieser Stelle weiß wörtliche Übereinstimmungen mit Deinhardtstein auf, der also seine Detailkenntnis aus dem *Gesellschafter* geschöpft hat. Vgl. noch die Einleitung zu dem offiziellen Kataloge der kgl. Sammlungen. Der Ankauf Biankonis geschah in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts; der Kardinal hieß Polignac: dieser Ankauf geschah wenige Jahre später. Der Erwerb durch Herrmann von Erdmannsdorf erfolgte 1791; 1828 ward für das Museum direkt die Statuensammlung des Grafen Ingenheim erworben, ebenso kaufte der Resident am päpstlichen Hofe, Bunsen, eine Anzahl Marmorwerke; auch die Kollersche Sammlung enthielt dergleichen und ward ebenfalls 1828 angekauft. Vgl. noch *Gesellschafter* 1830, S. 764, 768.

43) Vgl. *Gesellschafter* 1830, S. 772; auch hier stammen die Mitteilungen Deinhardtsteins aus dem *Gesellschafter*.

44) Georg Fr. Waagen (1794/1868) ward 1823 nach Berlin gerufen, um an den Vorarbeiten zur Gründung eines neuen Museums teilzunehmen und ward 1830 Direktor der Bildergalerie. Er war ein großer Bilderkenner, einer der ersten Fachmänner seiner Zeit auf diesem Gebiete, der eine Fülle wichtiger Arbeiten veröffentlicht hat und der doch sein Berliner Amt unter unsagbaren Schwierigkeiten seiner vorgesetzten Behörde hat verwalten müssen.

45) Dieser Teil der Sammlung ward im Souterrain des Alten Museums erst im Oktober 1830 dem Publikum zugänglich gemacht; das Münzkabinett ist erst seit 1868 eine Abteilung für sich.

45a) Vgl. *Gesellschafter* S. 740, 1830.

46) Der Stralauer Fischzug wurde nachweislich 1574 zuerst gefeiert.

47) Treptow (das zweifellos damit gemeint ist) ist so alt wie Berlin. Ein vom Magistrat betriebenes kleines Wirtshaus nennt Nikolai schon 1779. Ein früheres Datum dafür kenne ich nicht. 1817 wurde das jetzt noch vorhandene Wirtshaus von Langerhans erbaut.

48) befand sich bekanntlich am Alexanderplatze; vgl. über seine auch heute noch charakteristische und typische Geschichte meine Veröffentlichung zweier ungedruckter Briefe von Louis Angely in *Alt-Berlin* 1912.

49) Fr. J. Kornreither (1774/1829) war Burgschauspieler, dann Theaterleiter in Linz und Brünn und Budapest, ward aber dann ein bedeutender Wiener Komiker, nach Bäuerles Wort der Devrient des lokalen Theaters.

50) Diese von mir trotz vielen Suchens noch nicht wieder aufgefundene Parodie auf Ernst Raupachs beliebtes und viel gespieltes Volksstück ward im Königstädtischen Theater am 20. 8.; 27. 8.; 22. 9.; 12. 10.; 3. 11.; 25. 11.; und 3. 12. gegeben und hatte bei der Premiere den Zeitungsberichten zufolge einen stürmischen Erfolg. (Vgl. *Gesellschafter* 1835, S. 691.)

51) das heutige Carltheater; war damals die Pflegstätte des Volksstückes.

52) Josef Spitzeder (1796/1832) war ein trefflicher Baßbuffo, der „seinen ungeheuren Reichtum komischer Laune“ (Costenoble, *Tagebücher*, 15. 5. 1823)

nur zu sehr direkt an das Publikum wandte. In seinem Todesjahre kam er nach München und starb nach kaum dreimonatlichem Engagement.

⁵³⁾ Heinrich Ludwig Schmelka (1780/1837) arbeitete sich vom reisenden Zirkuskomiker und Possenreißer zu einem äußerst beliebten Schauspieler empor, der durch seinen komischen Ernst und trockene Komik große und meist echt künstlerische Wirkungen erzielte. Von 1824 bis an seinen Tod wirkte er am Königstädtischen Theater.

⁵⁴⁾ sie kehrte später zum italienischen Theater zurück; weiter habe ich über diese Künstlerin nichts feststellen können.

⁵⁵⁾ Darüber habe ich nichts feststellen können, wäre aber für eine diesbezügliche Mitteilung sehr dankbar. — Unter den hier von Deinhardtstein genannten Büsten, die ja alle noch in derselben Weise wie damals vorhanden sind, hat die Beethovenbüste nur ihren Platz etwas geändert, da eine Aufstellung über dem Orchester ja nicht mehr in Frage kommt.

⁵⁶⁾ Vgl. Anmrk. 41. In dem dort citirten trefflichen Buche von Hildebrandt S. 98/9, Tafel 6 eine Abbildung der Ifflandstatue, die Tieck von 1824/7 schuf; der berühmte Schauspieler ist unter „gänzlicher Ignorirung der zeitlichen Erscheinung“ in heroischer Nacktheit dargestellt, die nur aus des Bildhauers antiker Anschauungsweise zu erklären ist. Hildebrandt gibt eine ausführliche Analyse der jedem Schauspielhausbesucher bekannten Statue.

⁵⁷⁾ Karl Duncker (1781/1869) Begründer der bekannten Firma Duncker und Humboldt; ein führender Buchhändler seiner Zeit.

⁵⁸⁾ A. Fr. Karl Str. 1778/1844 Jurist, 1811/1815 in sächsischen, dann bis 1843 in preußischen Diensten, trefflicher Beamter und Inhaber hoher Würden, guter Übersetzer, aber kein eigenes dichterisches Talent. Vgl. Stieglitz a. a. O. 61.

⁵⁹⁾ Ludwig Robert, (1778/1832) sehr begabter, aber unselbständiger und unstäter Schriftsteller; sein Hauptwerk ist das erste soziale Drama „Die Macht der Verhältnisse“. Er war der Schwager Varnhagens von Ense. Vgl. Stieglitz a. a. O. S. 94.

⁶⁰⁾ Caroline Pichler 1769/1843, vielgelesene Romanschriftstellerin.

⁶¹⁾ Am 25. August Mozarts „Titus“. Sabine Henefetter „erste Sängerin des Italienischen Thaters zu Paris“; Rellstab in der Voß vom 27. 8. 1840 erzählt von ihrer großen Gesangkunst, „namentlich das Adagio der Arien war unbeschreiblich schön.“

⁶²⁾ Josefine Schulz (1790/1880) von 1813/1831 an der Berliner Oper, von da an im Ruhestande. Sie war die ausgesprochene Spontini Sängerin, wozu sie ihre leidenschaftliche Darstellung und Deklamation sehr befähigten; als „Donna Anna“ im „Don Juan“ war sie zu ihrer Zeit unerreicht. Rellstab sagt von ihr: wäre ihr Geschmack ihrem Fleiße gleich, so wäre sie eine treffliche Sängerin.

⁶³⁾ Karl Adam Bader (1789/1870), ein ausgezeichnete Helden Tenor, der über Bamberg, Bremen, Hamburg nach Berlin kam und hier von 1820/45 an der Berliner Oper wirkte; er war stimmlich und darstellerisch zweifellos der erste Tenorsänger seiner Zeit und hat in den Helden der Spontinischen Opern seine größten Aufgaben gefunden. Rellstab sagt von ihm a. a. O.: er sang und spielte den Titus mit römischer Würde.

⁶⁴) Aug. Fr. Ernst Langbein (1757/1835) war ursprünglich Sachwalter in Dresden, in dessen Nähe er geboren war; da er aber nach 12jähriger Wartezeit keine Beförderung fand, wandte er sich 1800 nach Berlin, wo er als Schriftsteller lebte und seit 1820 mild und gänzlich unparteiisch das Amt des Censors bekleidete. Er hat eine äusserst fruchtbare Tätigkeit entwickelt; die Ausgabe letzter Hand erschien in 30 Bänden 1835/37; er hatte eine glückliche Erfindung der Motive, war aber ohne eigene dichterische Begabung.

⁶⁵) siehe vorige Anmerkung.

⁶⁶) Heinrich Stieglitz (1801/49), der als Dichter eine Mittelmäßigkeit war und durch den Freitod seiner Gattin Charlotte auf die Nachwelt kam.

⁶⁷) Die Veröffentlichung geschah 1831/33 unter dem Titel: Bilder des Orientes.

⁶⁸) Heinrich Spiecker (1786/1858) Journalist, Geograph und National-ökonom auf Grundlage englischer Forschungen (vgl. Grenzbote 1890), war im Nebenamte kgl. Bibliothekar; als Eigentümer und Herausgeber der Spenerschen Zeitung war er nicht ohne politischen Einfluß, wenn auch persönlich ohne politische Begabung.

⁶⁹) Tivoli befand sich auf dem Kreuzberg da, wo heute die Tivoli-brauerei steht.

⁷⁰) Die Gebrüder Gericke eröffneten 1829 Tivoli; sie waren Unternehmer, die seit 1828 einen Teil des Kreuzberges bepflanzen ließen und mit größeren und kleineren Sommerwohnungen und Gartenanlagen ausstatteten.

⁷¹) Carl Blum (eigentlich Blume) (1786/1844) Bruder des berühmten „Don Juan“-Darstellers Heinrich Bl., seit 1820 Hofkompositeur, Schöpfer vieler Volksmelodien und ein einst viel gespielter Lustspieldichter.

⁷²) Der Prater in Wien war seit 1570 Eigentum des Hofes und ward 1776 durch Kaiser Joseph II. dem Volke zugänglich gemacht: (vgl. oben).

⁷³) Die Aufführung des „Hans Sachs“ war am 26. August. — Fr. W. Lemm (1782/1837), war seit 1803 an der Hofbühne Berlins tätig und nach Ed. Devrients Charakterisierung einer der Künstler, deren schauspielerisches Schaffen auf dem Wege des Verstandes und der Überlegung erfolgte, der aber trotzdem manche außerordentliche Wirkung hervorzubringen imstande war.

⁷⁴) Ludwig Devrient (1784/1833), zweifellos in jeder Beziehung der größte Schauspieler, den je die deutsche Bühne besessen hat. Vgl. über ihn die Studie von Carl Gerold „L. D.“ aus dem Jahre 1869 in den Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte Berlins.

⁷⁵) Wilh. Unzelmann (1802/1871) war von 1815 bis an ihren Tod an der Berliner Hofbühne tätig und wird immer als äußerst charakteristische Darstellerin genannt.

⁷⁶) Georg Wilhelm Krüger (1791/1841), seit 1819 in Berlin, war nach dem Tode P. A. Wolffs der Heldenspieler der Hofbühne und ein sehr starkes Talent, dessen volle Entfaltung nur ein kränklicher Körper immer gehindert hat.

⁷⁷) Karl Stawinsky (1794/1866), war von 1826 bis 1859 Regisseur der Hofbühne, ein pflichtgetreuer Beamter und als Schauspieler ein „denkender Künstler“, der durch den Regisseur weit in den Schatten gestellt wurde.

78) Ludwig Devrient hatte in der Zeit vom 27. Oktober bis 10. Dezember 1828 an 22 Abenden einen großen Teil seiner tragischen und komischen Rollen im Burgtheater gespielt; im Theater an der Wien gab er mit ungeheurer Wirkung den „Franz Moor“. Die Reisen kamen nicht zur Ausführung.

79) Vgl. O. Weddigen: Geschichte der Theater Deutschlands, Band 1, S. 397/412.

80) Vgl. Gesellschafter 1830, S. 720, Nr. 145, 8. September.

Briefe eines Berliners aus der Zeit des zweiten Schlesischen Krieges.

Mitgeteilt von Friedrich Wienecke.

Frankfurth, den 3. Juni 1745.

Hochgeehrter Herr!

Da Ew. mir in meiner Abreise befohlen an Ew. zu schreiben, so habe mein Versprechen an Ew. nicht unterlassen können, und an Ew. mich vor Dero Mühe die dieselben mit mir gehabt zu bedanken nebst überwünschung das Ihnen der Allmächtige Gott in beständiger Gesundheit erhalte in erwartung eilend kommender Antwortung habe die Ehre mich zu empfehlen und Verharre Dero

Gottfried Siegismund Langner.*)

Frankfurth, den 15. Juni 1745.

Hochgeehrter Herr!

Zu freundlicher begrüßung nehme ich mir die Freiheit nochmahle mit meinen Schreiben zu incomodiren, bitte aber es nicht übel zu nehmen. Das neuste allhier ist, das die Preißen nach Ihrer fictirse den Tag darauf wieder geschlagen. ich aber solches nicht glauben können, indem sie allhier die Königin sehr gewogen sind. Die Östreicher stehen neben Frankfurth 1 Meile, und die Frantzosen nicht weit davon, man hofft in Kurtzen was von denen beiden parteien was zu vernehmen. Ohmereres habe die Ehre mich zu empfehlen und verbarre Dero

Gottfried Siegismund Langner.

*) Der Schreiber der Briefe ist ein Sohn des Berliner Seidenhändlers Langner, der sich zur Vervollkommnung in seinem Gewerbe in Frankfurt am Main aufhielt und seinem ehemaligen Informator, dem Kandidaten der Theologie Christoph Hermanni, über die Ereignisse in Frankfurt Bericht gibt. Die Urschriften befinden sich im Pfarrarchiv zu Krahe.

Hoch Edler Insonders,
Hochgeehrter Herr!

Dero sehr wehrtes vom 26ten Passate ist mir sehr angenehm gewesen. nur bitte ich, denenselben öfter an mich zu schreiben. Ich meinte erst, ich hätte keine Brieffe von Berlin indem auf der Post solche Convouision gewesen, anstadt ich die Briefe den 1. July bekommen sollte, so habe dieselben den 2 courate Erst empfangen. Indessen wünsche denenselben vergnügt zu leben und verharre

Aufrichtiger und Dienstwilliger
Diener

Franckfurth,
den 2. July 1745.

Gottfried Siegismund Langner.

P. S. Gestern ist auch der Graf Wartensleben durch passiret, bey den Printz Conti gewesen.

Geehrter Herr!

Nehme mich die Freiheit Ihnen die Nouvelle zu übersenden allhier hatt man vernommen, daß die Östreicher durch den Mein passiret und zwar diese nacht. wie man sagt haben die Husaren die Frantzosen attaciret. Die Aschaffenburg Brücke ist schon den 11 Courte gesprengt gewesen, aber Ihre Schiiffbrücke haben Sie erst diese nacht angezündet. wie man saget, seynd die Ostreicher Husaren bey Hanau den 2 courte über den Main passiret sind aber mit wenige Leite wieder zurückgekommen. dem nach verharre

G. S. Langner.

Franckfurth, den 13 July
1745.

Es wird nur das halbe Postgeld bezahlet die Hälfte was sie sonst gegeben haben etwa 3 Gr.

Nouvelle.

den 13. July 1745.

Die Frantzosen haben Aschaffenburg verlassen und die daselbst gewesene steinerne Brücke gesprengt, welches ein großer Schade ist. Diese Nacht haben Sie auch Höchst verlassen und ihre Brücke hinter sich verbrannt, also daß der Mein frey ist, Sie ziehen sich von der Seite von Groß-Gerau weg, und werden ohne Zweifel über den Rhein gehen, um denen Oestreichern den Übergang zu verwehren, welche wie man saget zu Bieberich ober Maintz denselben passiren wollen.

Diese Nouvelle ist an unsern Buchhalter nach Lyon geschickt.

Franckfurth, Le 29. Juillet 1745.

(Von hier weg 30. dieses.)

Hochgeehrter Herr!

Dero sehr wehrtes vom 24 Courte ist mir sehr angenehm gewesen. habe auch den 10 Courte vernommen daß mein Bruder entschlossen die Kauffmannschafft zu lernen. ich meine er würde sich besser zum Studiren als Kauffmannschafft geschickt haben. habe auch heute in seinen Brieff vernommen daß derselbe eine Uhr trägt welches Ihm wohl erlaubt, zu tragen, aber ich möchte nicht wenig damit ausgelacht werden. bin so schon ausgelacht worden daß ich meinen Bruder nur 3 auf das längste 4 Jahr lernen lassen will. indem sie sagen daß noch niemals der jüngste eher ausgelernet. sie sagten sogar ich sollte mir lieber 1 Jahr looßkauffen. Ich glaube gantz gewiß das er allhier in der Leehre bey dem Herrn Desaussure kommen wird. welches den entweder der September oder auch wohl der Oktober seyn könnte. Da ich den alle Sonntage ausgehen kan. aber mein Bruder hin gen etwa nur alle 14 Tage. welches Ihm sehr ungewohnt vorkommen möchte, ich hielte davor er bliebe beim Studiren, indem ihm die Arbeit schon mehr bekannt als diese. ich zweifle sehr das er was rechts in dieser Zeit lernen wird. indem er jar nicht viel vom Reisen weiß, denn Schreiben kann man noch eher lernen als Rechnen. indem allhier sehr viele Brieffe zu Coupiren sind. Bitte nur jeder Zeit mit Dero schreiben vort zu fahren. werde jeder Zeit antworten. Dem nach Empfehle mich Ew.. unter den Schutz Gottes und bin

Ew. jeder Zeit zu allen gefelligen Diensten
bereitwilliger Diener

G. S. Langner.

Wenn Carl in der Messe kommen soll so kan er mit den Kauffmann Prei kommen. nur muß er viel Complimenter von L'hillier mitbringen. meine Complimenter an den Herrn Desaussure von L'hillier habe mit gantzer gewalt liegen müßen. Den sie halten sehr viel von L'hillier. er ist nahe mit Herrn Desaussure befreund. Madame Saussure Ihre Mutter heißt L'hillier. an die habe auch ein Compliment gelegen. indem sie mir gesagt das hier zu Lande die Mode so wäre das man die Complimente gleich bestelte, und habe doch keins von Md. L'hillier empfangen. auch von Satzmann bey Gregoris.

Carl kom ja mit Herr Prei, den der selbe hatt mich sehr recomendiret. den er kent Papa sehr wohl.

Francfurth, den 14. Sept. 1745.

HochEdel geborener Herr!

Ich habe die Ehre Ihnen nur mit wenigen Worten meines Briefes aufzuwarten. daß näml. gestern die Kayserwahl ohne Beyseyn des Preußischen und des Pfälzischen Gesandten auf den Herzog von Lothringen gefallen, welches hier von allen Leuten mit einem Vivat es lebe Maria Theresia und mit Schießen die ganze Nacht beehret wurde nur von ehrlich gesinnten Preußen nicht. ich verbleibe Dero

schuldiger

G. S. Langner.

P. S. Meine Reisebeschreibung werde künftig schicken.

Nota.

10 Uhr) Fuhr Herr Graff von Pappenheim in den Dohm und kahn zu Fuß zurückgegangen in den Römer, all wo die gesandten waren, nachmals fuhr er wieder vom Römer ab und blieb allda.

11 Uhr) Kamen die gesanten vom Römer geritten, verkleidet in Spanier.

1 Uhr) Komment die bedienten mit den Pagen und andere Cavalirs zu Fuße.

Nach denen kamen die Gesanten.

1. Der Reichs-Marschal mit einem Schwerdt zu Pferde. Schwarz angekleidet in Spanischen habit.

2. Der Kuhrfürst von Mayntz mit einem Kuhr Rock und Kuhr Hute, roter Sammet mit Hermelin, deß Pferd hatte ein Carmois-Schabracke von Sammet, reich mit Goldt gestickt und sehr lang. Die Cammhare waren von puren goldt, eine Handtbreidt geflochten.

3. Der beurische gesante Schwartz in Spanischen habit, zur rechten handt,

zur linken hand der Bömische gesante Spanischen Habit er war doch etwas hinter den Beurischen gesanten

4. der Ungrische mit dem Bömischen gesanten reiche Spanische Kleider.

5. Trier mit Cölln mit tressen zur rechten Trier mit einem Vigolet Samtnen Spanischen Kleide und Cölln reich mit tressen besetzt. Spanisch.

6. Der Sächsische, und hannöverische gesante. Der Sächsische mit reichlichen Spanischen Kleidertracht, der Rock mit Silber, reich mit Tressen besetzt. Der hannöverische trad'or mit Silbernen tressen a Spanisch.

Franckfurth, den 14. Sept. 1745.

Gottfried Siegismund Langner.

Um 2 Uhr kamen Sie aus dem Dohme heraus, da war schon ein Keyser, die Königin von Ungarn. da Wurd gleich ein leiten und schießen eine halbe oder gantze Stunde lang, bis Sie vom Römer kamen. Der Preißische und Pfälzische Gesanten seind den Abend vor der Wahl zur Stadt hinausgefahren, sind also nicht bey der Wahl gewesen, Der Preißische hat sich zu Hanau bey den Herrn Dankelmann aufgehalten.

P. S. bitte nicht übel zu nehmen daß es nicht sogleich geschrieben und anjetzo die Messe ist :: da ich keine Zeit habe.

G. S. Langner.

HochEdeler Herr!

Insonders hochgeehrter Herr Gönner!

Nachdem durch meinen Bruder in Berlin vernommen daß Ew HochEdelgeb. sich noch zu obbemeldten Ort befinden aber von Dero Zustand noch keine genaue Kundschaft eingezogen habe, so nehme mir die Freiheit Ihnen mit gegenwärtigen zu belästigen und nur von Dero Zustand, von Ihnen selbst benachrichtigt zu werden, welchen mich denen bald möglichst will gütigst ausgebethen haben. Ew HochEdelgb. haben, meines Sinnens, noch mich ganz und gar vergessen, welches doch bey mir nicht geschehen, doch schmeichle mich bald Dero gütige Gewogenheit wiederzuerlangen. Denn nach dem Absterben des selig ruhenden Herrn Feldpredigers Michaelis, mein bestgewesener Freund, haben Ihre Tugenden und Geschicklichkeiten meine Person völlig gebannt und eingenommen; denn ich hielt es mir für einen Despekt, wenn die Mühe so Sie auf mir gewandt, nicht erkennen sollte; meiner Freundschaft können Sie sich stets versichern, hingegen werde mich Ihres Theils desgleichen auch schmeicheln, welches Dero baldige Antwort ausweisen muß. Eins wird Ihnen noch unbekanntt seyn, nemlich die Liste der Königl. Preußischen Krieges Macht, welche mit nechstem überschicken will; bitte mir doch ohnschwär zu melden, wer das Truchsche, Polenzsche und Jezische Regiment bekommen hat und solte ferner hierin eine Veränderung vorgehen, es mag seyn, wer es will, so bitte, es mir doch zu melden, wie auch jedes Mahl eine Berlinische Zeitung. ferner bitte mir noch mit erster Post aus, so wohl die Ordre de Bataille von Sorr in Böhmen, als auch die Ordre de Bataille bey Dresden nebst der ausführlichen Relationen von beyden Schlachten; es muß aber nicht durch Ordre de Bataille das Kupfer verstanden werden sondern die Nahmen der Regimente wie Sie gestanden, als es bey der Relation vonder Schlacht von hohen Friedberg war, die Zahlung wird Mama schon wiederersetzen,

aber dieses mögte je Ehe, je lieber haben. Ohne mehreres hat die Ehre, sich in Dero Gewogenheit zu empfehlen.

Seines hoch geEhrtesten Herrn Gönners
gehorsamer Diener
Carl August Langner*)

Basel, den 26. Merz 1746.

P. S. ich bin schon seit 4 Wochen unpaß, aber anitz wieder etwas besser, doch nicht völlig di???

Das Blutegel-Palais.

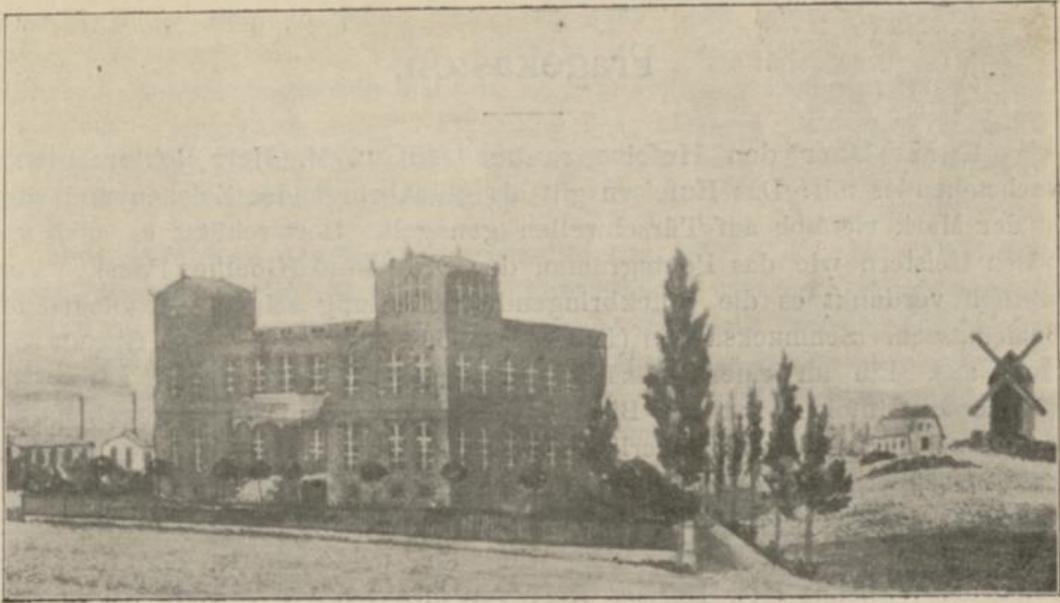
Von R. Buchholz.

Fräulein Anna Gerwien, eine Tochter des im Jahre 1858 verstorbenen Generals Gerwien, hatte die Freundlichkeit, mir ein Manuskript, die Lebensgeschichte ihres Vaters darstellend, zur Einsicht zu leihen. Darin finden sich mancherlei interessante Episoden berichtet aus den Jahren 1847 bis 1856, in denen der General als Stabsoffizier in Berlin wohnte; er war unter andern im Generalstab und Taktiklehrer des 18jährigen Kronprinzen und hatte dabei Gelegenheit, in Hofkreisen und mit berühmten Zeitgenossen in Verkehr zu treten. Doch beschränke ich mich auf den Bericht über eine seit 50 Jahren verschwundene Örtlichkeit.

In den Jahren 1847 bis 50 wohnte der General, als Major, in dem Hause des damals viel genannten Geheimen Hofrats Wedeke, der ein Günstling des Prinzen Karl war und das Haus vom Prinzen geschenkt erhalten haben soll. In das sorgfältig geschriebene eingebundene Manuskript ist eine vom damaligen Oberst v. Leithold, einem Verwandten des Generals, gemalte Aquarelle eingeklebt, welche dieses Haus und seine Umgebung darstellt.

Aus dem Bilde allein würde es schwer sein, die Lage des schon in den 70er Jahren verschwundenen vornehmen Hauses festzustellen, man sieht nur, daß es außerhalb der Stadt im Winkel zweier Feldwege und in der Nähe einer Windmühle liegt. Aber aus dem Text des Buches geht hervor, daß die Kinder des Generals und Wedeke's beim Gang nach der Schule die Schöneberger Straße passieren mußten und so brauchte ich auf den Stadtplänen jener Zeit nicht lange zu suchen, um das Haus zu finden. Das dem Bilde entsprechende Haus ist dort im

*) Der Schreiber dieses Briefes ist ein jüngerer Bruder des Gottfried Sigismund, der in Basel die Handlung erlernte. (S. Brief 5. vom 29. Juli).



Grundriß genau eingezeichnet. Es lag in dem spitzen Winkel, den die Luckenwalder mit der Schöneberger Straße bildet. Und wenn in dem Manuskript erzählt wird, daß die 4 Töchter des Generals im Winter auf den im weiten Garten gelegenen 16 Blutegelteichen sich im Schlittschuhlaufen ungesehen üben konnten (beim weiblichen Geschlecht war damals das Schlittschuhlaufen noch auffällig), so stimmt das auch mit dem Stadtplänen überein. Diese zeigen deutlich das bis an den Kanal reichende Gelände mit den symmetrisch angelegten Blutegelteichen, von denen das Haus die Bezeichnung „Blutegel-Palais“ erhielt. Das ganze Gelände, das jetzt von der Luckenwalder und Schöneberger Straße und dem Kanal eingeschlossen wird, diente bis zu jener Zeit einer „staatlichen Blutegelzucht“; Blutentziehung durch Blutegel, Schröpfköpfe oder Aderlaß spielte damals in der Medizin noch eine große Rolle. Als im Jahre 1848 der Kanal für Schifffahrtzwecke erweitert und den Teichen näher gebracht wurde, auch sich wohl niemand mehr um die Blutegel kümmerte, sind letztere verschwunden.

Aus dem Bilde, wie aus den Stadtplänen geht auch hervor, daß ungefähr in der Gegend der östlichen Spitze des Hochbahndreiecks auf einer leichten Anhöhe eine Windmühle nebst Wohnhaus stand; beide gehörten dem Müller Rauchfuß und sind in den 1860er Jahren verschwunden.

Fragekasten.

E. M. Über den Hufeisenzauber teilt u. M. Herr Rektor Monke nachstehendes mit: Das Hufeisen gilt als glückbringendes Zeichen und wird in der Mark vielfach auf Türschwellen genagelt. Dort schützt es auch vor bösen Geistern wie das Pentagramm, der Drudenfuß (Goethe, Faust). Vermutlich verdankt es die glückbringende Bedeutung seinen mythologischen Beziehungen. Schmucksachen (Brosche) haben nicht selten die Gestalt des Hufeisens. Ein an einem Fenster des Kaiser-Friedrich-Palais außen angebrachtes Hufeisen hat zur Bildung der Sage Veranlassung gegeben, ein Kosak sei beim Einfall in Berlin am 20. Februar 1813 in rasender Eile am Palais vorübergaloppiert, dabei sei dem Pferde ein Eisen des Hinterfußes abgegangen und gegen das Fenster geflogen; da sitze es denn noch heut. Nach einer anderen Sage aber war der wilde Reiter der Schwager Friedrich Wilhelms III., Herzog Karl von Mecklenberg. Der König saß gerade vor seinem Schreibtisch am Fenster, als das Hufeisen durch die Scheibe flog und dann auf dem Tische liegen blieb. Zum Andenken ließ er's dann außenam Fenster anbringen. Auf dem Mauerrande der Hohenzollernburg zu Nürnberg bemerkt man sogar zwei eingemeißelte Hufeisen, und die Sage meldet, hier sei der kühne Eppelin von Geilingen über Mauer und Burggraben gesprengt. Die eingemeißelten Vertiefungen seien Abdrücke der Hinterhufe seines Rosses. Die Sage erinnert an die von der Roßtrappe. In vielen märkischen Städten und Dörfern dient ein großes eisernes Hufeisen auch als Aushängeschild der Schmiede, der Freunde Thors, wodurch deutlich die Herkunft des glückbringenden Hufeisens aus der germanischen Göttersage erwiesen wird. — Wenn Sie die Inhaltsverzeichnisse unserer 20 Bände Monatsblatt nachsehen wollen, werden Sie noch verschiedene andere Angaben über Hufeisen finden.

N. N. Kurfürsten-Keller zu Berlin, Poststrasse No. 5. Die von dem damaligen Besitzer Friedrich Wilhelm Richter auf einem Fasse angebrachte Inschrift — entlehnt einem Speiseschrank von 1614 — lautete:

Gottes Gnaden En Gesonden Liev
 En Renlich Bett Un En Lecker Wiew
 Taegliches Brod God Bier Un Wien
 Wat Kann Beter Op Erden Sien.

Dr. E. F. Ausgrabung fossiler Tiere in Deutsch Ost-Afrika. Professor Fraas-Stuttgart hatte vor einiger Zeit Nachrichten von großen fossilen Dinosauriern und Belegstücke davon publiziert. Am Berge Tendaguru etwa 60 km vom Hafen von Lindi, sind riesenhafte Skelettreste eidechsenartigen Tieren gefunden worden von ähnlich gigantischen Verhältnissen wie die bekannten Diplodocus, und zwar neue Gattungen von Tieren, ausgezeichnet durch große Plumpheit der Extremitäten. Diese an Fabeltiere erinnernden Geschöpfe gehören der oberen Kreideformation an und sind daher viel jünger als jene erwähnten jurassischen Formen Nordamerikas. Eine Nachforschung im großen Stile wird wahrscheinlich ganze Gerippe ergeben,

vielleicht findet man in jenen Schichten auch noch Land-Säugetiere der Kreide, von denen bislang kaum etwas bekannt ist. Seitens des hiesigen Geologisch-Palaeontologischen Instituts ist zum Frühjahr 1909 eine Expedition nach dem Tendaguru unter Führung des hiesigen Museums-Kustors Dr. Walter Janensch ausgerüstet worden, zu der auch die Städtische Jagor-Stiftung erheblich beigesteuert hat.

E. Fr.

Einheitlichkeit des Menschengeschlechts. (Fr. A. F.) Sie wollen den neuesten Standpunkt in dieser für jeden Menschen wichtigen Frage wissen. Ich kann nur das aussagen, was einer der berühmtesten Forscher auf diesem Gebiete Prof. Dr. Kollmann zu Basel im Corr.-Blatt der D. Ges. für Anthropologiegesch. im der Februar- und März-Nr. 1905 S. 20 erklärt: „So möchte ich nochmals das Bekenntnis wiederholen, daß ich die Einheit des Menschengeschlechts annehme und mit anderem voraussetze, daß die Urmenschen aus einer einzigen sich allmählich transformierenden Art von Menschen (Proanthropus) herzuleiten sind nach dem heutigen Standpunkt unserer Einsicht in dieses verwickelste aller Probleme, und nicht von zwei oder mehreren Arten. Nach Umwandlungen, deren Zahl sich jeder Vermutung bis jetzt entzieht, entstanden zumeist Pygmäen. Der Neandertaler kam später und ist ein Seitenzweig der großen Rassen“. Im Übrigen verweise ich auf die Kollmannsche Abhandlung, die betitelt ist: „Neue Gedanken über das alte Problem von der Abstammung des Menschen“. — Was Sie von dem auch von mir in der Brandenburgia wiederholt erwähnten Geschöpf, dem Pithecanthropus erectus, sagen, den Dubois bei Trinil auf Java im Tertiär entdeckt hat, so geht die Meinung der meisten Anthropologen dahin, daß er ein Gibbon-artiger Affe war; der Name Pithecanthropus d. i. Affenmensch müßte also eigentlich in Anthropopithecus d. i. Menschenaffe umgemodelt werden. Ein direkter Ahnherr des Menschen ist er nicht.

E. Fr.

E. M. Was sind Schiffahrts-Wahrsschaustationen? Das sind strompolizeiliche Vorkehrungen, um an der Kreuzung mehrerer Wasserstraßen Zusammenstöße verschiedener Fahrzeuge zu verhüten. Ich möchte sie deshalb in gewissen Beziehungen vergleichen mit den Blockstationen, wie sie auf unserer Stadt- und Ringbahn seit Jahren üblich sind. — Eine neue Wahrsschaustation wird auf der Unterspree bei der Alsen-Brücke demnächst vorgesehen. Die Alsen-Brücke genügt nämlich in ihrer baulichen Anlage wohl dem Verkehr auf dem Spreelauf, sie hat aber durch ihre Zwillingsbrücke gleichzeitig den ganzen gewaltigen Verkehr der von der Spree nach dem Berlin-Spandauer Schiffahrtskanal (Humboldthafen, Nordhafen, Plötzen-seer Schleusen) und umgekehrt fahrenden Schiffe aufzunehmen. Das Zusammentreffen zweier Wasserläufe bringt hier verschiedene Mißstände mit sich, da es namentlich den aus dem Humboldthafen kommenden Fahrzeugen nicht möglich ist, die von der Spree talwärts kommenden Schiffe eher wahrzunehmen, als sie selbst schon zum Teil diese Zwillingsbrücke passiert haben. Die Möglichkeit von Schiffszusammenstößen ist dadurch noch vermehrt, daß das obere Joch der Zwillingsbrücke nicht wie das untere schräg, sondern rechtwinklig zur Spree mündet. Es erscheint den Schiffahrttreibenden daher

angebracht, daß zur Regelung des Verkehrs eine Wahrschaustation, ähnlich der an der Oberbaumbrücke, errichtet werde. Ferner würde der mit einer praktischen Anlage namentlich des oberen Durchfahrtjoches zu verbindende Um- oder Neubau der Zwillingsbrücke baldigst in Angriff zu nehmen sein, weil die Brücke als zukünftiger Knotenpunkt des Großschiffahrtweges Berlin—Stettin den Anforderungen eines Verkehrs mit 600-Tonnen-Schiffen nicht genügt.

N. N. Über das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm ist schon einmal im Fragekasten Auskunft erteilt. Nach einer Mitteilung des Reichsamt des Innern ist der Stand der leider überaus langsamen Fortsetzung folgender: Die wissenschaftliche Leitung und Aufsicht ist der Deutschen Kommission der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin übertragen worden, die sich ihrerseits für diesen Zweck durch das Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, Professor Dr. Edward Schröder, verstärkt hat. Von der Deutschen Kommission ist die Einrichtung einer Zentralsammelstelle in Göttingen veranlaßt, die sich bereits in ergiebiger Tätigkeit befindet. Die Sammelarbeiten der Zentralstelle haben bisher Unterstützung gefunden an den Universitäten Berlin, Bonn, Breslau, Göttingen, Heidelberg, Königsberg, Leipzig, Marburg, München und Straßburg, außerdem durch einzelne Gelehrte. Beteiligt sind gegenwärtig 165 Exzerptoren, die etwa 1000 Bände übernommen haben und von denen bereits etwa 86 000 Zettel eingelaufen sind. Im Durchschnitt werden wöchentlich 5—6000 Zettel eingeliefert. Durch die Kontrolle und Einordnung dieser Materialien wird das Bureau der Sammelstelle voll beschäftigt, doch verbürgt die sorgfältig vorbereitete Organisation der Sammelarbeit einen regelmäßigen und schnellen Fortschritt. Ferner hat sich die Akademie bemüht, die Zahl der Mitarbeiter des Grimmschen Wörterbuchs zu vermehren. Den zweiten Teil des Buchstabens W hat der Privatdozent und Bibliothekar Dr. Alfred Götze zu Freiburg i. Br. übernommen, die erste Hälfte von Z Stadtbibliothekar Dr. Seedorf in Bremen, den Anfang von U Professor Dr. Viktor Dollmayr in Wien. Eine weitere Vermehrung der Zahl der Mitarbeiter ist eingeleitet. E. Fr.

Frl. L. Der plattdeutsche Sprechscherz, den Sie meinen, lautet: „En ol Uhl seet up de Achterdeel un klampflusterte sick. Dor keem de Pimpampipendeckel un päd de ol Uhl up'n Plattfoot. Püh, säd de ol Uhl, kann ick hier nich sitten un piesen min Pasen, min Pimpampusen?“ Der „Hauptwitz“ ist, dies wunderliche Zeug schnell, ohne sich zu versprechen, herzubeten. Fr.

19. (12. ausserordl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 25. Februar 1912.

Heut fand die Besichtigung des neuen Stadthauses zwischen der Stralauer-, Kloster-, Parochial- und Jüden-Straße unter der Führung seines Erbauers unseres verehrten Mitgliedes des K. Geheimen und Stadtbaurats Dr. ing. Ludwig Hoffmann statt. Derselbe begrüßte die Erschienenen, über 200 Personen, freundlichst, erörterte den Zweck und die Entstehung des Stadthauses und seine Unterschiede vom Rathaus. Unser treues Mitglied Herr Schriftsteller August Förster hat uns einen Bericht übergeben, dem wir im Folgenden in der Hauptsache folgen: Schon wenige Jahre nach Fertigstellung des Berlinischen Rathauses (im Jahre 1869) erwiesen sich, dem ungeheuren Anwachsen der Reichshauptstadt gegenüber, die mit 7500 Geviertmeter zur Verfügung stehenden Geschäftsräume ganz erheblich zu klein. Es mußten zahlreiche und umfangreiche Bureaus in der Nähe des Rathauses mietweise untergebracht werden. Alle städtischen Geschäftsräume zusammen nehmen gegenwärtig 46000 Geviertmeter in Anspruch. So ergab sich als eine zwingende Notwendigkeit schon Anfangs der 90er Jahre der Bau eines wesentlich zur Aufnahme von Geschäftsräumen bestimmten „Stadthauses“. Es wurde dafür im Sommer 1898 der Baublock zwischen Jüdenstraße, Stralauer Straße, Klosterstraße und Parochialstraße erworben und nach Genehmigung der Vorentwürfe im Frühjahr 1901 mit dem Bau begonnen. Der Bauplan hat mancherlei Schwierigkeiten bereitet, nicht am wenigsten durch die unregelmäßige Gestalt des Bauplatzes; die Ausführung ist planmäßig auch nicht auf ein einfaches Geschäftshaus zur Aufnahme von etwa 1000 Beamten beschränkt geblieben, denen das Gebäude bereits seit 1909 dient; aber gerade in der künstlerischen Ausgestaltung des Baues, „in der Verkörperung von Kraft und Stärke“ als den Bauten eines großen Gemeinwesens geziemend, sieht Baurat Hoffmann die Vorzüge seines Werkes. Sehr verschieden ist es ja schon äußerlich, von dem mächtigen Rohbau an der Königstraße durch die Anwendung des grauen Muschel-

kalkes für die Fassade und in der Farbe entsprechenden Materials für den Turmbau; aber es ergänzt den älteren Bau um einen diesem ganz fehlenden Raum, nämlich die große, bis 1500 Personen fassende Stadthalle. Was den Baumeister zu deren Anlage gerade in der vorliegenden Schlichtheit und dennoch echter Vornehmheit veranlaßt, wurde von ihm erklärt: Eine für alle Fälle der voraussichtlichen Benutzung stimmungsvolle Raumwirkung scheint glücklich erreicht. Dafür ist die Art der Belichtung der Halle, die einschließlich ihrer Galerie in beiden Geschossen durch 15 Türen zugänglich ist und die entsprechende Anzahl weiterer Öffnungen von den Galerien aus gegen die Halle zeigt, besonders wichtig. Die kräftige Wandarchitektur des Raumes wird durch ein an verschiedenen Stellen verteiltes hohes Seitenlicht, das durch Antikglas hereinfällt, zu voller, mit dem Wechsel des Tageslichts auch beständig wechselnder Lichtwirkung gebracht. Grelle Wirkungen aber, etwa zu scharfe Schatten der Architektur, bei sehr hellem Tageslicht, werden in sinnreicher Art dadurch gemildert, daß eine oberhalb der Fenster gewölbte helle Decke das Licht nach den Wänden der Halle zurückwirft. Im Gegensatz zu der mit einem kräftigen Hauptgesims abgeschlossenen Architektur der Wände ist die Decke ganz schlicht behandelt, hierdurch der Raum nicht als Saal sondern als Halle gekennzeichnet, und zugleich durch ein einfaches, auf das Hauptgesims aufgesetztes Gitter eine zu scharfe Trennung zwischen Wänden und Decke vermieden. Hinter letzteren birgt sich auch die für künstliche Beleuchtung des Raumes vorhandene elektrische Beleuchtung, deren gegen die Decke strahlendes Licht auf diesem Wege die Halle erleuchtet, ohne daß die Lichtquelle gesehen wird. Eine Verstärkung der künstlichen Beleuchtung ist außerdem durch 6 vor den Seitenwänden frei aufgestellte bronzene Kandelaber gegeben, die somit im Innenraum der Halle neben der Kolossalgestalt des Bären den einzigen Schmuck bilden und, wie Geheimrat Hoffmann sich launig ausdrückte, dafür sorgen helfen, daß der Bär sich in der weiten Halle nicht vereinsamt finde. Mancherlei wäre über den sinnreichen Schmuck der Hallenwände zu sagen. Auch eine schöne Spruchweisheit findet sich, fernster Zukunft von der Sinnesart unseres Zeitalters Kunde gebend, in 18 Sprüchen in Stein gemeißelt, von denen folgende als Proben dienen mögen: „Eine gelinde Antwort stillt den Zorn, aber ein hart Wort richtet Grimm an“, „Der ist nicht stark, der in der Not nicht fest ist“, „Wer geduldig ist, der ist weise, wer aber ungeduldig ist, der offenbart seine Torheit“, „Mancher ist arm bei großem Gut, und mancher ist reich bei seiner Arbeit“. — Nach Beendigung seines mit großem Beifall aufgenommenen Vortrags forderte Geheimrat Hoffmann zu einem Rundgang durch das Stadthaus auf, wobei sich zeigen werde, daß es im wesentlichen doch als Geschäftshaus gedacht und angelegt ist, frei von Prunkräumen, schlicht in den rundgewölbten, weiß-

getünchten Gängen, praktisch in der Einrichtung der einzelnen Zimmer, deren Zahl weit über 300 beträgt. Nur die ausnahmslos aus Muschelkalkstein ausgeführten Türumrahmungen sind an einzelnen Stellen leicht ornamentiert, und die wenigen grösseren Sitzungsräume haben mit den zugehörigen Warteräumen gleich den Vorhallen im Erdgeschoß, durch die man von der Juden- und der Klosterstraße her zur Halle gelangt, reichlicheren Schmuck empfangen. Der sich anschließende Rundgang führte zunächst nach der Vorhalle an der Klosterstraße, die sich als zwei seitlich belichtete, getrennte Säulenhallen von eigenartiger Farbwirkung darstellt. Grauer Muschelkalkstein ist nämlich für Säulen, Wände und Fußboden gewählt, während aus rotem Veronamarmor die Bänke vor den seitlichen Wandfeldern, Einlagen im mittleren Fußboden und eine Brunnennische mit Brunnenbecken gebildet sind. (Ähnliche feine Farbwirkungen sind auch in mehreren anderen Räumen in künstlerischer Absicht erzielt.) Ganz verschieden hiervon ist wieder die Vorhalle an der Judenstraße, in der sich vor Beginn der Besichtigung die Mitglieder der „Brandenburgia“ versammelt hatten. In den aus Muschelkalk ausgeführten beiden Seitenwänden wechseln Bären und Berolinköpfe in den verschiedenen Feldern, und je 2 Säulen aus hellerem Gestein an jeder Seite tragen Kugeln mit kleinen Bären aus Bronze. Die dem Eingang gegenüberliegende mittlere Wand gewährt durch ihre oberen Öffnungen dem von der Straße in den Bau Eintretenden sogleich einen Einblick in den hohen und meist heller beleuchteten Raum der Stadthalle. Die Treppen endigen in den verschiedenen Geschossen in Vorräume, in deren Wände kleine, ohne Modelle gleich in Stein gearbeitete, gleich Steinmetzaugenblickserfindungen wirkende Skulpturen eingesetzt sind. Zu einem großen Vorraum, um als Warteraum zu dienen, sind in den drei oberen Geschossen die Korridore im Mittelbau an der Klosterstraße verbreitert. Der im zweiten Obergeschoß gelegene Raum dieser Art ist zugleich der Vorraum des anliegenden Saales, mit dem er architektonisch in Einklang gebracht ist. Dieser Sitzungssaal ist als solcher dadurch gekennzeichnet, daß um den ovalen, lederbezogenen (nicht grünen) Sitzungstisch auf ovaler Grundrißform, die auch an den Deckenlinien zum Ausdruck gebracht ist, Säulen aufgestellt wurden. Diese aus rötlichem Veronamarmor gearbeiteten Säulen sind nur matt geschliffen: ihre Kapitelle und Basen sind aus grauem Istriastein; Türumrahmungen Fensterbrüstungen und eine fein ornamentierte Deckenkronen aus gleichem Material lassen diesen Raum, der nach Verhüllung der Fenster auch in elektrischer Beleuchtung gezeigt wurde, als ein Schmuckstück von edelstem Geschmack erscheinen. Ganz abweichend hiervon sind wieder der Sitzungssaal im dritten Obergeschoß und der zugehörige Warteraum hergestellt. Letzterer empfing eine geschnitzte Balkendecke, die geputzten Wände sind grün angestrichen. Der Saal stellt einen großen, über-

wölbten Raum mit tiefen Fensternischen dar. Da jedoch die Zwischenglieder von Fenster zu Fenster nur kurz sind, ist der Raum immerhin gut belichtet, an den Wänden sind Skulpturen in zartem Relief angebracht. Die Holztüren sind dunkel gebeizt und etwas vergoldet, und diese Behandlungsweise des Raumes wurde auch an den Möbeln und den Bänken der Fensternischen fortgesetzt, wie nicht minder an den Beleuchtungskörpern. Auch in diesem Raum ist eine ausgezeichnete harmonische Gesamtwirkung erzielt. Der letzte Teil der Besichtigung galt der mächtigen Turmhalle und der Besteigung des Turms selbst. Aus der im Rohziegelbau gelassenen weiten Halle, in der als Schmuck verschiedene Modelle, die in den letzten Jahren für andere städtische Bauten angefertigt worden waren, Aufstellung gefunden haben, führt sowohl eine überaus stark gebaute hölzerne Wendeltreppe über 260 Stufen aufwärts, als auch ein Aufzug, mit dem man somit die vier Turmgeschosse bequem besteigen kann. In verschiedenen Geschossen kann man auch ins Freie treten. Die Teilnehmer an der Besichtigung benutzten diese Gelegenheit, nachdem in der Turmhalle durch Geheimrat Friedel dem Schöpfer des bewundernswerten Baues für die liebenswürdige Führung durch sein Werk Dank gesagt war, um auf 200 Stufen oder im Fahrstuhl bis zum vorletzten Turmgeschoß aufwärts zu dringen und sich hier, heraustretend auf eine durch Brüstung gesicherte Galerie, noch etwa 12 m unter der Spitze des 87 m hohen Turmes, der von einer aus Kupfer getriebenen Fortuna mit Füllhorn und Früchten gekrönt ist, an der wundervollen Aussicht zu erfreuen. Trotz des ziemlich unsichtigen Wetters schweifte der Blick, unbehindert durch den an Werktagen die Ferne verschleiernden Rauch zahlreicher Schornsteine, nach allen Richtungen über die Reichshauptstadt. Nur ganz in der Nähe qualmten, auch am Sonntag ruhelos, die beiden Essen des Berliner Elektrizitätswerks hinter dem Rathause. Wieder auf die Straße gelangt, richteten die Teilnehmer an der genußreichen Besichtigung die Blicke zurück auf den Turm, um den soeben erstiegenen Bau auch von außen zu würdigen. Es war nur eine Stimme der Anerkennung darüber, daß mit diesem Turm, so harmonisch er zugleich mit dem Architektursystem des Stadthauses verbunden ist, wesentlich in der Anwendung von zwei Geschossen vom Mauerwerk absteigender Turmsäulen ein Kunstwerk allerersten Ranges geschaffen ist, das Berlin dauernd zu hoher Zierde gereichen wird. Hinzugefügt seit noch, daß die feierliche Einweihung des Stadthauses am 29. Oktober 1911 stattfand, wobei Oberbürgermeister Dr. Kirschner eine ausführlich den Bau beschreibende eindrucksvolle Rede hielt. Die letztere sowie eine eingehende technische und wissenschaftliche Würdigung des neuen Stadthausbaues enthält das Gemeindeblatt von 1911 Seite 492 bis 495. Alle späteren Berichterstatter tun wohl, sich an diese authentischen Mitteilungen zu halten, auf die auch unsere Gesellschaftsmitglieder hingewiesen werden.

20. (8. ordentliche) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Februar 1912 im Vortragssaal
des Märkischen Museums.

Vorsitzender: Herr Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen I bis XII und XVII her.

A. Allgemeines.

I. Es wird auf die schöne Ausstellung von Gemälden in Öl und Tempera sowie die Zeichnungen aufmerksam gemacht, welche unser neues Mitglied Herr Kunstmaler Bruno Bielefeld veranstaltet hat. Die Bilder Berlin und die Mark betreffend werden von dem Künstler erläutert und mit verdientem Beifall aufgenommen.

II. Die Brandenburgia darf die bedeutsamen Namensveränderungen Groß-Berlins nicht unbemerkt lassen. Rixdorf, dessen Baulichkeiten wir am 31. März d. J., ebenso wie das dortige Museum besichtigen werden, heißt fortan Neukölln zur Erinnerung, daß ein großer Teil auf den ehemals zu Berlin gehörig gewesenen köllnischen Wiesen erbaut ist. Groß-Lichterfelde heißt fortan Berlin-Lichterfelde und die übrigen zum Zweckverband Berlin gehörigen Ortschaften setzen entsprechend ihrem Namen die Bezeichnung Berlin vor, also z. B. Berlin-Steglitz u. s. f. Nur die großen Städte Charlottenburg, Schöneberg, Spandau verändern ihre Bezeichnung nicht.

III. „Aus der Heimat“ betitelt sich die Ihnen wohlbekannte Halbmonatsschrift, die unser stetsbereites, kenntnisreiches Mitglied, Herr Redakteur Rudolf Schmidt in Eberswalde herausgibt. Es liegt Ihnen heute die Nr. 100 dieser ausgezeichneten Veröffentlichungen zur Pflege heimatlicher Interessen, datiert Eberswalde den 5. d. M. vor. Unsere besten Wünsche begleiten die vaterländische Unternehmen für die kommenden Zeiten.

B. Persönliches.

IV. Unser 2. Vorsitzender Herr Geh. Justizrat Uhles sendet freundliche Grüße aus seiner Villa Monrepos in Meran-Obermais. Gleichzeitig werden uns ihn betreffende denkwürdige Kriegserinnerungen von 1870/71, 14. Heft mitgeteilt. Er machte den Feldzug mit Auszeichnung als Leutnant und Adjutant des 2. Reserve-Dräger-Regiments mit.

V. Vorstand und Ausschuß von dem ihnen satzungsmäßig zustehenden Ergänzungswahlrecht Gebrauch machend, haben gewählt in die offene Vorstandsstelle Herrn Dr. Kiekebusch, Assistent am Märkischen Museum, ferner in den Ausschuß die Mitglieder Buchdruckereibesitzer Frickert, Kaiserl. Rechnungsrat a. D. Kerkow, Major z. D. Noël, Kgl. Museums-Assistenten Dr. Regling und Kaufmann Schack.

VI. Unsers verehrten Ausschußmitgliedes Herrn Leutnant a. D. Thulcke's Gattin, Frau Luise geb. Schattke, ist leider am 22. d. nach schwerem Krankenlager 60 Jahre alt zu Schöneberg gestorben. Wir verehren in der Verewigten einen uns seit vielen Jahren getreuen Gast und erheben uns zu ihrem Gedächtnis trauernd von den Sitzen. (Geschicht, Herr Thulcke dankt mit bewegten Worten.)

C. Naturgeschichte und Technik.

VII. Ich unterbreite Ihnen eine sehr interessante Schrift von Herrn Franz Messinger, Gasinspektor bei den Städt. Gaswerken in Charlottenburg: „Die Weltherrschaft des Steinkohlengases auf und über der Erde“. Sie ersehen, daß das Leuchtgas von der Elektrizität durchaus nicht verdrängt wird, im Gegenteil in Folge seiner staunenswerten Vervollkommnungen sich immer mehr Bahn bricht.

VIII. Das Februarheft des ansehnlichen von unserm 2. Vorsitzenden Geheimrat Uhles so erfolgreich geleiteten Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg enthält den Anfang des ausführlichen lehrreichen Berichts über den Fischereitag zu Cöpenick vom 3. Dezember v. J., an dem viele unserer Mitglieder teilnahmen.

D. Kulturgeschichtliches.

IX. Ernst Friedel: „Märkische Fastnachtsbräuche und altberlinischer Karneval“. In der Faschingsnummer, 7. d. M., der in Scherls Verlag erscheinenden prächtig illustrierten Zeitschrift „Sport im Bild“ enthalten, werden mehrere Exemplare des Aufsatzes vorgelegt.

X. Monatsblätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg. Ich lege vor das Januarheft („Der Trümmelmann, eine Sage vom alten Fritz“, Verf. u. M. Herr Baumeister Wilke) und das Februarheft mit mehreren kleinen Nachrichten.

XI. Lessing-Museum. Ich mache auf den von Herrn Georg Richard Kräse verfaßten Jahresbericht aufmerksam und füge die Bestimmungen der Mitgliedschaft des ächtaltberlinischen Vereins für das Museum bei, dessen Heim Brüderstraße 13 im Nicolaischen Hause unsere Gesellschaft ja unlängst besuchte.

XII. Teltower Kreiskalender 1912. Diesen volkstümlich-vater-

ländischen Kalender legt unser Mitglied Herr Kommerzienrat Siegmund dankenswerterweise vor, ich überreiche das Büchlein der umfangreichen Kalendersammlung unseres märkischen Museums und mache besonders auf 2 Artikel aufmerksam. Kanaldirektor Sievers: „Der Teltowkanal“ 1910/11 und H. A. von Luck: „Von der Glienicker Brücke bis Machnow“.

XIII. U. M. Herr Stadtarchivar Professor Dr. Tschirch-Brandenburg a. H. legte in der letzten Dezembersitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg Bericht ab über in Brandenburg neu entdeckte Wandreliefs, die von u. M. Herrn Architekt Eichholz in einem jetzt als Waschküche benutzten Hinterraum des sogenannten Kurfürstenhauses gefunden worden sind. Es sind im Putz eingeritzte Zeichnungen, die zwei mit einander verhandelnde Könige und einen von der Jagd zurückkehrenden, von den Seinen freudig begrüßten Jäger darstellen. Wie es scheint, stammt der Gegenstand aus einem zeitgenössischen höfischen Epos. Nach dem Stil gehören die gut ausgeführten Kunstwerke gewiß in das 13. Jahrhundert, erinnern lebhaft an ähnliche Stücke in Magdeburg und dürfen als das älteste profane Kunstwerk in der Neustadt Brandenburg also in der Mark angesprochen werden. Sie haben ohne Zweifel die Innenausstattung eines Patrizierhauses gebildet.

XIV. Unser Ausschuß-Mitglied Herr Rektor O. Monke teilt folgendes mit: Herr Hermann Busse besprach kürzlich im Verein für die Geschichte Berlins seine Ausgrabungen auf einem zwischen Rüdersdorf und Klein-Schönebach gelegenen Gräberfeld, das im Volksmund die Bezeichnung „der Rosengarten“ (Flurname) trägt. Er hat Urnen mit Leichenbrand gefunden und die Sage gehört, es lägen dort Schätze vergraben, die nur in der Nacht gehoben werden können. Die Knechte wurden daher früher ermahnt, im Rosengarten nicht zu tief zu pflügen, um die Sachen nicht zu zerstören. Herr Busse bemerkte dazu, die Bezeichnung „Rosengarten“ käme als Name für alte Begräbnisstätten häufig vor. Das ist richtig und wird z. B. auch durch Simrock (Handbuch der Mythologie) bestätigt. Man muß dabei nicht an das Märchen von Dornröschen und an Dornröschens Urbild, die Walküre Brunhilde denken, die von der verbannten Bahn ausgeschlossen wird. Die Dornen sind offenbar wilde Rosen und wahrscheinlich gehörten diese zu den heiligen Hölzern, die bei der Leichenverbrennung auf dem Scheiterhaufen verwandt wurden. Dornenzweige, wilde Rosenzweige und Wachholdersträucher gehörten dazu, und vielfach werden unsere „Toten Männer“ noch heute mit Vorliebe aus Wachholderzweigen aufgeschichtet und dann von Zeit zu Zeit verbrannt, so der Tote Mann nordöstlich von Joachimsthal (Judentotschlag). Vielleicht hängt damit das früher häufige Vorkommen der Wildrose auf havelländischen Dorfkirchhöfen zusammen (Lietzow bei Nauen), und das „sub rosa“, das

Carus Sterne mit großem Scharfsinn aus der Stellung der Kelchblätter im Pentagramm ableitet, erhält auf diese Weise eine vertiefte Bedeutung.

XV. Rektor Monke legt die von u. M. Kantor G. Gericke in Velten verfaßte Schrift „Der Berliner Kachelofen“, Berlin 1912, Verlag der Keramischen Industrie (2 M.) vor und hebt aus dieser dem Andenken Friedrichs des Großen aus Anlaß seines 200. Geburtstags gewidmeten vortrefflichen Arbeit hervor, daß Friedrich II. unmittelbar nach Beendigung des siebenjährigen Krieges 1763 ein Preisausschreiben auf einen Stubenofen, „so am wenigsten Holz verzehret“, ergehen ließ. Es entstanden daraufhin 3 Schriften:

1. Die Pyrometrie von Lambert, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
2. Die Memoiren der Königlichen Akademie der Wissenschaften mit dem Bericht der ersten heiztechnischen Kommission.
3. Vorbericht der Königlichen Akademie zu den 3 Preisarbeiten, worin klar und scharf die 3 Fragen beantwortet werden:
 1. Wie empfängt der Ofen durch die Feuerung die meiste Wärme? (durch starken Zug, enge Züge, krumme Gänge).
 2. Wie muß er beschaffen sein, damit er die Wärme am vollständigsten an das Zimmer abgibt?
 3. Wie muß das Heizmaterial beschaffen sein?

Die Gedanken müssen wohl zweckmäßig gewesen sein; denn obwohl sich die Akademie der Wissenschaft seitdem nie wieder mit der Sache beschäftigt, also nichts Neues hinzugetan hat, haben sie dem Kachelofen bis auf den heutigen Tag die Überlegenheit allen andern Heizanlagen gegenüber gesichert. Doch ist es nun wohl an der Zeit, daß sich die offizielle, vom Staate gepflegte Wissenschaft wieder einmal damit befaßt; denn 50000 Menschen leben in Deutschland von der Ofenfabrikation, und 90% aller Menschen verschafft der Kachelofen im Winter ein behagliches Dasein. Die Technische Hochschule ist die geeignete Pflegestätte dieser Interessen.

XVI. Rektor Monke bespricht ferner die neuste Erzählung u. M. W. Kotzde „Und deutsch sei die Erde“. Der Verfasser behandelt darin denselben Stoff, den Eberhard König für die Freilichtbühne auf dem Pichelswerder dramatisch gestaltet hat, den Sieg des großen Anhaltiners über das Wendenvolk. Kotzde läßt jedoch der Phantasie weniger Spielraum und vermeidet z. B. glücklicherweise die Liebesszene zwischen Jakzo und Petrissa. Als Havelländer von Geburt und nach dem Herzen ist Kotzde mit Eifer und Begeisterung an die Aufgabe herangetreten, Albrechts Sieg und seine Bedeutung zu schildern, und sein Werk ist wohl imstande, der heranwachsenden Jugend das Mahnwort, das er als Wahrspruch wählte, ins Herz zu schreiben: „Und deutsch sei die Erde!“

E. Bildliches.

XVII. Herr Richard Barthel, Boxhagen-Rummelsburg, Sonntagstraße 17, Vorstandsmitglied des Touristenklubs für die Mark Brandenburg, hat eine Zeichnungsliste übersendet betreffend die Erwerbung einer Fontane-Plakette zu dem für uns ermäßigten Preise von 5 M. bei freier Zusendung. Wir sehen diese reliefartige Plakette abgebildet in der in 3 Exemplaren vorhin herumgereichten Januar-Nummer der Monatsblätter des genannten Vereins S. 11. Das Bildwerk stellt unsern märkischen Altmeister Theodor Fontane, so wie er in seinen besten Jahren aussah, recht ähnlich dar. Es ist ein Werk des Ihnen Allen ja längst wohl bekannten märkischen Forschers und Bildhauers Paul Matzdorf zu Cöthen i. d. Mark. Ich erlaube mir den Erwerb dieses Kunstwerkes hierdurch bestens zu empfehlen.

XVIII. Herr Admiralstabssekretär Christoph Voigt hielt hierauf den mit vollauf verdientem Beifall aufgenommenen Lichtbildervortrag: „Wassersport der Hohenzollern in der Mark Brandenburg“. Vergl. S. 34.

XIX. Die Nachversammlung fand im Marinehause statt.

Ein märkisch Lied aus alter Zeit.

Mitgeteilt von u. M. Herrn Christoph Voigt.

Das nachstehend im Originalwortlaute aufgeführte epische Lied fand ich in dem Werke „Zacharias Garcaeus: Successiones Familiarum et Res Gestae Illustrissimorum Praesidum Marchiae Brandenburgensis 972—1582“, dem als Anhang Leuthingers Topographia marchica beigefügt war. Es heißt da Seite 138:

Hertoch Casimir in den Rathstuel sath, He dachte nye mehre ¹⁾	Darmidde ward de Hertoch Casimier Dorch sienen Hals geschoten.
Als wue he vor Königsberge wolte then ²⁾ , Woll vor die hohe Veste.	Se leden den Herrn up enen Sageblock, Und kehrten en woll gegen die Sunne.
Vnd als he vor Königsberge quam, Woll vor die hohe Veste,	Da was ock jo syn fine blancke Harnisch Met dem roden Blude berunnen.
Ein freyer Schucknecht was he genannt He dede dat allerbeste.	Se leden den Herrn up enen haluen Wagen, Und forden ewoll gegen Gartze,
He hadde en Armborst, dat war guth, Das was so starek von schöten,	Von Gartze tho Stettin, in de werde Statt Tho enen Klocken ³⁾ Artzte.

¹⁾ Märe, Kunde. ²⁾ ziehn. ³⁾ klug.

* 1 1, 1, 1544
 Zacharias Gartz (Garcaeus) 15.
 Pritzow, † 9.3. 1588 Brandenburg
 Bibl. 2. Gesch. d.
 H. Br. I / Nr. 67-69

O Artzte, leue Artzte myn,
 Kan se woll Wunden helen,
 Ick hebbe der Borge und Stedde so veel,
 Sie scholen dy werden tho Dehle¹⁾.

Vn als he tho den Artzte quam,
 Syn Lewen nam en Ende
 Wo balde de Hertoch Casemier
 Nach synen Broder sende.

O Broder, leuste Broder myn,
 Nu folg du myner Lehre,
 Vnne holt du den Marggrauen²⁾
 Vor enen truwen Landes-Herrn.

Vnd hedde ick armer also gedan,
 So darf ick nu nich trure.
 Nu moez ick itz in die Erde so junck,
 Darin mot ick verfulen.

Auf S. 135 wird dazu nachstehende Erklärung gegeben: Casimirus IV., filius Barnimi III., ducis Pomeraniae, Ottonem, eo quod, pacta hereditaria seruare nollet, seu cessionem fraternam A. MCCCLV. patri Barnimo III. factam irritam esse vellet, bello infestauit, & comitem de Lindow captivum abduxit A. C. MCCCLXXI. A. autem C. MCCCLXXIII., ut habent annales Pomeraniae, Casimirus in obsidione Königsbergensi nouae Marchiae sagitta percussus interiit: sicut docet carmen germanicum, quod majorum nostrorum more, historiam interitus complectitur.

(Zu deutsch: „Kasimir IV., der Sohn des Pommerherzogs Barnims III., bekriegte Otto, weil er die Erbverträge nicht halten wollte und die Abtretung an seinen Bruder, die er dem Vater gegenüber i. J. 1355 eingegangen war, für nichtig erklärte, und führte den Grafen von Lindow i. J. 1371 in die Gefangenschaft; i. J. 1373 aber, so berichten die Pommerschen Annalen, starb Kasimir bei der Belagerung Königsbergs in der Neumark, vom Pfeil durchbohrt, so wie es das deutsche Lied lehrt, das nach der Sitte unserer Vorfahren die Geschichte des Unterganges (Kasimirs) enthält.)

Unser Lied behandelt also den Kampf Kasimirs IV. gegen Otto den Faulen und seinen Tod vor Königsberg, einen geschichtlichen Vorgang. Nach Form und Inhalt ist es ansprechend und ergreifend, im echten Volkstone gehalten.

Zur Geschichte des Havelberger Schiffbaus.

Im Anschluß an einen von mir im „Havelberger Tageblatt“ veröffentlichten längeren Artikel über „Schiffbau und Schiffswerften zu Havelberg“ hatte ich den Wunsch ausgesprochen, bisher unbekanntes einschlägiges Material möchte aus dem Leserkreis des Blattes dem Prignitz-Museum übermittelt werden. Dieser Appell fand bereitwilliges Gehör. Der Redaktion wurden mehrere Gedichte in Abschrift zugestellt, die einer in den Jahren 1771 – 1805 geschriebenen Reimchronik entstammen. Verfasser derselben ist der Landmann Andreas Genrich, geb. 1750 zu Warnau a. d. Havel.

¹⁾ Teil.

²⁾ Markgraf Otto der Faule, 1365—1373.

Eines dieser Gedichte behandelt den Stapellauf zweier Schiffe auf der Königl. Schiffswerft am 17. April 1780. Den Lesern unseres Monatsblattes wird es als Ergänzung meines kleinen Artikels über obiges Thema in Heft 9 (Dezember 1911), vielleicht nicht unwillkommen sein.

Ich lasse das Poem hier folgen, nicht seiner fragwürdigen literarischen Bewertung wegen, sondern als zeitgenössisches Zeugnis für die Bedeutung, die der Schiffbau zu Havelberg unter dem großen König aufzuweisen hatte.

Von den (!) Seeschiffsbau zu Havelberg,
besonders deren Abbringung der beiden ersten,
Anno 1780 den 17. April.

Was neues will ein jeder hören,
Nach neues forschet jedermann,
Drum will ich jetzo was anführen,
Daß man was neues nennen kann,
Bei Havelberg die kleine Stadt
Man Seeschiffe gebauet hat.

Was rühmst du denn, wird mancher sagen,
Ich hab sowas wohl eher gesehn,
Allein ich werde dir wohl fragen
Obs hier zu Land wohl ist's geschehn,
Daß man Seeschiffe im guten Stand
Baut mitten hier in Preußenland.

Wer ist der Stifter dieser Werke?
Es ist der weise Friederich,
Denn seiner Weisheit Macht und Stärke
Gar weit und breit erstreckt sich,
Auch dieses gereicht ihm zu Ehren
Und muß auch seinen Ruhm vermehren.

Ein Wunder ist's zu unsern Zeiten,
Weil's niemals allhier ist geschehn,
Drum auch Leute hier von weiten
Dies neues hiermit anzusehn
Wie die Seeschiffe im guten Stand
Gebracht sind worden von dem Land.

Ich hab in meinem Bauernstande
Dieses schlichte Lied erdacht
Als die Schiffe man vom Lande
In die Havel runterbracht
Da wohl einige tausend Mann
Dieses mit gesehen an.

Bei Musik und Kanonieren
Durch Kunst und Geschicklichkeit
Tuth man die Schiffe herunterführen,
Auf eine Diele dazu bereit,
Bracht man die Schiffe von ihrem Stand
Mit leichter Mühe von dem Land.

Wo hat man das wohl gehört,
Daß der Elb- und Havelfluß
Auf sich große Seeschiffe führet,
Und dieselben tragen muß
Nach Hamburg, die große Stadt
Dahin man sie geführet hat.

Dieses Werk, daß ward getrieben
Als man nach der Christenzahl
Siebenzehnhundert Jahr geschrieben
Und dazu noch achtzig Jahr
Im April siebenzehnter Tag
Man die Schiffe vom Lande bracht.

Nun so lebe weiser König
Und dein Ruhm ersterbe nicht
Geld und Müh acht's du gar wenig
Drum, daß dies allhier geschieht
Denn zu Wasser und zu Land
Bauet unseres Königs Hand.

Wir erfahren aus dieser einem braven Preußenherzen entstammenden Dichtung, daß der stets mit einer Festlichkeit verbundene Akt des Stapellaufs unter großer Beteiligung von Zuschauern — „einige tausend Mann“

— mit Musik und Böllerschüssen vor sich ging und daß die Schiffe mit ihrer Fertigstellung nach der großen Stadt Hamburg übergeführt wurden.

Nach dem Inhalt der Überschrift haben wir es mit den beiden ersten unter Friedrichs des Großen Regierung in Havelberg gebauten Seeschiffen zu tun. Es geht dies auch aus der vierten Strophe hervor, wo der Verfasser allerdings irrtümlich¹⁾ mit den Worten „weil's niemals allhier ist geschehn“ den Stapellauf als ein bis dahin nie dagewesenes Ereignis besingt. Auch spricht der von Genrich angegebene Termin dafür, daß ein Erstlingswerk der Werft vorliegt, denn da diese im Jahre 1779 errichtet worden ist, so ergibt sich unter Hinzurechnung der Bauzeit der Schiffe (etwa 1 Jahr), daß andere Schiffe vor Frühjahr 1780 zum Ablauf nicht fertiggestellt werden konnten.

Welchen Namen die Schiffe beim Ablauf erhalten haben, darüber verrät der Chronist leider nichts; vielleicht sind es die Namen „Havelberg“ und „Elbe“, wenn die Reihenfolge der in der nachstehenden Urkunde wiedergegebenen Schiffsnamen chronologisch richtig ist.

Spärlich indes sind die Nachrichten, die uns über die Werft selber überliefert sind. Nach der Chronik von Havelberg von A. Zöllner (Rathenow 1894) ward sie 1779 jenseits des Toppelschen Weinbergs errichtet. Als im Jahre 1874 der Knopf der Stadtkirche zur Ausbesserung herabgenommen wurde, fand sich drinnen eine Bleihülse mit mehreren Urkunden. Wichtig von ihnen ist für unser Thema diejenige vom 28. Juli 1786, in der es heißt:

„Unter den hiesigen Merkwürdigkeiten ist vorzüglich merkwürdig: wie Anno 1779 ohnweit dieser Stadt, auf der Toppel'schen Feldmark hart an der Havel ein Königlich See-Schiffbau-Werft Etabliret, und darauf bis hero 6 Brigantinen Namentlich Havelberg, Elbe, Wilhelmine, Louise, Charlotte und Sophie, 3 Englische Jagdten, 3 Schimack-Schiffe²⁾, 4 Härings-Buisen mit See-Schiff Namen, 2 große Schnauschiffe, welches vorzüglich die größten gewesen und 1 Holländische Kuffe, in Summa 19 Schiffe erbauet, und zu ferneren Spedition nach Hamburg versandt worden sind, wie denn noch gegenwärtig das 20zigste Schiff (die 5te Härings-Buisse) sich in Arbeit befindet und das 21zigste Schiff die 6te Härings-Buisse bereit und auch schon bestellt worden ist.“

Ist die Gesamtzahl der erbauten Schiffe auch an sich nicht bedeutend, so ist sie doch ein erfreulicher Beweis der Leistungsfähigkeit

¹⁾ Schon in Caspar Abels „Preußische und Brandenburgische Reichs- und Staats-Geographie, 1735“, heißt es von Havelberg S. 191: „Die Handlung ist allhie in gutem Stande, und pflegen bisweilen in dieser Gegend auf der Havel Fregatten und andere Seeschiffe gebauet, hernach aber in die Elbe, und so ferner hinunter gebracht zu werden.“

²⁾ Schmacken.

der jungen Werft und des Scharfblicks Friedrichs des Großen, der Havelbergs unvergleichlich günstige Lage praktisch zu würdigen verstand.

Hinsichtlich des Verbleibs der in Havelberg gebauten Schiffe wissen wir, daß sie zum Verkauf nach auswärts bestimmt waren und dem König ein schönes Stück Geld einbrachten.

Aus dieser Epoche des großen Königs stammt auch eine interessante Urkunde, der nachstehende Lehrbrief, dessen Original sich im Prignitz-Museum zu Havelberg befindet. Es ist ein altes pergamentnes Dokument mit beigefügtem preußischem Kapselsiegel aus dem Jahre 1783, also aus den letzten Regierungsjahren des großen Königs, das mir unser liebenswürdiges Mitglied Herr Sanitätsrat Dr. Hartwich daselbst zugänglich gemacht hat.

Lehrbrief

für den See-Schiffs-Bau-Gesellen Friedrich Schütz
aus Havelberg.

Demnach von dem Seeschiffs-Bauwerfft zu Havelberg einberichtet worden, wie der Lehrknecht Friedrich Schütz aus Havelberg gebürtig, bey gedachtem Werfft seine Lehr-Jahre ausgestanden und sich während derselben als ein treuer, fleißiger und lehrbegieriger Arbeiter betragen, einen guten Lebenswandel geführt und soviel erlernt habe, daß er auf jeder See-Schiffs-Bau-Werfft als Geselle in Arbeit genommen werden könne: So ertheilen Seine Königliche Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr! gedachtem Friedrich Schütz als einem wirklich ausgelernten See-Schiffs-Bau-Gesellen zu erkennen und denselben bey jeden See-Schiffs-Bau, wenn Arbeit vorhanden ist, vorzüglich anzunehmen.

Urkundlich haben Seine Majestät diesen offenen Lehr-Brief dero Insiegel anhängen und solchen durch dero Würcklichen Geheimen Etats-Kriegs und dirigirenden Ministre Baron von der Schulenburg vollziehen lassen.

So geschehen und gegeben zu Berlin, den 16. September Eintausend Siebenhundert Drei und Achtzig.

Auf Seiner Königlichen Majestät allergnädigsten Special-Befehl
Schulenburg.

Aus Form und Inhalt der Urkunde geht zur Genüge hervor, wie hoch der König diesen Industriezweig geschätzt haben muß.

So gewinnen wir in der Pflege des heimischen Schiffbaues seitens des großen Königs, des Begründers der Emdener Asiatischen Kompagnie,

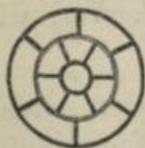
einen Einblick in seine Bestrebungen, Handel und Wandel in seinen Staaten zu fördern. Zur Schaffung einer eigentlichen preußischen Marine war jene Zeit ja leider noch nicht geeignet.

Chr. Voigt.

Die Kirche von Egsdorf (Kr. Luckau).

Etwa eine Stunde von der Kreisstadt Luckau entfernt liegt nach Osten zu an einem von der Chaussee Luckau-Lübbenau abgehenden Feldwege hinter einem Kiefernwäldchen versteckt das Dorf Egsdorf. Bezgl. seiner Kirchen- und Schulverhältnisse gehört es nach Schlabendorf; die Gutsherrschaft ist die Familie von Kalkreuth. Das weltvergessene und ziemlich armselige Dorf besitzt in seiner altertümlichen Kirche mit mancherlei altem Inventar seinen einzigen Anziehungspunkt; es hat sonst nichts aufzuweisen, was etwa einen Abstecher nach ihm empfehlenswert machen würde. —

Das Kirchlein liegt an der einzigen Straße des Dorfes rechts auf dem Friedhof; wie die meisten Lausitzer Gotteshäuser aus Raseneisenstein und behauenen Feldsteinen erbaut. Das Langhaus (mit Turm ohne Ansatz verbunden) hat bei ca. 9 m Breite eine Länge von 17,25 m. An der Nordseite sind zwei, an der Südseite 3 Fenster, je ca. 90 cm breit, vorhanden. In der Ostseite befindet sich im Innern ein Holzkasten mit Eisenbeschlägen, die alte Kirchenkasse. Zwei niedrige Türen von 1 m Breite führen an der Nordseite ins Innere des Gotteshauses. Seine Einrichtung ist sehr einfach: Der Altar stammt aus der Rokokozeit, die Leuchter sind aus Messing, die Taufe aus dem Jahre 1727 ist aus Holz. Die Kanzel ist 1830 renoviert worden. Die inneren Längenverhältnisse sind 7 zu 15 m. Aus früherer Zeit sind noch verschiedene Totenkronen vorhanden. In dem niedrigen Turme hängen 2 Glocken. Dieselben sind so ungünstig aufgehängt und auch derartig verschmutzt, daß sie nur mit Mühe besichtigt werden können. Die kleinere Glocke stammt aus dem Jahre 1521; sie hat um den oberen Kranz eine Inschrift. Die größere Glocke hat folgende Inschrift: ○ O ○ rex ○ glorie ○ aeter ○ veni ○ cum ○ pace ○ maria ○ sut ○ anno ○ dom ○ m ○ cccc ○ ixl ○. Die kleinen Kreise zwischen den einzelnen Wörtern zeigen die einfache nebenstehende Zeichnung, in den größeren ist die Kreuzigung Christi dargestellt mit Maria und Johannes unter dem Kreuz, auf einem dieser Zeichen finden sich auch die Buchstaben I. N. R. I. über dem Kopfe Christi. Auf dem Mantel der großen Glocke befindet sich in der Mitte auf einer Seite



(nach Süden zu) ein S-förmiges Zeichen. Auf dem Kirchboden lagern verschiedene große und kleine Figuren von Heiligen, die von den Kindern des Dorfes z. T. verschiedenartig bemalt sind und die, weil sich niemand darum kümmert, wohl in kürzerer oder längerer Zeit der Zerstörung anheimgefallen sein werden.

Scharnweber.

Kleine Mitteilungen.

Schloß Kaputh. In den Blütentagen, wo die Berliner zu Tausenden in die märkische Obstkammer fahren, tritt auch das alte Haveldorf Kaputh wieder in den Vordergrund des Interesses. Es ist das Präludium von Werder für alle, die mit dem Dampfer kommen. Von seinen Bergen grüßt den Besucher die Silberpracht der Baumbüte zuerst. Kaputh ist Werders würdige Schwester geworden; es ist aber auch sonst ein sehr interessantes Dorf, eins der interessantesten eigentlich, die wir haben. Kaputh ist alt; ursprünglich Rochowsches Eigentum, kam es 1662 in den Besitz des Großen Kurfürsten, der es dem Erbauer des Potsdamer Stadtschlusses, seinem Kammerjunker und Generalquartiermeister de la Chieze, schenkte. Aus seinen Tagen stammt das heutige Schloß. Nach de la Chiezes Tode fiel das Gut an den Kurfürsten zurück, und seine zweite Gemahlin, Sophie Dorothea, erkor es zu ihrem Witwensitz. Das Schloß wurde umgestaltet und erhielt zahlreichen Bilderschmuck. Seine Glanztage kamen aber erst nach Dorotheas Tode, als Kurfürst Friedrich III. es seiner Gemahlin Sophie Charlotte zum Geschenk machte. Die erste preußische Königin wartete ihre Königswürde in Kaputh nicht ab — sie gab schon von 1694 an Charlottenburg den Vorzug. Ein Lieblichschloß blieb Kaputh aber doch, und als 1709 König Friedrich IV. von Dänemark und Friedrich August von Polen nach Berlin kamen, sah Kaputh glänzende Feste — am 8. Juli waren alle drei Könige in dem alten Schloß. Kapuths Glanztage sind längst dahin.

Mitgeteilt im B. L. A. vom 3. Mai 1912.

Die Birke gehört, namentlich im Frühling, zu unseren dekorativsten Baumarten. U. M. Herr Rektor Monke berichtet darüber folgendes: Ihre schimmernde weiße Rinde leuchtet schon aus weiter Ferne und hebt den Stamm vom dunklen Hintergrunde grüner Kiefern ab. Das schwanke, lichtdurchlässige Gezweig mit den noch kleinen zierlichen Blättchen wirkt außerordentlich malerisch, und das Gesamtbild löst gar verschiedene Stimmungen aus: Freude und Schwermut. Mit Birkenzweigen schmückt man in der Mark zu Pfingsten Türen und Fenster, und im 18. Jahrhundert scheint dieser Brauch auch zu anderen Zeiten üblich gewesen zu sein; denn Friedrich der Große erließ am 21. Juli ein „Edikt wegen Abschaffung der schädlichen Gewohnheit

des Mayen-Setzens gegen den 1ten May und gegen Pfingsten“, und in Erfurt holte man am Walpurgistage Maien in festlichem Zuge (Walperzug) aus dem Walde. Auch das schöne Lied „Morgen müssen wir verreisen“ erinnert uns an die alte Sitte des Maiensetzens. Zahlreiche Sagen und abergläubische Bräuche knüpfen sich an den Baum. Durch eine junge, gespaltene Birke ließ man, wie Perger mitteilt, Kranke hindurchkriechen, um sie gesund zu machen oder warf einen toten Sperling als Opfer hindurch. Auch banden Gichtkranke Knoten in die Zweige einer Birke, um die Krankheit zu bannen. Der Flachs gedieh besser wenn man Birkenzweige hineinlegte. Der Legende nach ließ eine Birke am Grabe Christi ihre Zweige trauernd niederhängen; von ihr stammen die Trauerbirken ab. Unsere Großeltern liebten Möbel aus Birkenholz, und in herrschaftlichen Gärten erhob sich wohl ein sogenanntes „Borkenhäuschen“, das außen mit Birkenrinde überzogen war. Die guten Alten kannten und schätzten auch die pädagogischen Kräfte des Birkenreisigs, aber die heutige Welt ist so „rücksichtsvoll“ geworden, daß sie die Erziehung nur noch „von vorn“ betreibt, denn die Erziehung ist eine Kunst geworden, d. h. sie gelingt nicht so leicht, und dann meist noch unvollkommen. Die Birke ist bei uns vorwiegend ein Einzel- oder Reihenbaum. Kleine Wäldchen gibt es am Brieselang bei Forsthaus Bredow und bei Bernowe, östlich von Oranienburg. Auch die Höhen von Chlum bei Sadowa schmückt ein Birkenwäldchen.

„Die langen Kerle“, die Potsdamer Riesengarde, waren der einzige, aber sehr kostspielige Luxus, welchen König Friedrich Wilhelm I. sich gönnte. Den Anstoß zu dieser Liebhaberei gab ihm das Vorbild des Markgrafen Philipp von Schwedt, welcher aus großen Leuten Grenadierkompagnien bildete und dieselben an der Spitze des Regiments marschieren ließ. Der Ursprung der Grenadiere war der, daß in jeder Kompagnie sechs bis acht Mann zum Werfen von Handgranaten ausgebildet waren, und die spitzen Grenadiermützen hatten den Zweck, daß die Leute vor dem Wurf ihre Gewehre rasch über den Kopf auf die Schulter werfen konnten. Die Grenadiere sollten also ursprünglich gewandte, bewegliche Leute sein. Der König ahmte diesem Vorbild nach und befahl in dem Reglement: „Die Grenadiers sollen aus dem dritten Gliede ausgesucht werden und müssen lauter Kerls sein, welche gut marschieren können, nicht über fünfunddreißig Jahre alt sein, voll aussehen, nämlich nicht kurze Nasen, magere oder schmale Gesichter haben.“ Daraus entwickelte sich denn allmählich die Leidenschaft für die Potsdamer Riesengarde, welche der König schließlich auf 3000 Mann brachte. Für die Potsdamer war die Sache etwas lästig, denn jedes Privathaus mußte eine Stube resp. Kammer nach vorn heraus für einen Grenadier hergeben. Der König selbst gab im Schloß sechs Mann Quartier. Zum letzten Male trat die Riesengarde bei dem Begräbnis des Königs an, dann löste Friedrich der Große sie auf.

B. L. A. vom 23. April 1912.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

Die stehenden Gewässer der Provinz Brandenburg.

Von Prof. Dr. W. Halbfass in Jena.

Die märkischen Seen! Wie oft werden sie nicht genannt in Romanen und Darstellungen, die auf märkischem Boden sich abspielen; wie oft sind sie nicht neuerdings gemalt worden mit den Kiefern an ihrem Rand, dem einsamen Fischerboot und dem Reiher, der im Röhricht steht oder den Wildenten, die über sie hinwegfliegen! Und wie oft endlich bilden sie nicht das ersehnte Ziel märkischer Wanderungen zu allen Jahreszeiten! Wenn mit vollem Recht die Seen das Auge der Landschaft genannt werden, so darf man dreist behaupten, daß ohne sie die märkische Landschaft ihres schönsten Reizes beraubt wäre. Der Märker blickt also mit Stolz auf diese besondere Zierde seiner Heimat, aber wieviel weiß er von ihrer Zahl und Größe, ihrer Entstehung, der physikalischen und chemischen Eigenschaft ihres Wassers und ihrer Bewohnerschaft durch Tier und Pflanzen? Es ist bezeichnend, daß selbst die Landeskunden der Provinz, deren es mehrere vortreffliche gibt, über diesen Punkt meist schnell hinweggehen und die Wißbegierde des Lesers nach dieser Richtung nicht immer befriedigen. Es fehlte eben bisher an den statistischen Grundlagen für eine wirkliche Kenntnis der märkischen Seen, und nachdem Professor Eckstein in Eberswalde zuerst über ihre Fischereiverhältnisse im Allgemeinen uns berichtet hat, ist es das große Verdienst des Zoologen Dr. Samter, hier eine wirklich brauchbare, auf amtlichen Quellen beruhende Grundlage geschaffen zu haben*).

Samter gibt ein vollständiges Verzeichnis aller auf den in Betracht kommenden 387 Meßtischblättern der Generalstabsaufnahme vorhandenen stehenden Gewässer, einschließlich der künstlichen, welche nach Angabe der Kgl. Katasterämter heute noch als offen bestehen und deren Größe ermessen ist. Zwar sind solche Zusammenstellungen auch von anderen

*) Statistik der märkischen stehenden Gewässer von Dr. Max Samter. Mit 8 Karten. Jahrbuch für die Gewässerkunde Norddeutschlands. Besondere Mitteilungen. Bd. 2, Nr. 4. Berlin 1912.

preußischen Provinzen, z. B. von Posen versucht worden, aber bei weitem nicht in dieser Vollständigkeit, sind doch auch alle Seen, Teiche, Pfuhe usw. aufgenommen, die in den Meßtischblättern namenlos erscheinen, sofern nur ihre Lage durch eine Ortsangabe sichergestellt ist.

Berücksichtigt werden von diesen Gewässern ihre Größe, Tiefe, Höhenlage und Flußzugehörigkeit. Allerdings konnten von vielen Seen Tiefenangaben nicht gemacht werden, und in den von Samter mitgeteilten Zahlen werden mit Fug und Recht solche, für welche wissenschaftliche Untersuchungen vorliegen, unterschieden von denjenigen, die nur auf Grund von Rundfragen durch Eckstein in seiner Bearbeitung der Fischereiverhältnisse der Provinz Brandenburg bekannt geworden sind. So versteht sich von selbst, daß die Zahl der Seen, die zur ersten Kategorie gehören, sehr viel kleiner ist, als die Zahl derjenigen Seen, deren Tiefenverhältnisse auf Erkundigungen beruhen. Ich würde an Samters Stelle letztere Angaben gänzlich fortgelassen haben; denn nicht zum wenigsten sind die durch die Fischereivereine veranlaßten Zusammenstellungen daran Schuld, daß in Wirklichkeit nicht nur die märkischen Gewässer in ihren Tiefenverhältnissen bei weitem noch nicht so bekannt sind, als es rein äußerlich den Anschein hat.

Die Gesamtzahl der stehenden Gewässer Brandenburgs in dem oben erwähnten Umfänge beträgt 4571; davon fallen 2009 auf den Bez. Potsdam, 2562 auf den Bez. Frankfurt a. O. Im Bez. Potsdam haben die Kreise Templin und Angermünde die meisten Seen (286 bis 288), im Bez. Frankfurt a. O. Königsberg (299). Relativ zur Größe hat im Bez. Potsdam Angermünde die meisten Seen (177 auf 1000 qkm), im Bez. Frankfurt a. O. Soldin (128 auf 1000 qkm). Im ganzen lassen sich 3 Gewässerzonen unterscheiden: eine gewässerreichste Nordostzone, der die Kreise Prenzlau, Templin, Angermünde, Oberbarnim, Königsberg, Soldin, Arnswalde und Friedeberg angehören, eine gewässerärmste Südwestzone mit den Kreisen Westpriegnitz, Ostpriegnitz, Westhavelland, Osthavelland, Zauch-Belzig, Jüterbog-Luckenwalde, zwischen denen die übrigen, die Mittelzone umfassenden Kreise der Provinz liegen. Werden die künstlichen Gewässer ausgeschaltet, so sind auch die Kreise Luckau, Calau, Cottbus, Spremberg und Sorau mit zur gewässerarmen Südwestzone zu zählen. Die Ursache der ungleichen Verteilung der stehenden Gewässer in der Mark beruht weder auf den Höhenunterschieden des Landes noch in einem stärkeren Erlöschen der Seen im Süden der Provinz zur Alluvialzeit, sondern in der geologischen Senkung der Diluvialzeit, nämlich in der längeren Eisbedeckung der nördlichen und östlichen Teile, den zahlreichen Endmoränen, der verschiedenen Durchlässigkeit des Untergrunds und der stärkeren Erosion der Schmelzwässer im Bereich der Endmoränen, während die Wirkung der vertikalen Ausstrudelung nur eine nebensächliche genannt werden muß.

Von sämtlichen Seen erreichen nur 5 eine Größe über 10 qkm, und nur 170 sind mindestens 1 qkm groß; im Verhältnis zu den nördlich angrenzenden Provinzen ist also die Mark Brandenburg ein an großen Seen armes Gebiet zu nennen. An Seen, die mindestens 1 qkm groß sind, sind im Verhältnis zu ihrem Areal am reichsten die Kreise Beeskow-Storkow, Templin, Teltow und Soldin; von diesen Kreisen besitzt Templin auch die meisten Seen von mindestens 50 ha Areal. Die Häufung der großen Gewässer stellt sich als eine Begleiterscheinung der Endmoränen heraus; verlaufen diese durch ausgedehnte Niederungen, so sind die Vorbedingungen für das Auftreten großer Gewässer besonders günstig, wie dies die Kreise Teltow und Beeskow-Storkow zeigen. Im Verhältnis zum Gesamtbestande jedes Kreises an Seen haben die seeärmsten die meisten großen Seen oder das Verhältnis der Gewässerzahl ist umgekehrt dem Anteil an großen Gewässern. So ist im Kreise Westhavelland, der absolut wie relativ der seeärmste der Mark ist (auf 1000 qkm kommen nur 29 Seen), der Anteil an Seen über 1 qkm der größte von allen Kreisen, nämlich 30 %, während er in dem seereichsten Kreise Angermünde (auf 1000 qkm kommen 177 Seen) nur 4 % beträgt. Seereichtum ist also nicht gleichbedeutend mit Seeareal. Man erkennt dies sofort, wenn man die Gesamt-Wasserfläche Brandenburgs an stehenden Gewässern auf die einzelnen Kreise verteilt. Die natürlichen Seen der Provinz umfassen zusammen rund 800 qkm, d. i. 2 % des Gesamtareals; 527 qkm kommen auf den Bez. Potsdam (2,6 %), 272 qkm (1,4 %) auf den Bez. Frankfurt a. M. Man sieht schon hier, was aus der Anzahl der Seen nicht ohne weiteres hervorging, daß Potsdam erheblich seereicher ist als Frankfurt a. O. Unter den Kreisen steht, was den relativen Anteil der stehenden Wasserflächen am Gesamtareal anlangt, an der Spitze Beeskow-Storkow mit 5,2 %, ihm folgen Angermünde mit 5 %, Templin mit 4,9 % und Soldin mit 4,1 %. Dies sind die einzigen Kreise mit einer Wasserfläche, welche 4 % der Kreisgröße übersteigt; 7 Kreise haben dann 4 bis mindestens 2 %, und in 20 Kreisen liegt die Größe der Wasserfläche unter 2 % des Gesamtgebietes; ganz unten stehen Luckau und Spremberg mit je 0,2 % und Cottbus mit nur 0,1 %. Die absolut größte Seefläche besitzt Templin mit 7178 ha, dem Beeskow-Storkow, Angermünde und Teltow in kurzen Abständen folgen, die absolut kleinste Spremberg mit nur 53,5 ha, das also nur $\frac{1}{140}$ der Wasserfläche von Templin aufweisen kann.

Es möge dabei betont werden, daß sich diese Zahlen lediglich auf die natürlichen stehenden Gewässer beziehen, künstliche Gewässer also ausschließen. In der sehr verdienstvollen Arbeit des jetzigen Direktors des Kgl. Realgymnasiums in Berlin Prof. Dr. Schjerning „Die Wasserflächen der Provinz Brandenburg“, welche sich in der vom Brandenburgischen Fischereiverein herausgegebenen Festschrift zum 70. Geburtstag

seines Vorsitzenden, Geh.-Rat Dr. Uhles, Berlin 1903, befindet, weichen die dort angeführten Zahlen von den hier mitgeteilten oft recht erheblich ab. Schjerning gibt auf Grund der „Ergebnisse der Grund- und Gebäudesteuerveranlagung“, die vom Preußischen Finanzministerium um 1850 herausgegeben wurde, die gesamte vom Wasser bedeckte Fläche der Provinz auf rund 1220 qkm an, also auf mehr als $1\frac{1}{2}$ mal so viel als Samter. Diese Differenz beruht zu einem Teil sicher darauf, daß seit jener Steuerveranlagung eine große Zahl namentlich kleinerer und kleinster Seen erloschen sind, teils eines künstlichen, teils eines natürlichen Todes gestorben sind, z. T. darauf, daß Schjerning sämtliche Wasserflächen berücksichtigt, also auch die Flüsse und das künstliche stehende Gewässer. Es ist aber sicher anzunehmen, daß die große Differenz sich durch beide Umstände allein nicht erklären läßt, sondern vielmehr wahrscheinlich die früheren Angaben ungenau gewesen sind. Ähnliche Mißverhältnisse haben sich bereits zweimal früher bei anderen Provinzen Preußens herausgestellt. Nach den „Ergebnissen“ besäße die Provinz Westpreußen 893 qkm Wasserfläche (ohne Haff); nach den sorgfältigen Zusammenstellungen des Geschäftsführers des Westpreußischen Fischereivereins Dr. Seligo („Die Fischgewässer der Provinz Westpreußen“ in kurzer Darstellung bearbeitet und herausgegeben vom Westpreußischen Fischereiverein Danzig 1902, vervollständigt in dem Artikel „Die Seen Westpreußens“ in der Festschrift des 15. Deutschen Geographentages 1905), beträgt das Areal aller Seen dieser Provinz mit mehr als 2 ha Fläche nur rund 597 qkm, also nur etwa $\frac{2}{3}$ der in den „Ergebnissen“ mitgeteilten Zahl. Die Differenz, nahezu 300 qkm, kann unmöglich allein auf Rechnung der in der Provinz vorhandenen Flüsse — künstliche stehende Gewässer besitzt dieselbe fast garnicht — gesetzt werden.

Ähnlich liegt die Sache in der Provinz Posen, welche nach den „Ergebnissen“ rund 580 qkm Wasserflächen besitzen soll. Dr. Schütze hat aber in einer sehr wertvollen Arbeit; „Die Seen der Provinz Posen nach ihrer Verteilung und Größe“ (Beiträge zur Seenkunde, herausgegeben von der Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt, Teil II, Berlin 1909) das Gesamtareal aller Seen der Provinz über 10 ha Größe auf 372 qkm berechnet und unter Hinzuziehung der ungefähr 400 Wasserbecken in der Größe von 2 bis 10 ha rund 390 qkm, das sind fast 200 qkm weniger als nach jener amtlichen Mitteilung. Rechnet man nun das Areal der beiden Hauptflüsse der Provinz, der Warthe und der Netze, zu 18,5 bzw. 12,2 qkm, zusammen also rund auf 31 qkm, so müßten noch fast 160 qkm Wasserbedeckung auf die kleinen Nebenflüsse, Bäche, Tümpel und Sölle kommen, eine Annahme, deren Richtigkeit gänzlich ausgeschlossen ist. Es hat sich also bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie notwendig eine genaue Nachprüfung der älteren Angaben resp. eine Evidenzhaltung des Areals der wirklichen Wasserflächen

für die Provinz Brandenburg war, und wir müssen dem Verfasser sehr dankbar sein, daß er sich dieser entsagungsvollen Arbeit unterzogen hat, denn ein Vergnügen ist es gewiß nicht, auf beinahe 300 Meßtischblättern alle stehenden Wasserflächen aufzusuchen und aufzunehmen.

Nach jener Arbeit von Schjerning, die allerdings dadurch eben erheblich an Wert verliert, daß sie sich lediglich auf jene älteren Angaben stützt, ohne sie selbst zu prüfen und mit der Gegenwart zu vergleichen, wäre nicht Beeskow-Storkow, sondern Angermünde mit 6,7 % der wasserreichste Kreis, und nicht vier, sondern doppelt so viel Kreise wären zu mindestens 4 % mit Wasser bedeckt; der wasserärmste Kreis ist dann nicht Kottbus, der mit 2,9 % figuriert, sondern Jüterbog-Luckenwalde mit 0,8 %. Aber, wie gesagt, streng vergleichbar sind beide Zusammenstellungen schon deswegen nicht, weil Samter sich auf natürliche, stehende Wasserflächen beschränkt, Schjerning aber sämtliche Wasserflächen einbegreift.

Was die Höhenlage der märkischen Seen anlangt, so liegen 2471, d. h. 58,1 % aller Gewässer, über 60 m Meereshöhe, 1782, d. h. 41,9 %, darunter; von dem Gesamtareal der Seen liegen 608,5 qkm, also 76 %, über 60 m, 192,4 qkm, also 24 %, darunter. Daraus folgt, daß die größeren Seen im allgemeinen eine höhere Lage als die kleineren besitzen. Nur in den Kreisen Sorau, Jüterbog-Luckenwalde, Oststernberg, Züllichau, Schwiebus und Spremberg-Kottbus, also im Südteil der Provinz, überwiegen die über 60 m Meereshöhe gelegenen Seen, in Schwiebus und Spremberg-Kottbus gehören sämtliche Seen zu diesen Kategorien, aus dem einfachen Grunde, weil das ganze Land sich über die Höhenzone 60 m erhebt.

Die höchst gelegene, stehende Wasserfläche der Mark scheint der nur 11,59 ha große Flachteich bei Mildenau, Kreis Sorau, zu sein, er liegt 162 m hoch. Außerdem gibt es noch eine ganze Reihe von kleineren Teichen in mehr als 150 m Meereshöhe; von eigentlichen Seen scheint der Kleine Bechensee im Kreise Oststernberg der höchstgelegene zu sein (131 m).

Von sämtlichen stehenden Wasserflächen haben etwas über die Hälfte (51 %) keinen Abfluß. Berücksichtigt man aber nur die Seen von mindestens 10 ha Größe, so sind nur 10 % von ihnen abflußlos und bei den Seen von mindestens 50 ha Größe gar nur 1 %; die große Mehrzahl der abflußlosen Gewässer sind also Tümpel und Pfuhe. Von den mit Abfluß versehenen Seen entwässern 57,9 % zur Ostsee und zwar durch die Oder, Uecker und Zarow, 42,1 % zur Nordsee durch die Elbe, während 19 Gewässer gleichzeitig zur Ost- und Nordsee abwässern. Das Ostsee- und das Nordseegebiet unterscheiden sich aber nicht allein durch die Zahl der ihnen zugehörigen Gewässer, sondern auch durch

deren Größenverhältnisse. Dem Nordseegebiet gehören die großen, dem Ostseegebiet die kleineren Seen an. — Nur von einer Mindestzahl der sämtlichen Seen, nämlich nur von 891 Seen, sind die Tiefenverhältnisse einigermaßen bekannt, und selbst diese Zahl schrumpft auf 199, also weniger als auf den vierten Teil zusammen, wenn man nur diejenigen Seen ins Auge faßt, von denen wirklich genaue Lotungen vorliegen; der Rest kommt auf Angaben der Fischer und sonstiger Leute, die wohl in vielen Fällen den Nagel auf den Kopf treffen mögen, im ganzen aber nichts weniger als zuverlässig sind. Also ein reiches Feld liegt den Liebhabern von Lotungen in den märkischen Seen noch offen, und gewiß wird noch manches Jahr vergehen, bis diese aquae incognitae zu aquae cognitae geworden sind. Freilich, großen Überraschungen darf man sich schwerlich hingeben; alle Seen, die wahrscheinlich eine größere Tiefe besitzen, scheinen hinlänglich bekannt zu sein.

Von nahezu $\frac{3}{4}$ aller mindestens 50 ha großen Seen sind die Tiefenverhältnisse einigermaßen bekannt.

Rechnet man die nur durch Erkundigungen bekannten Seen zu, hält man sich also an die Zahl von 891 Seen, so erreichen eine Tiefe von mindestens 10 m 277 Seen = 31 %, von 20 m Tiefe 76 Seen = 8,5 %, von 30 m Tiefe 31 Seen = 3,4 %, von 40 m Tiefe 6 Seen = 0,6 %, während nur 4 Seen eine Tiefe von 50 m und mehr besitzen. Der tiefste ist der Große Stechlinsee im Kreise Ruppín, der bei einem Areal von 327,7 ha eine Maximaltiefe von 64,5 m besitzt; ihm folgen der 305,54 ha große, also nur wenig kleinere Mohriner See im Kreise Königsberg mit 58,5 m Maximaltiefe, der 179,2 ha große Tschetschsee im Kreise Oststernberg mit 53 m und endlich der 786 ha große Werbellinsee im Kreise Angermünde mit 50 m größter Tiefe. Maximaltiefen zwischen 40 und 50 m besitzen dann noch der 88 ha große Schlagensee im Kreise Friedeberg (42,5 m) und der 155 ha große Stegsee im Kreise Landsberg (40 m); doch beruht die zuletzt aufgeführte Zahl nur auf Erkundigung, nicht auf sachgemäß ausgeführte Lotung. Im allgemeinen liegen die tieferen Seen über, die flacheren unter 60 m Meereshöhe, auch ist die Zahl der tiefen Gewässer im Ostseegebiet größer als im Nordseegebiet; endlich wächst die Zahl der tiefen Seen von Süden nach Norden, jedoch nicht entsprechend den drei oben erwähnten Zonen, sondern in bedeutend stärkerem Verhältnis. Die Dreigliederung der Mark ist also auch durch die Tiefenverhältnisse der Seen bedingt.

Einige märkische Seen gehören zu den sogenannten Krypto-Depressionen, d. h. ihre tiefste Stelle sinkt unter das Niveau des Meeres. Von den oben aufgeführten tiefsten Seen der Mark sind dazu zu rechnen der Werbellinsee, dessen Boden 6,8 m, und der Große Stechlinsee, dessen Boden 4,6 m unter Meeresniveau liegt. Noch stärkere

Kryptodepressionen sind indes der Sakrower See bei Potsdam und der Scharmützelsee im Kreise Lebus, welche 9,1 bzw. 10,7 bis unter Meereshöhe reichen. Die bedeutendste Kryptodepression, die man bis jetzt in Norddeutschland gefunden hat, ist der Hemmelsdorfer See bei Lübeck (46 m).

Es mag nicht uninteressant sein, bei dieser Gelegenheit die Größe und Tiefe der märkischen Gewässer mit derjenigen der übrigen zur baltischen Seenzone rechnenden preußischen Provinzen zu vergleichen, soweit eben diese Verhältnisse bis jetzt bekannt sind. Unsere Kenntnis der preußischen Seen ist eben noch sehr mangelhaft.

An Seenreichtum überhaupt steht in Preußen jedenfalls nur die Provinz Ostpreußen Brandenburg voran, wo wahrscheinlich etwa 1000 qkm mit Seen bedeckt sind, während das Seenareal Pommerns wohl etwas hinter demjenigen der Mark zurückstehen dürfte. Genau läßt sich die Reihenfolge deswegen nicht feststellen, weil es an genau statistischen Zusammenstellungen sowohl in Ostpreußen wie in Pommern noch fehlt. Auf Pommern würde dann Westpreußen mit rund 600 qkm und sodann Posen mit rund 400 qkm folgen, so daß das Seenareal der fünf baltischen Provinzen Preußens sich im ganzen auf etwa 3500 qkm, d. i. etwa 2,2% der Gesamtfläche, belaufen dürfte.

Sicherlich relativ seenreicher als Preußen ist Mecklenburg, wenn auch die in den meisten Büchern aufgeführten Zahlen von 850 qkm Seefläche, welche 5,3% der Gesamtfläche ausmachen würde, als apokryph zu bezeichnen und wahrscheinlich erheblich zu groß ist.

Der größte Landsee Norddeutschlands ist sehr wahrscheinlich der Spirdingsee in Ostpreußen mit rund 120 qkm, falls man alle Nebengewässer hinzuzieht, die mit ihm in unmittelbarem Zusammenhang stehen und die vom Hauptsee zu trennen oft schwierig, wenn nicht ganz unmöglich ist. Ihm folgt die 111 qkm große Müritz in Mecklenburg, während der Mauersee in Ostpreußen nur rund 104 qkm groß ist. Damit ist die Zahl der über 100 qkm großen Seen Norddeutschlands sicherlich erschöpft. An Größe würde jetzt folgen der Lebasee in Hinterpommern mit 75 qkm; er ist aber ein Strandsee und daher nicht auf gleiche Stufe mit den eigentlichen Binnenseen zu stellen, von denen jetzt zuerst der Große Schweriner See mit 65 qkm zu nennen ist. Nun klafft eine bedeutende Lücke, denn die beiden nächstgrößten Seen sind der Goplosee in Posen mit 36,5 und der Madüsee in Pommern mit 36 qkm; von dem Goplosee fallen aber nur 22 qkm auf preußisches Gebiet, der übrige Teil gehört nach Rußland. Nun folgen der auf der Grenze der Provinzen Ost- und Westpreußen gelegene Geserichsee mit 32,3 qkm und der Große Plöner See in Holstein mit 30,5 qkm, also im ganzen 9 Seen mit einem Areal von je mehr als 30 qkm. Es gibt dann noch, einschließlich der pommerschen Strandseen, 8 Seen

mit mindestens 20 qkm Fläche, nämlich der Kummerower See auf der Grenze von Mecklenburg und Vorpommern (26 qkm), der Löwentinsee in Ostpreußen (24,6 qkm), der Schaalsee an der Grenze von Lauenburg und Mecklenburg (23 qkm), die beiden hinterpommerschen Strandseen Gardersee (23 qkm) und Jamundersee (22,9 qkm), der Roschsee (22,1 qkm) und der Rheinsche See (20,9) in Masuren und endlich der Selentersee (20,2) in Holstein. Von Seen mit 20—10 qkm Areal zählen wir im ganzen noch 27 Seen, darunter auch vier märkische: den Scharmützelsee (13,9), den Schwielochsee (11,9), den Paarsteiner (11,0) und den Beetzsee (10,2). Im ganzen treffen von den 45 Seen, welche mindestens 10 qkm groß sind, 15 auf die Provinz Ostpreußen, 4 auf Westpreußen, 2 auf Posen, 8 auf Pommern (darunter 4 Strandseen), 4 auf Brandenburg, 7 auf Mecklenburg und 5 auf Holstein, falls wir den Schaalsee dabei mit einrechnen. Die Provinz Brandenburg steht also, was die Größe seiner Landseen anlangt, hinter anderen preußischen Provinzen und hinter Mecklenburg erheblich zurück.

Was die Maximaltiefe baltischer Seen angeht, so steht sie etwas günstiger, denn sie nennt den drittiefsten See den ibrigen. An der Spitze marschiert der Dratzigsee in Hinterpommern mit 83 m, gefolgt vom Schaalsee mit 71,5 m, dann kommt der märkische Große Stechlinsee (s. o.) mit 64,5 m, dem sich unmittelbar der ostpreußische Wuchsnigsee (64 m) an die Fersen heftet. Eine größere Tiefe als 60 m besitzt dann nur noch der Große Plöner See (60,5 m), und es ist höchst unwahrscheinlich, daß von den noch nicht ausgeloteten Seen einer eine Tiefe von mehr als 60 m besitzen sollte. 10 Seen kennt man bis jetzt, die außerdem noch eine Tiefe von 50—60 m erreichen, darunter, wie bereits oben bemerkt, 3 märkische. Außerdem gehören dazu noch der Lanskersee (57), der Lyckersee (57), der Taltersee (51), der Narien (50), sämtlich in Ostpreußen gelegen, der Weitsee (55) in Westpreußen, der Pielburger See (54) in Pommern und der Popielewoer See (50,5 m) in Posen. Es ist aber recht gut möglich, daß weitere Untersuchungen noch einige Seen mit 50—60 m Maximaltiefe ergeben werden, obwohl es nicht sehr wahrscheinlich ist.

Zum Schluß noch ein kurzer Hinweis auf die größten und tiefsten Seen Deutschlands überhaupt. Der größte ist natürlich der Bodensee, von dessen Areal (540 qkm) 330 qkm zum Deutschen Reich gerechnet werden; über 50 qkm Größe erreichen nur noch der Chiemsee (85 qkm) und der Würm- oder Starnberger See (57 qkm); ihnen folgen der Ammersee (47 qkm), das Steinhuder Meer (32,9 qkm), der Walchensee (17,1 qkm), der Schlawaersee in Schlesien (12 qkm) und der Wagingersee (10 qkm), so daß außerhalb der baltischen Seenzone nur noch 8 Seen ein Areal von mehr als 10 qkm besitzen. Der tiefste See

ist der Bodensee (252 m), dann folgen der Walchensee (196 m), der Königssee (188 m), der Starnberger See (123 m), der Ammersee (82,5 m). Dann folgt das nur 35 ha große Pulvermaar in der Eifel mit 74 m Maximaltiefe, das also den Chiemsee (73 m), Tegernsee (71 m), Kochelsee (66 m) an Tiefe übertrifft. 60 m Tiefe erreicht bei Höchstwasserstand der künstlich regulierte Weiße See in den Vogesen. Zwei Seen in den bayrischen Voralpen und zwei Maare in der Eifel schließen dann die Reihe derjenigen Seen ab, deren Tiefe 50 m übersteigt.

21. (9. ordentliche) Hauptversammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. März 1912, abends 7^{1/2} Uhr, im Hörsaal des Märkischen Provinzial-Museums.

Vorsitzender: Geheimrat E. Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIV, XXVII und XXVIII her.

A. Allgemeines.

I. Es wurden als Revisoren für das ablaufende Geschäftsjahr 1. April 1911 bis 31. März 1912 die Herren Dr. Bahrfeldt, Rektor Monke und Rechnungsrat Kerkow gewählt. Die Rechnung für das Pichelswerder-Festspiel 1911 hat selbstverständlich bei ihrer Eigenart und Verwickeltheit besonders geführt werden müssen und wird deshalb auch — von den vorgenannten Herren — selbständig geprüft werden. Vorläufig läßt sich diese Rechnung noch nicht abschließen, da es vorbehalten ist, daß der neue Festspielausschuß 1912, der sich in Spandau unter Vorsitz des dortigen Oberbürgermeisters Geheimrat Koeltze gebildet hat, für die Überlassung der Bühne und sonstigen Baulichkeiten auf Pichelswerder, sofern er mit seinem Festspiel Überschüsse erzielt, hiervon einen Betrag an die Brandenburgia-Festspielkasse 1911 abführt.

II. Zu dem Internationalen Kongreß der prähistorischen Anthropologie und Archaeologie, XIV. Session, werden unsere Mitglieder nach Genf eingeladen. Der General-Sekretär Waldemar Deonna nimmt die Anmeldungen entgegen.

B. Persönliches.

III. Die Vorstandswahl ergab, daß durch Zuruf sämtliche Vorstandsmitglieder Friedel, Uhles, Bahrfeldt, Reinhardt, Zache, Pniower und Rönnebeck bis zum 31. März 1914 wiedergewählt werden. Herr Müllenhoff bislang Bibliothekar ist ausgeschieden.

IV. U. M. Herr Justizrat Dr. Julius Stadthagen ist nach seiner 2. Ägyptenreise leider auf der Fahrt von Alexandrien nach Brindisi am 9. d. M. verstorben. Hier beerdigt am 18. d. M.

V. Herr Geh. Med. Rat Professor Dr. Wilhelm Dönitz, als Gatte unseres Mitglieds Frau Geheimrat Dönitz, ein oft und gern gesehener Gast, verstarb am 12. d. M.

Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung beider Entschlafenen.

VI. Herrn Schriftsteller August Foerster, unserm gern gesehenen, allzeit hilfsbereiten langjährigen Mitgliede, wünscht die Gesellschaft zum 75. Lebensjahre, am 22. d. M., alles Gute für den ferneren Lebensabend. (Herr Foerster dankte freundlichst.)

VII. Unsere beiden Mitglieder in Peking, Herr Professor Dr. Friedrich Solger, Dozent an der dortigen Universität und Herr Paul Offermann, der mit Herrn Thon zusammen bei der in Peking durch Herrn Konsul Cordes geleiteten Deutsch-Asiatischen Bank tätig ist, haben, datiert Peking, den 11. März d. J., Grüße an die Brandenburgia eingeschendet, wofür diese herzlich dankbar ist, ebenso wie für die übersendeten interessanten Ansichtspostkarten.

C. Naturwissenschaft und Technik.

VIII. A. Rutot: La Conférence du Paléolithique de Tübingen. (Bulletin de la Soc. Belge de Géologie. Tome XXV. Brüssel 1911) und Mitteilungen desselben, unseres geschätzten K. M., auf dem französischen vorgeschichtlichen Kongreß in Tours (Le Mans 1911) werden vorgelegt.

IX. Franz Messinger: Die Weltherrschaft des Steinkohlengases auf und über der Erde sowie die vielseitige Verwendung seiner bei der Herstellung gewonnenen Nebenprodukte. Mit zahlreichen Abbildungen. (Charlottenburg 1911.) Diese so recht aktuelle Schrift wurde insbesondere zur Vergleichung mit den Anstrengungen, die seitens der Verwaltung der Elektrizitätswerke zwecks Nutzbarmachung dieser Naturkräfte auf den verschiedensten wirtschaftlichen Gebieten gemacht werden, mit Interesse gewürdigt.

X. Nicht mindere Aufmerksamkeit erregte eine Mitteilung über die Verkehrsaufgaben des Verbandes Groß-Berlin von Richard Petersen, Prof. an der Technischen Hochschule in Berlin.

Späterer Zusatz: In dem von mir herausgegebenen Groß Berliner Kalender, Illustriertes Jahrbuch 1913, Verlag unsres Mitglieds Kommerzienrat Karl Siegismund, ist dasselbe Thema S. 329 bis 334 unter dem Titel „Groß Berliner Verkehrswünsche“ anschaulich bearbeitet.

XI. Der alte gute Berliner Kachelofen. Damit er immermehr wieder zu Ehren komme und Verbreitung in weitesten Kreisen finde, ersuchen uns unsere Freunde, insbesondere Herr Rektor Gesfieke, in dem Tonindustrieort Velten, den unter ihrer Leitung die Brandenburgia

am 11. Oktober 1908 besuchte, um Verbreitung der nachfolgenden Notiz. „Eine Stiftung von 40 000 Mark für die Einrichtung einer Versuchsanstalt für Kachelofenheizung an der Königl. Technischen Hochschule Berlin beschloß der „Verband Deutscher Kachelofeninteressenten“ in seiner Hauptversammlung am 5. d. M. im Architektenhause zu Berlin. Außerdem wurden für die jährliche Unterhaltung dieser Anstalt 5 600 Mark bewilligt.

Die Errichtung dieser Versuchsanstalt, die in 2 Stockwerken auf dem schon bestehenden Gebäude in der Technischen Hochschule für Heizungs- und Lüftungseinrichtungen bis spätestens zum 1. Oktober 1913 neu aufgebaut werden soll, hat vor allem den Zweck, heiztechnische Versuche mit dem Kachelofen auf wissenschaftlicher Grundlage vorzunehmen, die dann zum Nutzen der Allgemeinheit Verwendung finden sollen.

Deutschland ist nun das erste Land, das eine solche Versuchstation haben wird. Auch über Deutschlands Grenzen hinaus, wo immer der Kachelofen beliebt ist und gebaut wird, — Rußland, Schweden, Dänemark, Österreich usw. — wird jener Beschluß Beachtung finden.

Die Ergebnisse der Forschungen über die Vorzüge und wirklichen Leistungen des altbewährten deutschen Kachelofens in heiztechnischer, gesundheitlicher und künstlerischer Hinsicht — durch einwandfreie, tonangebende deutsche Wissenschaft an der Hochschule festgestellt und zur praktischen Nutzenanwendung für die Allgemeinheit verbreitet — werden dem Kachelofen seine historische Wertschätzung und Beliebtheit auch in der modernen Einrichtung und Heizung unserer Wohnungen bewahren helfen.“ — Daß früher Berlin — dank der vorbildlichen rastlosen Tätigkeit Feilners — Vorort gerade für die Ofenkachelfabrikation war, ist in weitesten Kreisen wohl bekannt. Vergl. im übrigen Monatsblatt XVII S. 493 flg. und XVIII S. 386.

XII. Die 2. Abt. von Jahrgang 65 (1911) des Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg, Redakteur u. M. Professor Dr. E. Geinitz-Rostock wird vorgelegt. Dasselbe ist, wie Sie ersehen, wieder sehr reichlich ausgestattet. Da die Provinz Brandenburg ein noch immer mit Sumpfschildkröten reich ausgestattetes Gebiet ist, so wird es interessieren, daß in Mecklenburg im See bei Teterow in den letzten Jahren wiederholt *Emys europaea* beobachtet worden ist. Im August 1911 fanden Schulkinder im Röthelschen Bach, der in den See einmündet, zwei Exemplare dieser in Mecklenburg ziemlich seltenen Amphibie. — Rittergutsbesitzer Abel-Alten-Sührkow hat *Emys europaea* in den letzten zehn Jahren in mehreren hundert Stück in den Gewässern seines Gutes ausgesetzt, so daß heute auf den Nachbargebieten überall einige Tiere beobachtet wurden. S. 163, vergl. auch Deutsche Tageszeitung vom 2. September 1911.

XIII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. März 1912. Darin S. 195: „Die große Maräne“ von W. Schwarten. Es wird allerlei Interessantes über die schmackhafte, dann und wann auch in den Berliner Fischhandlungen auftauchende große Maräne (*Coregonus lavaretus*) gemacht.

XIV. Eine Schrift: „Die Propaganda des Deutschen Seefischerei-Vereins zur Hebung des Seefischverbrauchs in den Jahren 1908 bis 1912“ wurde mit Rücksicht auf den immer angesichts der Fleischnot noch mehr zu steigenden Seefischkonsum im Auftrage des Präsidiums des Deutschen Seefischereivereins verteilt.

XV. Die von u. M. Herrn Geheimrat Dr. Conwentz herausgegebene, von verschiedenen Sachverständigen verfaßte Schrift über das Naturschutzrevier am Plagesee bei Oderberg i. M. wurde mit Interesse entgegengenommen.

XVI. Desgl. das Prachtwerk betreffend das 25 jährige Jubiläum der berühmten optischen Fabrik von Goerz in Friedenau.

D. Kulturgeschichtliches.

XVII. Die Monatsblätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg. Heft 3, 1912, enthalten u. a. ein Referat des Rektor Bieber über die Schlacht bei Kunersdorf.

XVIII. Hasak: Heimische Dachformen. Berlin 1910. Eine Musterung durch das ganze Gebiet deutscher Zunge, aber mit Berücksichtigung unserer Provinz, namentlich Groß-Berlins. Zahlreiche wohlgelungene Abbildungen fördern das Verständnis dieser heimatkundlichen Studie.

XIX. Niederlausitzer Mitteilungen. Bd. XI, Schlußheft 1910/11. Guben 1912. Viel Interessantes, z. B. Karl Gander: Die Flurnamen des Stadt- und Land-Kreises Guben; Karl Richter: Der Altgubener Weinbau. — Jentsch, Beiträge zur Schul- und Kirchengeschichte Gubens.

XX. Provinzial-Konservator Baurat Richard Dethlefsen (Ostpreußen) eine höchst ansprechende fleißige Arbeit über die Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen.

XXI. Das altberlinische Patrizierhaus der Tabaksfabrikanten-Familie Ermeler, Breite Str. 11, werden wir am 8. Oktober besichtigen. Es ist Ihnen wohl angenehm, wenn ich deshalb Nr. 4 der Bauwelt vom 27. Januar 1912 S. 21 vorlege, woselbst sich eine Abbildung befindet. In dem unter Nr. X erwähnten Kalender und Jahrbuch werden Sie S. 302 bis 306 einen Aufsatz unsers Mitgliedes Fräulein Dr. phil. Hedwig Michaelson „Ein Berliner Patrizierhaus des Rokoko“,

dasselbe Haus betreffend, finden. Die wissenschaftliche Führung wird Frl. Michaelson am 8. Oktober übernehmen.

XXII. Mit Rücksicht auf den bevorstehenden Besuch in Neukölln am 31. d. M. lege ich zur Orientierung schon jetzt mehrere Druckschriften vor: Die Festschrift des Magistrats über die Rathauseinweihung vom 3. Dez. 1908, den Rixdorfer Verwaltungsbericht 1908/09 und die mancherlei Propagandaschriften der Rixdorfer (jetzt Neuköllner) Baugenossenschaft „Ideal“.

XXIII. Unser verehrtes unermüdliches Mitglied Herr Admiralstabssekretär Christoph Voigt, der die Geschichte unserer Marine, des Schiffbauwesens und der brandenburgischen Kolonien durch fortgesetzte Studien aufhellt, hat uns wiederum mit Gaben erfreut.

Da ist zuerst ein Mauerstein aus gelblichem Ton, wahrscheinlich Havelalluvialton aus der Gegend von Havelberg, ausgebrochen aus dem Mauerwerk der von Otto Friedrich von der Gröben erbauten Feste Groß-Friedrichsburg, über welche sich Herr Voigt ausführlich in der Sitzung am 29. Januar 1913 verbreiten wird. Ich habe den rötlichen festen Mörtel untersucht, der aus gebrannten Muscheln der Guinea-Küste hergestellt ist, wie man deutlich erkennen kann. Der Stein ist durch einen Offizier eines unserer Kriegsschiffe an Ort und Stelle herausgebrochen worden. Mauersteine wurden von den niederländischen und von den brandenburgischen Orlogsschiffen als Ballast mitgeführt und in den Kolonien verbraucht. Leider gehört die Küste von Groß-Friedrichsburg seit langem den Engländern. Auch ist von dort ein eisernes kurbrandenburgisches Geschütz für die Zeughaussammlung mitgebracht worden, andere dergl. Kanonen rosten noch jetzt in den in Trümmern liegenden brandenburgischen Schanzen daselbst. Der Stein geht in das Märkische Museum als Geschenk des Herrn Voigt.

XXIV. Ders. legt vor Nr. 1, Jahrg. IV der von Dr. Adrian Mohr herausgegebenen Jugendpost mit der Darstellung der Kaperung des spanischen Schiffes Carolo II. durch ein kurbrandenburgisches Geschwader vor Ostende 1680.

XXV. Den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg entnehmen wir folgende interessante Notizen.

a) Sitzung vom 14. Februar 1912.

Dr. F. Arnheim machte einige Mitteilungen über die Anlage und den Inhalt seiner Arbeit „Der Hof Friedrichs des Großen“, deren erster den Hof des Kronprinzen behandelnder Teil in der von Archivrat Dr. G. Schuster herausgegebenen „Geschichte des Preußischen Hofes“ vor wenigen Wochen erschienen ist. Das Einleitungskapitel charakterisiert kurz das Leben am Hofe Friedrich Wilhelms I., die Eltern und die zahlreichen Geschwister Friedrichs wie auch dessen Verhältnis zu seinem

Vater in der Jugendzeit; letzteres scheint, nach den jetzt zum erstenmal verwerteten Kinderbriefen Wilhelminens von Bayreuth zu schließen, bis etwa 1722 recht herzlich gewesen zu sein. Im zweiten Kapitel werden die Küstriner Tage Friedrichs, sein dortiger Hofstaat, seine damaligen Vorgesetzten und Freunde — darunter, auf Grund archivalischen Materials, der spätere Oberst Christoph Ludwig v. Bardeleben —, die Küstriner Gesellschaft, die Beziehungen Friedrichs zu Frau v. Wreech usw. geschildert. Das nächste Kapitel ist den Ruppiner Regimentskameraden und anderen damaligen militärischen Freunden des kronprinzlichen Regimentschefs, besonders dem bekannten Chevalier Chasot, gewidmet. Hier, wie in den übrigen Kapiteln, sind häufig auch die Familienangehörigen der betreffenden Persönlichkeiten berücksichtigt. Haben doch deren Gemahlinnen bzw. Kinder keineswegs selten eine bevorzugte Stellung innerhalb der preußischen Hofgesellschaft eingenommen, wie denn überhaupt die preußische Hofgeschichte in dieser Zeit durch eine Art „Kontinuität“ besonders gekennzeichnet wird. Das umfangreiche Schlußkapitel berichtet ausführlich über Rheinsberg und über die dortige Tafelrunde. Die einzelnen Unterabschnitte behandeln das Schloß und dessen Umgebung ums Jahr 1740, die Lebensweise des Schloßherrn und seiner Gäste, die gelehrten Militärs Senning und v. Stille, die Jugendfreunde Keyserlingk-Cäsarion und „doctissimus Jordanus“, den Rheinsberger Bayardorden, dessen Charakter und dessen Großmeister Fouqué, den Hofkaplan Des Champs und den Hofmaler Antoine Pesne, den Schloßintendanten v. Knobelsdorff, den stattlichen Rheinsberger Damenkreis, die fürstlichen und ausländischen Besucher Rheinsbergs in der Kronprinzenzeit, die Beziehungen Friedrichs zu den Freimaurern und, im Zusammenhange damit, seinen literarisch feingebildeten Freund, den nachmaligen Freiherrn v. Bielfeld. Ausführliche Quellennachweise zur Erläuterung des Textes finden sich am Schlusse des Buches in einem besonderen Anhang.

b) Sitzung vom 13. März 1912.

1. Herr Professor Krabbo wies kurz auf ein für die ältere brandenburgische Geschichte wichtiges Ergebnis der Arbeit von Johannes Mey, „Zur Kritik Arnolds von Lübeck“ (Leipziger philosophische Dissertation 1912) hin. Danach berichtet Arnold, daß die Dänen bei ihrem Feldzug von 1198 gegen Markgraf Otto II. von Brandenburg die Warnow und nicht, wie man bisher fälschlich las, die Oder hinauffuhren. Damit wird dieser ganze Krieg, der durch brandenburgische Eroberungen im Slawenlande hervorgerufen war, in eine von der bisherigen Annahme völlig verschiedene Gegend verlegt. Früher suchte man den Kriegsschauplatz naturgemäß nahe der Oder, bald in Pommern, bald in Barnim. Der Hauptverfechter der letzteren Annahme, S. Passow, baute vornehmlich auf der bisher falsch überlieferten Angabe Arnolds seine Theorie

von der frühen Besiedlung von Barnim auf, eine Theorie, der jetzt der quellenmäßige Boden entzogen ist. In Wirklichkeit dürfte die Priegnitz das Streitobjekt des Feldzuges von 1198 gewesen sein.

2. Im Anschluß an die Mitteilung des Herrn Professor Krabbo bemerkt Herr Dr. Hoppe folgendes: Ein weiterer Grund gegen die Annahme Passows von der früheren Kolonisierung des Barnim ergibt sich aus der Lösung der Frage, wann das mit dem Barnim eng verknüpfte Kloster Zinna dort auftritt. Eben abgeschlossene Forschungen haben das Resultat gehabt, daß Zinna erst um 1230 dort Einkehr hält, also zu der Zeit, in der man bis auf Passow die Gewinnung des Landes durch die Askanier anzusetzen pflegte. Wenn Passow meint, daß die Tätigkeit der Zinnaer „überhaupt nicht mehr in das Kapitel der Kolonisation gehört“, so ist darauf zu entgegnen, daß die Landesherren Ostdeutschlands nicht erst dann eine Festsetzung der Klöster begünstigten, wenn die Kolonisation beendet war, sondern gerade, wenn sie bewirkt werden sollte.

3. Sodann sprach Herr Archivar Dr. Klinkenborg über das Berliner Mietsedikt von 15. April 1765, durch das der bisher geltende Grundsatz: Kauf bricht Miete aufgehoben und das Gegenteil angeordnet wurde. Es wurde hervorgerufen durch die wüste Häuserspekulation, welche in Berlin nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges Platz griff, und durch die darauffolgende hohe Steigerung der Mietspreise. Der Vortragende wies nach, daß der Generalfiskal d'Anières der geistige Urheber des Edikts ist. —

XXVI. U. M. Herr Redakteur Rudolf Schmidt-Eberswalde hat in der von ihm herausgegebenen Halbmonatsschrift „Aus der Heimat“ 2 Aufsätze veröffentlicht, die ich gern zu Ihrer Berücksichtigung vorlege.

1. in der Nr. vom 1. d. M. „Die Märkischen Rolandsbilder; aus Geschichte und Sage unserer heinfischen Rolandsfiguren“ (lediglich eine Aufzählung) und

2. in der Nr. vom 15. d. M. „Das Askanierschloß Breden. Altes und Neues von einem verschwundenen Werbellinsee-Schloß.“

E. Bildliches, Karten und Pläne.

XXVII. Herr Kustos Rudolf Buchholz, der leider am 1. d. M. aus der von ihm so ungemein ersprießlich geleiteten Verwaltung des Märkischen Museums ausscheidet, legt ein altes Bild vor, welches dem genannten Institut gehört und den sogen. ehemaligen Blutegelpalast in der Potsdamer Vorstadt darstellt. Der Vorsitzende erinnert daran, daß die Blutegelzucht früher in Berlin eine Rolle spielte, wie die beiden künstlichen Blutegelteiche, jeder mit einer Insel inmitten, auf der Westseite der Müllerstraße beweisen, die erst kürzlich infolge der fortschreitenden Bebauung eingeebnet worden sind. Da die jetzige Ärztwelt

nicht viel mehr von örtlichen Blutentziehungen wissen will, so haben jene tierischen „Blutausauger“ ihre übrigens verdienstlich gewesene Rolle ausgespielt.

XXVIII. U. M. Herr Major z. D. Noel macht interessante Mitteilungen über die Quadriga des Brandenburger Tores in Berlin 1807 und 1814. *)

Das Brandenburger Tor wurde in den Jahren 1788 bis 1791 von Gotthard Langhans (1733 bis 1808) erbaut. Er kam 1787 von seinem Heimatlande Schlesien, wo er besonders in Breslau hervorragende Werke geschaffen hatte, nach Berlin und wurde Direktor des Oberhofbauamtes. Von seinen Werken sind noch zu nennen die Kolonaden in der Mohrenstraße, der innere Ausbau des Marmorpalais in Potsdam, Belvedere und Angelhaus im Charlottenburger Park und das Gebäude der Tierarzneischule. Über die ihm beim Bau des Brandenburger Tores zugrunde liegende Idee sagt er selbst in einem Bericht an den König Friedrich Wilhelm III: „Die Lage des Brandenburger Tores ist in ihrer Art ohn-
streitig die schönste von der ganzen Welt, um hiervon gehörig Vorteil zu ziehen, um dem Tore soviel Öffnung zu geben, als möglich ist, habe ich bei dem Bau des neuen Tores, das Stadttor von Athen zum Modell genommen.“ Der Bau kostete rund 500 000 Taler. Das Brandenburger Tor wurde am 6. August 1791 eröffnet.

Die Siegesgöttin mit dem Viergespann ist nach einem Modell von Schadow (1764 bis 1850) von den Gebrüdern Wohlers in Potsdam in Holz gearbeitet worden und wurde danach durch den Kupferschmied Jury in Potsdam in Kupfer getrieben und 1794 vollendet. Die Kosten betragen 20 640 Taler 18 Groschen.

Am 27. Oktober 1806 hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin durch das Brandenburger Tor. Die erhabene Göttin auf der Attika des Brandenburger Tores, die voll ruhiger Hoheit ihre Rosse leitet, hatte die begehrliehen Blicke des französischen Kaisers auf sich gezogen und er beschloß, sie mit anderen geraubten Kunstschatzen nach Paris fortzuführen. Napoleon ließ den Verfertiger der Quadriga, den Kupferschmied Jury, zu sich rufen und beauftragte ihn mit dem Auseinandernehmen. Am 26. November 1806 wurden dem General-Intendanten Denon 6000 Frank für die Arbeiten an der Quadriga angewiesen. Auf dem Wasserwege wurde sie, von Schadow und Jury bewacht, nach Potsdam gebracht. Der riesige Transport des großen Kunstwerks wurde vom Wasser bis in das Jursche Haus am Wilhelmsplatz in Potsdam auf einem Wagen mit 13 Pferden bewerkstelligt. Eine unbeschreibliche Erbitterung durchdrang Berlin bei der Abnahme der Quadriga; jetzt wußte man,

*) Vergl. die von u. M. Dr. Hans Brendickie redigierte Zeitschrift „Die Schnur“ vom 18. Januar 1913, S. 908 folg.

daß man geschlagen war, die Siegesgöttin selbst war weggeführt; wild durchdrang der Grimm besonders die Herzen der niederen Stände.

Aus den in Berlin, Potsdam, Braunschweig, Wolfenbüttel, Cassel und Schwerin geraubten Kunstschatzen wurden zwei Transporte, jeder 100 bis 150 Kisten umfassend, gebildet. Dem ersten Transport gehörte auch die Quadriga an, dieser ging nach dem Rhein und auf diesem entlang durch die Kanäle bis Paris, wo er Mitte Mai 1807 anlangte.

Die in Kisten verpackte Quadriga brachte man nach dem sogenannten „Menus plaisirs“ — ein Gebäude für Hofbelustigungen — im Faubourg-Poissonnière, wo man sie wieder zusammensetzte.

In der Revue militaire „Sabretache“, „Le Quadriga de Berlin à Paris“ Paris 1908, sind die Dokumente der Kosten über die Zusammensetzung veröffentlicht worden. Dieselben belaufen sich in Summa auf über 25000 Frank.

In dem „Menus plaisirs“ blieb sie in einem Bretterschuppen bis nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März 1814 stehen und wurde hier mit Hilfe des gefangenen Sekretärs Napoleons, Palm, ein geborener Hannoveraner, aufgefunden.

König Friedrich Wilhelm III. befahl, daß sie sofort nach Berlin zurückgebracht werden sollte und wurde mit dem Transport Leutnant v. Machui betraut.

Das Auseinandernehmen und Verpacken kostete 6000 Frank. Der Siegeswagen wurde in 15 Kisten verpackt, für deren Fortbewegung sechs der größten Frachtwagen und 52 Pferde nötig waren. v. Machui schloß mit den Pariser Voituriers George Simon & Cochard für den ganzen Transport bis Berlin einen Vertrag. Man kam auf die Summe von 17000 Frank überein, wofür die Fracht bis Berlin geliefert werden sollte. Zur Bedeckung durch Frankreich wurden 40 Mann Infanterie kommandiert. Am 23. April 1814 verließ die Quadriga Paris. Der Transport ging über Compiègne, Noyon, La Fère, Saint Quentin, Beaumont, Brüssel, Löwen, Lüttich, Aachen und Jülich.

Mehrfach waren die Stadttore zu eng, um die turmhoch bepackten Wagen durchzulassen, sie mußten sogar an einigen Orten niedergelassen werden, so z. B. in Tirlemont, St. Troude, Löwen und Aachen.

Am 11. Mai traf der Transport am Rhein bei Düsseldorf ein und wurde mit sechs Fähren übergesetzt. Der Einzug in Düsseldorf, der ersten Stadt auf dem rechten Rheinufer, war besonders festlich, er wurde mit Glockengeläut und Kanonenschüssen empfangen. Der General-Gouverneur Fürst Solms und der Stadt-Kommandant Baron v. Langen sowie der Magistrat und die Garnison empfingen das teure Pfand wiedererrungenen preußischen Ruhmes. Man fuhr die Wagen nach dem Karlsplatze, wo sie für die Nacht aufgestellt wurden.

Von Düsseldorf ging die Fahrt über Elberfeld, Hamm, Soest, Lippstadt, Bielefeld, Herford nach Minden, überall von den Ortsvorständen, Predigern, weißgekleideten Jungfrauen, Blumen, Kränzen und Ehrenporten begrüßt. In Minden waren die Festungstore zu niedrig, und da man die Stadt nicht passieren konnte, so setzte man die Wagen bei der Porta Westfalica über die Weser. Von hier ging der Transport über Bückeberg nach Hannover, wo man drei Tage bleiben mußte, um die beschädigten Wagen wiederherzustellen.

Auf dem Wege bis Hannover waren schon die Wagen mit Kränzen, Girlanden und Inschriften vollständig bedeckt; hier in Hannover wurden diese Beweise der Freude so zahlreich, daß buchstäblich kein Fleckchen mehr übrig blieb, um noch etwas anzubringen. Der Buchhändler Pockwitz schrieb alle Gedichte, Inschriften und Denksprüche ab und veröffentlichte sie in einem Heft von 44 Seiten. Von Hannover ging der Transport über Braunschweig nach Schönebeck an der Elbe, die ebenfalls auf Fahren passiert wurde; hier erhielt der Transportführer den Befehl, nach dem Jagdschloß Grunewald zu fahren. Bei Werder an der Havel hatte sich der Kupferschmied Jury dem Transport zugesellt, Freudentränen entströmten seinen Augen, wurde es ihm doch nun zur Gewißheit, sein Meisterstück auf dem Brandenburger Tor wieder prangen zu sehen.

Vor Potsdam, am heutigen Wildpark, wurde der Wagenzug von der Prinzessin Charlotte, späteren Kaiserin von Rußland, mit ihren Geschwistern begrüßt. Auch die Prinzen und Prinzessinen schmückten die Wagen mit Kränzen.

Am 14. Juni langte die Quadriga im Jagdschlosse Grunewald an, wo der Ober-Forstmeister v. Schenk und der Ober-Baurat Moser als Kommissarien den Transport übernahmen, die Auspackung leiteten und die Wiederaufstellung auf dem Brandenburger Tor besorgten.

Beim Einzug der Truppen am 7. August 1814 wurde dann die Quadriga unter dem Jubel der Berliner wieder enthüllt. Den Speer der Viktoria hatte man mit dem Eisernen Kreuz, umgeben von einem Eichenkranz, geschmückt.

Vielfach ist die Ansicht vertreten, die Quadriga hätte früher so gestanden, daß die Pferde mit den Köpfen nach dem Tiergarten sahen und bei der Rückkehr aus Paris hätte man ihr erst die heutige Stellung, Front nach den „Linden“, gegeben, damit der Siegeswagen nach Berlin hinein- und nicht hinausfahre. Dies ist auf das bestimmteste als Sage zu bezeichnen. Daß sie auch früher schon dieselbe Stellung wie heute einnahm, dafür haben wir folgende Belege:

1. Eine Zeichnung des jüngeren Lütke, auf Kupfer gebracht von D. Berger. „Das Brandenburger Thor im Jahre 1797“, abgebildet im: „Der Bär“, Illustrierte Berliner Wochenschrift, Jahrgang XII, Berlin 1886, Seite 376.

2. Allegorisches Erinnerungsblatt an die Doppelhochzeit am preußischen Königshofe im Jahre 1791. — Am 29. September heiratete die älteste Tochter des Königs, die Prinzessin Friederike, Charlotte Ulrike Catharina (geb. 1767, gest. 1820) den Herzog Friedrich von York und Albany, während die jüngere Schwester Friederike Louise Wilhelmine (geb. 1774, gest. 1837) zwei Tage darauf dem Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Nassau-Oranien, späteren König Wilhelm I. der Niederlande verbunden wurde. — Dieses Erinnerungsblatt ist ebenfalls im „Der Bär“, Jahrgang XII, Berlin 1886, Seite 596, abgedruckt.

Auf beiden Zeichnungen stehen die Pferde der Quadriga nach den „Linden“, also wie heute.

Auch auf einem französischen Kupferstich, der den Einzug Napoleons in Berlin 1806 darstellt, stehen die Pferde ebenfalls mit den Köpfen nach den „Linden“.

Ferner wird auch berichtet, daß in der Nacht vom 14. bis 15. August ein heftiges Unwetter die an dem Speer der Viktoria befestigten Trophäen, als römischer Helm, Panzer, Schild und Schwert, herabgestürzt und auf dem Straßenpflaster zerschmettert hätte und daß man diesen Vorgang als ein böses Omen bezeichnete. Diese sich im Volksmunde bis auf den heutigen Tag erhaltene Überlieferung ist ebenfalls als Sage zu bezeichnen. Ob diese angeführten Trophäen überhaupt einmal vorhanden gewesen sind, ist höchst zweifelhaft. Die Abbildung des Brandenburger Tores aus dem Jahre 1797 läßt deutlich erkennen, daß keine Trophäen an dem Speer angebracht waren.

XXIX. Zum Schluß hielt Herr Privatdozent Dr. Eduard Hahn einen kürzeren Vortrag über den alten Berliner Colerus als Landwirt und Hausvater unter Vorlegung der verschiedenen Druckschriften des seinerzeit hochgeschätzten Volkswirts.

XXX. Nach der Sitzung freie Vereinigung im Admiralssaal des Marinehauses.

Kleine Mitteilungen.

Totenhymnen von deutschen Friedhöfen.

Von R. Jülicher-Neukölln.

Schon einmal bot ich den Mitgliedern der Brandenburgia eine Auswahl aus den Hunderten von meinen Wanderungen durch Deutschlands schöne Gauen mitgebrachten Grabschriften, und da ich diesen Sommer besonders reiche Ernte dieser Art auf deutschen Totenhöfen einheimen durfte, bitte ich um freundliches Gehör für die folgenden Mitteilungen, besonders aus

Hannover und Hessen. Ich kann aus langjähriger Erfahrung bezeugen, daß das Wort aus Fontane: „Grabsteine lesen nimmt das Gedächtnis“, diesen Schrecken in der Tat nicht in sich birgt.

Beginnen wir wiederum mit dem Nächstliegenden, unserer Mark.

Auf dem zweitjüngsten der Neuköllner Friedhöfe lesen wir auf dem Denkmal eines 15 jährigen Mädchleins:

Zu unsrer Freude blühtest du,
Der holden Lilie gleich; —
Da gingst du ein zur sel'gen Ruh
ins ew'ge Himmelreich.

Als ich mit meinem Wanderverein zum erstenmal den Truppenübungsplatz Döberitz besuchte, fanden wir auf dem stillen Friedhof des verlassenen Dörfleins die rührende Inschrift auf einem Grabe:

Fried' umfängt Dich, Ruh und Kühle
nach des Erdenlebens Schwüle.

Zu Mechtshausen bei Seesen am Harz, wo an der Braunschweiger Grenze Wilhelm Busch seinen heiteren Zeichenstift für immer niedergelegt hat, fand ich unter andern diese beiden schönen Grabsprüche:

Wer Christi Kreuz hier fromm getragen,
Den hebt es sanft zum Himmel auf

und

Selig sind die Himmelserben,
so auch Kinder fromm und gut,
die im zarten Alter sterben,
ruhen sanft in Gottes Hut.

An der Friedhofsmauer des reizenden hessischen Städtchens Hersfeld mit der wunderbaren Stiftskirchenruine steht mit der Jahreszahl 1666 der entsagungsvolle Spruch:

Pulvis et umbra sumus,
Pulvis nihil est nisi fumus
Sed nihil est fumus;
Nos nihil ergo sumus.

(Staub und Schatten sind wir,
Staub ist nichts als Rauch,
Aber Rauch ist nichts;
Also sind wir nichts.)

Ebendort steht mit dem Datum 1592, 26. Mai zu lesen:

Vos, qui transitis, meliores
nostri quoque sitis;
quod sumus, hoc eritis
fuimus quando, quod estis.

(Eine ernste Mahnung: Ihr, die ihr hier vorübergeht, seid nicht besser als wir; was wir sind, werdet ihr sein; wir waren, was ihr jetzt seid.)

Um vorläufig noch im Hessenlande zu bleiben, begeben wir uns im Geiste wieder auf die zu beiden Seiten der Straße nach Bachrain liegenden Totenhöfe der alten Bonifaziusstadt Fulda, wo merkwürdigerweise schon seit langer Zeit Protestanten und Katholiken friedlich nebeneinander — in gleicher Erde bestattet — ruhen.

Da heißt es kurz und schön auf einem Grabe: Hier Dunkel, dort Licht. Einem verstorbenen Ober-Telegraphensekretär ruft seine Witwe nach:

Wiedersehen wirst du, wiederfinden
das entschlafne gleichgesinnte Herz;
denn die Bande, die an Seelen binden
gleichgesinnte Seelen, bricht kein Todesschmerz.

An die Gemütsrichtung des Zeitalters vor 100 Jahren erinnert deutlich dieser Vers:

Dir eilt' ich zu, des Weltgeräusches müde,
Wo durch den Hain die Abendröte bebt,
Altar der Hoffnung, wo des Himmels Friede
Auf Seraphsflügeln schwebt.

Dem Senator Knips, der 1805 im Alter von 47 Jahren verblich, wird auf dem an die von beiden Konfessionen benutzte Friedhofskapelle gelehnten Denkstein nachgerufen:

Sein Leben ist ein Fragment, welches das übrige hat
wünschen lassen, dessen ein früher Tod seine Kinder
beraubt hat.

An die Schmalseite genannter Kapelle lehnt sich ein anderer Denkstein, dessen Schrift lautet:

Dies Denkmal der Liebe widmet der hiesige Handels-
mann Höfling seiner unvergeßlichen Gattin Hildegard,
1805 im 33. Jahre ihres Lebens im Herrn entschlafen.
Geschätzt von allen, die sie kannten,
Beweint von ihren Anverwandten
Ward sie des Todes früher Raub.

Doch nein, sie lebet noch, sie lebet dort im Frieden
des Himmels, den sie schon hier im Herzen trug.
Verehrt ihren Staub. —

. . . Adelheid Taciono † 1791, Gattin und Mutter, geschätzt als wahre Christin, geschätzt von jedem als echte Menschenfreundin, verklärt mit ihrem Schöpfer, lebt sie im dankbaren Andenken ihres Kindes und Gatten. —

Stadtpfarrer und geistlicher Rat Trapp ein frommer Priester, treuer Diener der Kirche, liebevoller Hirt seiner Herde, Freund der Jugend, Wohltäter der Armen, geschätzt und geliebt von allen, die ihn kannten.

Anna Margarete Kramerin, † 1808 gebar ihrem ersten Manne Joseph Axt zu Fulda 8 männliche und 5 weibliche Kinder; ihrem zweiten Manne Dielemann 4 männliche, 2 weibliche Kinder. Dazu der Spruch: Ruth 3. Kapitel: Es ist eine stadtkundige Sache, daß Du ein tugendsames Weib bist.

Dompfarrer Schmitt: Mein lieber Christ, ich bitte Dich, bete für mich.

Wenden wir uns nach dem Hannoverlande, da bietet sich eine reiche Auswahl zuerst auf dem jetzt geschlossenen Nikolaifriedhof mitten in der Hauptstadt Hannover.

Da heißt es auf einem hohen Grabstein: Gewidmet von seiner tief-betrübten Gattin und Kindern:

Ruhe sanft, Du treuer Gatte und Vater,
 schlummre sanft in des Grabes Nacht,
 Bis auch uns die Stunde rufet,
 Einzugeh'n zur ew'gen Pracht.
 Wohl, Du hast es überstanden,
 Siehst die Früchte Deiner Saat,
 Erntest in verklärten Landen
 Nun den Lohn der guten Tat.
 Ach, und die zu Freuden Dir erkoren,
 Fühlen erst, was sie in Dir verloren.

Einem zu Brandenburg a/H. geborenen jung verstorbenen Handlungs-beflissenen haben auf hohem Kalksteinobelisk seine Angehörigen folgende Grabschrift gewidmet:

Früh schon nahm den Verklärten die ernste Weisheit
 zum Schüler, daß er suchte und fand lautere Wahrheit
 und Licht. Segnend bot ihm die Stärke, liebend die
 Schönheit die Rechte, und freundlicher Sinn führte
 den tätigen Geist. Wohl ihm daher, daß nun zum
 Lohne der Arbeit seiner jetzt mehr Schönes harrt als
 ein verfinsterndes Grab.

An der alten Ägidienkirche (mit dem 104 m hohen höchsten Turm der Stadt) belehrt uns ein altes Steinepitaph über den Tod des Pfarrers Langhans † 1779 (ebenfalls eines Märkers) mit folgenden sinnigen Versen:

Froh legt' er seine Bürde nieder;
 Sein Leib war Staub,
 Staub sei er wieder,
 Um schöner wieder aufzusteh'n.
 Verklärt wird ihn sein Gott beleben,
 Mit seinem eignen Fleisch umgeben,
 Wird er nun seinen Heiland seh'n.
 Sein Ende kam; zu Gottes Throne
 Entfloh sein Geist nach seiner Krone,
 Sein schwacher Leib zu seiner Ruh.
 So eilt ein Held nach langem Streite
 Dem Ruhm des Siegs, dem Glück der Beute
 Belohnt als Überwinder zu.

Auf dem gleichfalls geschlossenen neustädtischen Friedhof der Stadt Hannover fand ich zweimal den echt rationalistischen Vers:

Wohl dem, der auf der Welt
 So seine Rolle spielt, (! !)
 Daß, wenn der Vorhang fällt,
 Er keine Reue fühlt.

Einem 4jährigen kleinen Mädchen rufen ihre trauernden Eltern nach:
 „Den einzigen Kummer, den sie uns bereitete, war ihr früher Tod“.

Dem 1820 verstorbenen Oberjägermeister Friedr. v. Voß setzte man folgende Worte auf den Steintumulus:

Im Herzen wahr und wahr im Leben, stets seinem
 Gotte treu von ganzer Seele und seinem König treu,
 auch ohne Wandel zu wandelbarster Zeit — ein Gatte
 und ein Vater, an Liebe reich und reich an Opferung,
 ein Freund bewährt in der Not.

An einer Schmalseite liest man:

Wie mit Adel der Abkunft der Seelenadel sich eint,
 hat der Entschlafene herrlich bewiesen in Wort und Tat.

Interessant ist auch diese Inschrift:

Gleich der Lilie im Abendrot sinken blasse Leichname
 hin zur Ruhe. Freunde weinen um die schöne Hülle,
 und die Liebe schließt das Grabmal. Doch geliebt,
 beweint von hinnen geh'n, ist des Menschen schönes,
 letztes Los. Bald verwittert in dem Sturm der Zeiten
 jedes Denkmal, das die Kunst erhob.

Nahe dabei lesen wir den Vers, der so stolze Zuversicht ausdrückt:

Unsere Hülle wird zertrümmert,
 Und die freie Seele schimmert
 Zu der hohen Geister Chor
 Immer herrlicher empor.

Ein 1862 verstorbener Weinhändler spricht von seinem Grabstein selbst zu uns:

In stetem Fleiß sich Gott ergeben
 Und ewig Glück in Hoffnung sehn,
 Das ist der Weg zum bessern Leben,
 Den liebest Du, o Gott, mich gehn.
 Drum leg ich meinen Wanderstab
 An dieses Grabes Hügel ab.

Auf dem akazienbeschatteten Totenhof bei der Gartenkirche in Hannover schlummert der ganze hohe Welfenadel, dessen wir nach den teilweise riesengroßen Denkmälern 18 Familien zählten. Auf dem Grabmal der Brüder August und Georg von Beaulieu lesen wir:

Wer die hoffnungsvollen Männer kannte, beweint ihren
 zu frühen Verlust für diese Welt. Gott wird euch
 guten Menschen dort ewig lohnen.

Auf dem riesigen Grabsteinbau des Denkmals für Claus v. der Decken, Kgl. großbritannischer und hannoverscher Staatsminister, † 1826 (und dessen Frau) steht geschrieben:

Im Leben unaussprechlich geliebt, im Scheiden tief
 betrauert, nie vergessen, stets vermißt, schlummern sie
 hier. Wir weinen um die Toten, aber wir denken der
 Seligen, und die Klage wird Anbetung.

Am Grabe eines 1824 verstorbenen Steuer- und Konsistorialrats wird uns zugerufen:

Wanderer, du stehst vor einem Grabe, welches die sterbliche Hülle eines edlen Mannes, eines treuen Gatten und Vaters umschließt, und sein Bild steht vor dir mit dem Wort: Tue recht und scheue niemand!

Eine junge Witwe ruft ihrem toten Gatten nach:

Einem geliebten Gatten. Nach 2 $\frac{1}{2}$ jährigem ungetrübten Glücks betrückte er zum erstenmal durch seinen Tod die trauernd Zurückgebliebene.

Unsere ganze Teilnahme wird aber erweckt, wenn wir an den drei Seiten eines alten Denkmals folgende Inschriften lesen:

Hier begruben trostlose Eltern in einem Monat drei geliebte Söhne. Rätselhaft sind die Wege des Herrn. —

Ehern ist das Menschenherz!
Foltern, die die Seele spalten,
Hat es dreifach ausgehalten,
Und doch brach es nicht vor Schmerz.

Will das Schicksal unsere Kraft erproben,
Raubt es uns das beste Erdengut;
Doch verliere drum nicht deinen Mut:
Richte deinen Tränenblick nach oben.

Etwas philosophisch klingt die letzte Inschrift, die wir von diesem Orte mitteilen wollen:

Heil dem Christen! Hinter ihm liegt die versöhnende Vergangenheit, vor ihm die stille, heitere Zukunft, über ihm der segnende Himmel.

Noch besuchte ich den neuen Friedhof der Rattenfängerstadt Hameln, Da konnte ich nur wenige Grabsprüche sammeln; teile davon aber die folgenden mit: (Eine Bäckerfamilie:)

Wo Glaube, Liebe, Hoffnung weilen,
Jedes Schmerzes Wunden heilen.

So steht auf ihrem Grabe, während das seinige die Worte zeigt:

Was man geliebt, läßt nimmer sich vergessen.

Daneben ruft man einer Mutter nach:

Muttersorg' und treue Liebe
Füllten alle ihre Triebe
Und ihr frommes Herz.
Kinderzucht war ihr Bestreben,
Doch sie sollte nicht länger leben;
Groß ist unser Schmerz!

Ein Witwer stiftet seiner Vorausgegangenen diese wehmütigen Worte:
 Ein edles Gemüt beseelte diese Hülle; mit ihr erstarb
 mein Glück, doch meine Liebe nie.

Schließlich der kurze Ausdruck froher Hoffnung:

Über den Sternen blüht uns ein Wiedersehen.

Zum Schluß dieses recht ernstern Teiles möchte ich hier eine herrliche Inschrift mitteilen, die ich kürzlich in Adolf Stahrs schönem Buche „Ein Jahr in Italien“ fand. Ein italienischer Herzog widmete seiner jungverstorbenen Gemahlin zu Neapel diese Worte:

Hier schläft Viktoria Morrello, der das Leben lieb war
 und die den Tod nicht scheute, weil sie sich geliebt
 auf Erden, und im Himmel erwartet wußte.

Wie aber im bunten Leben oft das Lächerliche hart neben dem Erhabenen steht, so ist das auch gerade oft auf den Friedhöfen der Fall. Eine Dame, der ich einige interessante Denkmäler auf Hannovers Gartenkirchhof zeigte, teilte mir dankbarlich dafür eine Inschrift mit vom Totenhof in Clausthal. Da steht boshafterweise auf dem Grabstein eines Arztes zu lesen:

Hier ruht der Doktor Hase,
 Und die um ihn im Grase
 Hier neben liegen,
 Verdanken ihm auch dies Vergnügen.

Zwei andere Grabsteine aber, beide von riesigem Format, deren Aufschrift mehr oder minder freiwilligen Humor zeigt, habe ich mehrmals auf dem schon erwähnten Neustädtischen Friedhof zu Hannover betrachtet.

Ein Relief in Lebensgröße zeigt das etwas verwiterte Bild einer Jungfrau, deren übermäßig schmale Taille es erklärt, daß man in Hannover behauptet, sie sei an den Folgen des zu engen Schnürens gestorben. Dabei steht auf der Rückseite dieser lange Text zu lesen:

Wundere dich nicht, daß auch Jungfrauen, die bei Gott und den Alten privilegiert sein, bei dem Tode nichts voraus haben, indem die wohledle und tugendbelobte Jungfer Anna Margarete Borcherdings, Herr Johann Albrecht B.s jüngste Jungfer Tochter, als sie 1701 den 5. Dezember geboren war und in allen christlichen und dem jungfräulichen Stande anständigen Tugenden erzogen, obgleich gegen Gott fromm, gegen sich still, gegen ihren Nächsten eingezogen, dennoch den 14. September 1726 so frühzeitig das Sterbliche hat segnen müssen.

Ganz drollig ist aber der gewählte Spruch an einem Medaillon zu Füßen der Figur, nämlich Offenbar. 14, 4, dessen Schlußteil den eigentlichen Sinn ergibt, dessen Anfang aber eben so komisch wirkt. Die Bibelstelle lautet nämlich wörtlich:

Dies sind die, die sich nicht mit Weibern befleckt haben; sie sind jungfräulich!

Ihr unmittelbares Gegenüber ist der „Riese von Hannover“, ein himmelhoher glockenförmiger senkrecht stehender Kalkstein, der in vertieft eingeritzten Linien das lebensgroße, und lebensvolle Bildnis des Toten zeigt in der charakteristischen Tracht eines vornehmen Mannes jener Zeit. Wir lesen auf der dem Hügel zugewendeten Seite:

Anno Christi 1632 im Monat Junio ist Christoph Münstermann in Dorf Farlosen, Amts Münster auf diese Welt geboren und Anno 1676 den 9. August zu Hannover in Gott sehlich verschieden und ahier begraben. Seines Alters 44 Jahre 2 Monate. Seine Länge ist gewesen 4 Ellen 6 Zoll, wie gegenwärtiger Abris auf der andern Seiten mit mehrerem kundtut.

Er ist fürwahr eine Riesengestalt gewesen.

Zum Kapitel der Bauopfer teilt u. M. Herr Redakteur Rudolf Schmidt uns aus Eberswalde folgendes mit:

Der versteinerte Kater. Im jetzigen Gasthause „Zum Löwen“ (Besitzer: Arnold Mertens) in der Breiten Straße, der früheren Schieleschen Brauerei (sogen. Treppenschiele), wurde vor einigen Tagen ein interessanter Fund gemacht. In dem Hause werden gegenwärtig Umbauten vorgenommen, wobei einzelne Mauerteile gänzlich herausgenommen wurden. Derjenige Teil des Hauses, der gegenwärtig verändert wird, ist nachweislich etwa 250 Jahre alt. Als die Maurer die Wand abrissen, fiel ihnen aus einem Hohlraum in dieser Wand ein versteinertes Tier entgegen. Die Untersuchung ergab, daß das Tier ein Kater, der vollständig versteinert ist, war. Der Fund wurde heute dem „Museum für Heimatkunde“ zugeführt, und zwar deshalb, weil er ein Dokument für einen alten Aberglauben bildet.

Es handelt sich hier um ein sogen. Bauopfer. Man pflegte im Mittelalter nach einem weitverbreiteten Aberglauben, um dem Gebäude Festigkeit zu verleihen und dessen Bewohner vor Unheil zu schützen, ein lebendiges Tier einzumauern. Damit im Zusammenhang stehen die Bauopfer, mit denen man den Teufel betrog, wenn er bei einem Bau geholfen hatte. Statt der versprochenen Menschenseele erhielt er dann einen Hahn, einen Hund oder eine Katze. Gewöhnlich wurde nämlich abgemacht, er solle das erste Wesen, das den neuen Bau betreten würde, als Preis erhalten. Dann trieb man ein Tier hinein und öffnete auf diese Weise den „dummen Teufel“.

Daß also dieser Aberglaube auch in Eberswalde gang und gäbe war, ist durch diesen Fund festgestellt. Wir hatten im Jahre 1907 an dieser Stelle von einem gleichen Bauopfer Mitteilung gemacht, daß beim Bau des Halbbauer Lieseschen Hauses in Klobbicke gefunden worden war. Als man die Fundamente dieses Hauses, des sogenannten alten Schlosses, bloßlegte, fand man in einer eingemauerten Zelle ein früh mittelalterliches Tongefäß, in welchem man Knochenteile und Haare entdeckte. Man hatte also auch hier beim Bau des Schlosses ein lebendiges Tier eingemauert, wie das im Mittelalter üblich war, der gleiche Vorgang, den man jetzt auch hier in Eberswalde festgestellt hat. — Vergl. auch Eberswalder Zeitung vom 30. März 1912.

Bürgermeister Tschech. Am 14. Dezember 1912 brachte der Spandauer „Anzeiger für das Havelland“ in seinem Geschichtskalender die Mitteilung, daß an demselben Tage vor 68 Jahren (1844) der Bürgermeister von Storkow i. Mark, Tschech, zu Spandau öffentlich hingerichtet worden sei, nachdem er wegen des gegen den König Friedrich Wilhelm IV. verübten Attentates zum Tode verurteilt worden war. Hieran knüpfen sich einige Erinnerungen, die mir im Gedächtnis geblieben sind, indem ich von meinen Eltern als auch von anderen Personen, die zu der Zeit lebten und von denen auch einige der Hinrichtung, die damals auf dem früheren Galgenberg (heut Hochgerichtsstraße) im Stadtteil Klosterfelde stattfand, beigewohnt hatten, davon habe erzählen hören, und die ich hier mitteilen möchte.

Als der Delinquent das Schaffot betreten hatte, wurde ihm eine Allerhöchste Kabinettsorder mitgeteilt, wonach Sr. Majestät ihn begnadigen wolle, wenn er öffentlich erkläre, daß es ihm leid tue und er Reue darüber fühle, das Attentat begangen zu haben. — Tschech antwortete frech: „Nein, meine Herren, es tut mir leid, daß ich ihn nicht getroffen habe!“

Sofort ergriffen ihn die Gehilfen des Scharfrichters unter Trommelwirbel der Truppen, um ihn an den Hinrichtungsblock festzuschlagen. Jedenfalls hatte man dabei ein Versehen begangen, so daß man die Riemen, mit denen er festgeschnallt war, nochmals lösen mußte. Sowie nun der Delinquent Luft spürte, rief er: „Ich bitte, meine Herren, machen Sie nicht so lange!“ Nachdem er nun gehörig gefesselt war, fiel sein Haupt unter dem Beil des Scharfrichters. —

Ich möchte hierbei noch erwähnen, daß seit dem Jahre 1841 alle in Berlin und Potsdam zum Tode verurteilten Verbrecher in Spandau hingerichtet wurden. Zum Schluß möchte ich noch ein damals im Umlauf gewesenes Spottgedicht erwähnen, das also lautete:

„Kein Mensch war wohl je so frech,
Als der Bürgermeister Tschech!
Denn er schoß in voller Wut
Unserm König durch den Hut,
Und der guten Landesmutter
Schoß er durch das Mantelfutter.“

Alexius Schwerts.

Eine märkische Zauberbibel. In das Reich des krassesten Aberglaubens führte eine Verhandlung, die am 2. November 1912 die 5. Strafkammer des Landgerichts II beschäftigte. Angeklagt wegen Beleidigung war die Hauseigentümerin Frau Adelheid G. aus Bohnsdorf. Als Kläger trat der Schlichtermeister Schn. auf. In dem Dörfchen Bohnsdorf bei Grünau wurden vor einiger Zeit zahlreiche Viehdiebstähle verübt, die trotz eifrigster Nachforschungen nicht aufzuklären waren. Als alles erfolglos war, befragte die Angeklagte ihre „Zauberbibel“, die sich in ihrer Familie von Generation zu Generation vererbt hatte und von ihr wie ein Heiligtum verehrt wurde. Diese Bibel, die die Angeklagte zu der Verhandlung als Beweisstück mit-

gebracht hatte, war ein vergilbtes, altes Exemplar, das von außen mit einem blauen Seidenbändchen umwickelt war. Zwischen den Blättern steckte ein Schlüssel, der von dem Seidenband festgehalten wurde. Wie die Angeklagte vor Gericht erklärte, sei sie mit Hilfe dieser Bibel imstande, die Zukunft voranzusehen, insbesondere auch bei begangenen Straftaten die Täter zu ermitteln. Als die Polizei den Diebstählen machtlos gegenüberstand, habe sie ihre Bibel zu Rate gezogen und die Namen sämtlicher in Frage kommenden Ortseinwohner vor sich hergesagt. Bei dem Namen des Schlichtermeisters seien plötzlich ihre Fingerspitzen wie von einer geheimnisvollen Macht auseinandergesogen worden, und die Bibel fiel zur Erde. Dies bilde für sie das „Bejahungszeichen“. Sie sei auch heute noch der Überzeugung, daß Schn. als Täter in Frage komme. Natürlich hatte es sich in dem Dorfe bald herumgesprochen, daß die „wahrsagende Bibel“ den jetzigen Kläger als Dieb bezeichnet hatte. Da hierdurch der heimlichen Verleumdung Tor und Tür geöffnet wurde, sah sich Schn. genötigt, gegen die Besitzerin der Zauberbibel gerichtlich vorzugehen. Das Schöffengericht Cöpenick sprach sie frei, wogegen der Kläger Berufung einlegte. Auf Antrag des Verteidigers R.-A. Rothe wurde der Angeklagten zum Beweise ihrer Gutgläubigkeit gestattet, jenes Experiment mit der Zauberbibel im Gerichtssaale vorzuführen. Die abergläubische Frau murmelte, vor dem Zeugentisch stehend, eine Reihe von Namen vor sich her, und als sie den Namen des Klägers aussprach, fiel die Bibel, vermutlich durch Auslösung eines bestimmten Reflexes, der sich den Handnerven mitteilte, zur Erde. — Das Gericht billigte der Angeklagten zu, daß sie an das „Wunder“ ihrer Bibel geglaubt habe. Immerhin enthalte jene Verdächtigung, die völlig grundlos sei, den Tatbestand einer schweren Beleidigung. Mit Rücksicht auf die ganze Sachlage lautete das Urteil jedoch nur auf zehn Mark. — Diese Nachricht, die wir dem B. L. A. entnehmen, ist volkscundlich deshalb wichtig, weil sie nicht auf bloßem Hörensagen, sondern auf genauer gerichtlicher Feststellung beruht.

Die große Fischer-Nadel. Eine Umfrage von E. Lemke. In verschiedenen Museen, so auch im Märkischen Museum zu Berlin, treffen wir gewaltige Nadeln an, deren Deutung noch nicht feststeht. Das April-Heft (1912) der „Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg“ enthält einen Hinweis, den ich gern als Umfrage hier zur Sprache brächte.

Herr Professor Dr. Eckstein erwähnte in seinem am 3. Dezember 1911 zu Cöpenick gehaltenen Vortrage die alte Lade der dortigen Fischer, in der die Jahrhunderte alten Urkunden aufbewahrt wurden, und beschrieb auch Einiges von dem sonstigen Inhalt der Lade. (Seite 7). „Dann die große Nadel. Zum Netzestriicken war sie nicht; die Maschen wären zu groß geworden, um Fische zu fangen. Sie hatte einen anderen Zweck. An ihr wurde die schriftliche Einladung befestigt, welche die Fischer zur Versammlung einlud, wenn wichtige Dinge zu beraten waren. Der Kietzer Schulze stellte die Nadel dem Nächstwohnenden an die Haustür; der las,

was geschrieben stand, und trug die Nadel weiter. Diese Art, Versammlungen einzuberufen, hat sich zur Zeit der Postkarte und des Telephons überlebt.“

Es ist überflüssig, an die vielen Formen von Schulzenstäben zu erinnern, die einst gebräuchlich waren. G. E. S. Hennig (Preußisches Wörterbuch; Königsberg, 1785) leitet die Bezeichnung „Kriwule“ für den aus einer stark verwachsenen Baumwurzel hergestellten Schulzenstab von dem Krummstab her, den der Kriwe (Oberpriester der heidnischen Preußen) zum Zeichen seiner Würde führte, und berichtet: wie die zur Nachrichten-Bestellung benutzte Kriwule (nach Anklopfen) an die Thür des Nachbarn gelehnt wurde. — In der Kassubei hieß solch' Holz u. A. Knagel, in der Gegend von Stuhm Wpr. Kula, in einigen Gegenden Ostpreußens die Kull, in Masuren kulas, im Polnischen kula (koło = um, Rad) und kluka. — Im Wendischen?

Nun wären Namen der Fischer-Nadel, weitere Angaben über deren Gebrauch und auch Meinungsabgabe von Seiten der Verwaltungen jener Museen recht dankenswert, in deren Besitz auffallend große, noch unsicher gedeutete Nadeln vorhanden sind.

Impfzeichen. Die wiedergeimpften Kinder pflegen als sichtbare Bitte um Schonung auf dem betr. Ärmel ein Warnungszeichen anzubringen. Gewöhnlich ist es von roter, seltener von blauer Farbe. Die Form dieser Zeichen wechselt. Am häufigsten sind die nachstehend aufgeführten. Auch sie wurden vom Berliner Witz nicht verschont. Ihren Trägern ruft unsere Jugend zu:

- | : Laternenstecker!
- : Balkenträger!
- + : Kreuzdämlich! (Vor ca. 25 Jahren war dies Zeichen allein gebräuchlich. Der Zuruf war unbekannt.) Gegenruf: „Ick habe't Kreuz, und du bist dämlich!“
- : Sternkieker!
- ∧ : Affe, Bergsteiger!
- ∨ : (eigentlich: Vorsicht!). Verrückt!
- × : Viermal Verrückt!

Das Zeichen der Mädchen, eine um den Ärmel gebundene Schleife, wagt nur selten ein Knabe zu tragen. Er verfällt dann dem rücksichtslosesten Spotte beider Geschlechter. Ihm wird zugerufen: „Jummipuppe!“ (-Mädchen). Ein Vorwurf, der einen richtigen Berliner Jungen tief kränkt. — Manche legen gar kein Zeichen an. Sie ertragen lieber unsanfte Berührungen, als daß sie sich in den dauernden Spott fügen. Bernhard Schmidt.

Fragekasten.

Berliner Exerzierhäuser. Das kürzlich abgebrochene Exerzierhaus am Prenzlauer Tor wurde c. 1830 erbaut und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die beiden Adler aus derselben Zeit stammen. — In einem 1831 in Berlin anonym im Verlage von W. Natorff & Co. erschienenen Buche: „Berlin wie es ist“, heißt es S. 106, wo von militärischen Gebäuden die Rede ist: „Hierher gehören zuerst die neuen Exerzierhäuser, die äußerlich und innerlich ein imposantes Ansehn haben und mit großen Kosten aufgeführt worden sind. Jedes dieser neuen Exerzierhäuser, die sämtlich ihr Entstehen den letzten drei Jahren verdanken, hat so viel Raum, daß 4–600 Mann darin ihre Übungen vornehmen können“. Die darauf folgende Aufzählung nennt die drei Häuser Karlstr. 12 (heute Nr. 12), Schäfergasse (heute Kaiser Franz-Grenadierplatz 9/10) und das am Prenzlauer Tor, um das es sich hier handelt. Die beiden erst erwähnten wurden, das eine für das zweite Garde-Regiment zu Fuß, das andre für das Franz-Grenadier Regiment und Garde-Schützenbataillon erbaut. Das hier in Frage stehende war für das Alexander-Grenadier Regiment bestimmt, für das es auch bis zum Abbruch verwendet worden ist. In einem Buch derselben Zeit, dem „Geschichtlich-statistisch-typographischen Taschenbuch Berlins von I. G. A. Ludwig Helling“ vom Jahre 1832, heißt es von diesen Häusern: „Alle sind sehenswert wegen der Construction der Decke, die in allen sehr künstlich ist“. Im übrigen gab es, wie hier bemerkt sei, noch ein Exerzierhaus in der Schützenstraße 3 (heute Alte Schützenstraße). Es war im Jahre 1769 erbaut worden und steht heute noch, wenngleich es durch Umbauten des Dachgeschosses sehr zu seinem Nachteil verändert ist. Auch dient es nicht mehr militärischen Zwecken, sondern ist ein Wollspeicher mit Kontoren. Ursprünglich war es ein architektonisch bemerkenswertes Haus. Um 1800 wurde von P. Haas nach einer Zeichnung von L. Serrurier eine Abbildung von ihm, eine Radierung, veröffentlicht, von der im Märkischen Museum ein Exemplar vorhanden ist. Sie gibt von der einstigen bautechnisch und künstlerisch interessanten Gestalt des Gebäudes eine gute Vorstellung. O. Pniower.

Kr. Das Exerzierhaus am Prenzlauer Tor. Auf die Anfrage im Juli-Heft S. 63, das Exerzierhaus am Prenzlauer Tor betreffend, kann ich nach dem in meinem Besitz befindlichen Kaufvertrage mitteilen, daß mein Großvater Christian Friedrich Böttzow am 7. November 1828 4 Morgen 42 Quad.-Ruten für 4233 Taler 10 Sgr. an das Kriegsministerium verkauft hat; es ist dies der Teil, auf dem das Exerzierhaus stand. In einer späteren Verhandlung vom 31. März 1831 wird schon von dem vorhandenen Exerzierhause gesprochen; es muß also in der Zwischenzeit, vielleicht 1829–1830 erbaut sein. Monatschr. Jahrg. XXI. 561. Hermann Böttzow.

O. F. Ein sogen. **Freihaus** befindet sich in der Oranienburger Straße 80, der Königl. Hofkammer gehörig, unmittelbar anlehnend an Schloß Monbijou. Die Bezeichnung „Freihaus“, Freiheit von Einquartierung bedeutend, ist über der Eingangstür des kleinen Häuschens in deutschen

Buchstaben angebracht. Die von Ihnen angeführten Freihäuser am Kupfergraben und in der Straße Am Zeughaus sind vor einigen Jahren abgerissen. Unter dem Titel „Burglehen und Freihäuser nebst Beiträgen zu den Kriegsdienst- und Quartierleistungen der Stadt in älterer Zeit“ hat Herr E. v. Siefert in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte Berlins, 1912, S. 132 einen ausführlichen Bericht veröffentlicht. E. Fr.

A. B. Reste des Moabiter Berges sind m. W. nur noch auf dem Grundstück Alt Moabit 94 in Gestalt des hoch über dem Straßenpflaster liegenden Vorgartens vorhanden. Vor kurzem war noch ein Rest sichtbar auf dem vormals Borsigschen Gelände am Bundesrat-Ufer. Man hatte von dem dortigen kleinen Hügel einen hübschen Blick auf die Spree; im Laufe des Jahres 1912 ist diese Erhöhung planiert und in die übliche hausstellenartige Bebauung mit einbezogen worden. E. Fr.

F. M. Woher stammt das Wort „Kommiss“? Das Wort Kommiss hat seinen Ursprung in Neu-Vorpommern und zwar in dem dortigen Kreisstädtchen Franzburg. Im April 1628 nämlich schlug der kaiserliche Feldmarschall Arnim zur Bezwingung Stralsunds sein Feldlager bei Franzburg auf, wohin täglich 40 000 Pfund Brot, 80 Ochsen, 200 Schafe, 300 Tonnen Bier, 70 Tonnen Salz, 200 Wagen zum Aufwarten, 2000 Fuder Stroh und 1600 Zwölfter-Bretter zu den Hütten, außerdem alle Wochen 400 Fuder Stroh, ebensoviel Heu geliefert werden und täglich 600 Bauern zum Graben kommen. Diejenigen Leute, die beauftragt waren, die Lieferungen und Arbeiten einzutreiben oder zu überwachen, hießen Kommissäre, die Lieferungen selbst Kommiss, also Kommissbrot, Kommissbier, Kommissschafe usw. Hier entstand also das Wort, bürgerte sich ein und ist jetzt Besitztum aller Heere in den Kulturländern. Diese Erklärung gab H. Bandlow-Greifswald 1912 im dortigen Tageblatt. — Im Wörterbuch der Brüder Grimm findet sich das Wort unter „C“ und unter „K“ wörtlich wie folgt erläutert. „Commiss“ f. quod militibus distribuitur: „Frankreich hatte den Brauch, daß auf den Musterplätzen bis nach beschehener Musterung die königlich Kommiss, nemlich Fleisch, Brot und Wein unter die Knecht ward täglich getheilet“. Kirchof mil disc. 61. Darunter wird nun grob und roh gearbeitete Waare verstanden. Daher: Commissbrot, n. panis militaris: „weil mancher sein Gewehr und Pferd, ja sogar sein weniges Commissbrot verspielete“, so bei Simplicius Simplicissimus 1, 184. Unter „K“ sagt das Wörterbuch S. 1681: „Kommiss mit Zusammens. S. 2, 630, Kommissschneider Thümmel 6, 358, Kommissmetzger Wickram, Rollw. 71, 21, Kurz, Kommissmeister sitarchus, praefectus annonae Schönleder“. — In übertragenen Bedeutungen ist das Wort noch heut namentlich in jüngeren Offizierskreisen sehr beliebt, z. B. Kommisszulage (was der junge Offizier neben seinem Gehalt von Hause dazu bekommt), Kommissanschauungen (bürgerliche Anschauungen). Das Vermögen der Frau wird Kommissvermögen genannt u. dgl. m. — Daß das lateinische Wort „commissio“ und „committere“ usw. ursprünglich zu Grunde liegt, also „Übertragung“, „Zuerteilung“, „übertragen“ u. s. f., ist offensichtlich; auch unsere preußische Titulatur „Kommissionsrat“ hängt in weiterem Sinne damit zusammen. E. Fr.

W. K. Du, Er, Sie, Ihr in der Mark um die Wende des 18. Jahrhunderts. Kinder sagten zu den Eltern „Sie“, Eltern zu den Kindern „Du“, Bauer zum Bauer „Ihr“ und „Du“ (natürlich in Plattdeutsch), der Rittergutsbesitzer, der Amtmann zum Bauer „Er“. Beiläufig hat der Gebrauch des uns längst unhöflich klingenden „Er“ sehr lange, mindestens bis 1848 bei uns fortgedauert. In Ostpreußen soll „Er“ bisweilen noch jetzt dem Gesinde gegenüber auf dem Lande üblich sein und ohne Beschwer aufgenommen werden.

Dr. W. in Roda S.-A. Wird in der Mark oder den angrenzenden Landschaften der Zuchteber noch „Bär“ oder „Ber“ genannt, wie er (bêr) alt- und mittelhochdeutsch hieß? — Antwort: In vielen Teilen der Mark und des angrenzenden Pommerns wird der Zuchteber „Beier“ genannt, was gewiß dasselbe wie zusammengezogen „Beer“ ist. Vergleiche auch das angelsächsische „Boar“ für Eber. Speziellere Angaben über andere Gegenden der Provinz Brandenburg nimmt die Brandenburgia gern entgegen. E. Fr.

N. N. Richtbeil oder Fallbeil? Die Zeitungsnachricht, daß der Raubmörder Franz zu Neuruppin im März 1911 mit dem Fallbeil enthauptet sei, ist falsch. Die Vollstreckung erfolgte, wie überall in den alten 8 rechtselbischen Provinzen mit dem Richtbeil. Die Anwendung des Fallbeils ist auf die Guillotine und deren Anwendung in denjenigen Provinzen Preußens, die unter zeitweiliger französischer Herrschaft standen, zu beziehen. Sie wurde durch den Code Pénal eingeführt. E. Fr.

M. W. Die Berufung auf das Tal Josaphat. (Provocatio ad vallem Jehoschaphat). Was hat dieser Rechtsbrauch für eine Bedeutung? — In den altdeutschen Gerichtsverhandlungen kam es vor, daß die erregte Partei dem Richter, wenn er nicht zu ihren Gunsten entscheiden würde, mit den ewigen Höllenstrafen drohte. Nach dem Propheten Joel, Kap. III 7 u. 8 werden die Israeliten und Heiden, also alle Völker, dereinst zur Aburteilung berufen werden und das Tal Josaphat bei Jerusalem, die Talenge zwischen dem Tempelberg und dem Oelberg, welche vom Bach Kidron durchschnitten wird. Um jenem prozessualischen Unfug, amtlich provocatio ad vallem Jehosaphat bezeichnet, zu begegnen, war der Richter ermächtigt, mit Ordnungsstrafe vorzugehen. E. Fr.

22. (13. ausserord.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 31. März 1912 in Neukölln.

Die zahlreichen Teilnehmer versammelten sich in dem Städtischen Schulmuseum, Boddinstr. 54/56.

Zunächst begrüßte Herr Stadtbaurat Kiehl (inzwischen Baurat des Zweckverbandes Groß-Berlin geworden) Namens des Magistrats die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste.

U. M. Herr Lehrer Emil Fischer hieß dieselben in den Räumen des Museums willkommen. Der Vorsitzende, Herr Geheimrat Ernst Friedel, dankte beiden Herren und wies auf einige das künftige Museum der Stadt Neukölln betreffende Einzelheiten hin.

Dasselbe soll auf dem unseren Mitgliedern aus früheren Besuchen wohl bekannten Gelände unsers verstorbenen Ausschußmitgliedes Kiesgrubenbesitzers Franz Körner an der Verlängerung der Jonas-Straße auf dem diluvialen Anberg und Plateau errichtet werden, in dem u. a. der weit bekannt gewordene wohlerhaltene Schädel von *Rhinoceros tichorhinus* ausgegraben wurde, jetzt eine Zierde der paläontologischen Abteilung des Universitäts-Museums.

Auf Ersuchen des Magistrats von Neukölln und mit Unterstützung des dortigen Stadtrats Dr. Glücksmann*) hat Herr Friedel die Bestände des von Herrn Körner angelegten sogen. Museum Koernerianum bis ins einzelne durchgesehen und zum Zweck der Erbschaftsstempelermittelung durchtaxiert. Dasselbe enthält ein buntes Durcheinander „von der Riesenschlange bis zur Tabaksdose“, wie der Verewigte dergleichen Kuriositäten verschiedenster Art auf seinen Reisen zusammengebracht und mit hiesigen Funden z. T. aus seinen Kiesgruben in Neukölln und Neu-Britz vermehrt hat. Gleichwohl befinden sich darin sowohl interessante naturgeschichtliche Gegenstände als auch freilich meist fremdländische Kunst- und Gebrauchsgegenstände.

*) jetzt Erster Bürgermeister in Guben.

Diese Tausende von Objekten lassen sich mit dem von Herrn Kustos Fischer mit großer Mühe und Aufopferung zusammengebrachten, heut zu besichtigenden Schulmuseum der Stadt Neukölln wohl vereinigen. Nach Herrn Friedel's Vorschlag entsteht alsdann ein größeres Stadtmuseum, das in weitestem Sinne der Belehrung vorwiegend nach praktischen Gesichtspunkten dient, wie es sich für die vorzugsweise werktätige Bevölkerung unsres südöstlichen Vororts allein und zwar vorzüglich als treffliches Belehrungsmittel eignet. Also in der Kürze: ein Museum der Stadt Neukölln, bestehend aus einer Abteilung A für angewandte Naturkunde, und einer Abteilung B für Kulturgeschichte und Volkskunde.

Insbesondere für die Abteilung A befindet sich in dem vorhandenen Schulmuseum mancherlei Geeignetes, aber auch die Abteilung B geht nicht leer aus. Dies ergab sich auf dem nunmehr erfolgenden von Herrn Fischer geleiteten Rundgang, wobei die lehrhafte Umsicht, welche diesem Herrn eigen, überall ins Auge sprang. Die Erläuterungen waren so anschaulich, wie man sie von einem erfahrenen Lehrer nur erwarten kann und bewiesen, daß er sein Publikum, insbesondere die lernbegierige und lehrbedürftige Jugend genau kennt. Herr Fischer hat (gleich Herrn Friedel hinsichtlich des Märkischen Museums) lange zu kämpfen gehabt, ehe er die nötige behördliche Anerkennung fand, und ebenfalls bedeutende pekuniäre Opfer und unendliche Mühewaltung zu tragen gehabt.

Möchten sich doch die städtischen Behörden endlich von der Nützlichkeit, ja Notwendigkeit eines solchen Museums gerade für Neukölln überzeugen und Herrn Fischer tatkräftig, insbesondere durch Gewährung von Geldmitteln unterstützen. Das war der Wunsch, welcher seitens der Brandenburgia verlautbart wurde.

Herr Baurat Kiehl sagte dies als gesichert zu. Auch ist in Herrn Oberbürgermeister Kaiser der Neuköllner Museumsbewegung ein ebenso tatkräftiger wie kenntnisreicher, überzeugter Helfer erwachsen. Beweis: über 200 000 M, welche im Stadthaushalt vorläufig für den Museumsbau ausgeworfen sind. Die Anfänge des Fischer'schen Museums gehen bis 1896 zurück. Der Sammlungsplan hat sich im Wesentlichen an den des Märkischen Museums angeschlossen.

Nachdem der Vorsitzende Herrn Kustos Fischer gedankt und seinem Museum glücklichen Fortgang und Ausbau gewünscht, übernahm Herr Baurat Kiehl die Führung in dem von ihm gebauten neuen Rathaus, bezüglich dessen Herr Friedel in der letzten Brandenburgia-Sitzung die Einweihungsschrift, mancherlei Abbildungen und die Bauetatsansätze bereits vorbereitender Weise vorgelegt hatte. Was von dem neben dem in den siebziger Jahren vor. Jahrh. erbauten alten Amtshause errichteten neuen Rathaus seitens des Herrn Kiehl bereits hergestellt ist, zeigt uns den schönsten Monumentalbau der neuen Stadt Neukölln,

eine Zierde für alle Zeiten in diesem so überaus großartig und stattlich sich entwickelnden betriebsamen großberlinischen Vororte.

Der Neubau ist aus wetterfestem Thüringer Kalkstein hergestellt; der 70 m hohe Turm beherrscht das Stadtbild. Am Eingang ist ein prachtvolles Mosaikbild aus der Werkstatt von Puhl & Wagner, die sich in „Rixdorf“ von bescheidenen Anfängen zur vollberechtigten Nebenhühlerin von Salviati und anderen Mosaikwerkstätten Venedigs, emporgeschwungen, angebracht. Einfach und dabei geschmackvoll ist der Magistrats- und Stadtverordneten-Sitzungssaal ausgestaltet und künstlerisch ausgestattet, ebenso die durch das Gebäude aufwärts reichende schön gemalte „Diele“, die an mitteldeutsche behagliche Versammlungsräume erinnert. Mit Recht bemerkte u. M. Herr Rektor Monke: „Im Neuköllner Rathaus will der Baumeister nirgends Eindruck machen, aber gerade dadurch macht er ihn“. Gewöhnlich lobt heute der Meister das Werk; hier ist es einmal umgekehrt. Vollendetes bedarf keiner Erklärung; hier wird jede Einzelheit in ihrer Beziehung auf den Zweck durch sich selbst erläutert.

Es ist dafür gesorgt, daß wenn Herr Kiehl auch inzwischen aus dem Neuköllner Magistrat ausscheidet, das Bauwerk in des Meisters Sinn vollendet werden wird. In dieser Hoffnung und mit aufrichtigem, bewunderndem Danke schieden die Besucher aus dem Rathaus.

Nach eingenommenem Mittagessen wurde noch die interessante genossenschaftliche Ideal-Passage besichtigt, auf die der Vorsitzende in letzter Sitzung ebenfalls unter Vorlegung von einer Menge erläuternder Berichte, Pläne, Skizzen und Abbildungen bereits vorankündigend hingewiesen hatte.

Die hier entstandenen Arbeiterwohnungen sind alles Hofwohnungen von ein bis vier Zimmern, aber mit allen Errungenschaften der Neuzeit, als Warmwasserversorgung, Beheizung und elektrischem Licht, ja mit Staubsaugern bestens ausgerüstet, die verschiedenen Höfe (der gelbe, grüne, rote Hof) mit Springbrunnen und Gartenanlagen versehen. Wenn etwas auszusetzen, wäre es wohl das, daß die Spielgelegenheiten für die Jugend vielleicht nicht ausgiebig genug sind, es sieht eben alles so „herrschaftlich“, allerdings für das Auge der Passanten höchst wohlthuend aus. Keine Spur von „Proletarierwirtschaft der Berliner Hinterhäuser“. Diese interessanten Anlagen dehnen sich aus zwischen der Fulda- und Weichselstraße und werden von Altberlinern vielfach aufgesucht und bewundert.

Nachträglich wird noch auf einen Aufsatz des Baurats Reinhold Kiehl in dem Groß-Berliner Kalender und illustriertes Jahrbuch, herausg. von E. Friedel, 1913, verwiesen: Das Rathaus der Stadt Neukölln, mit Abbildung, S. 316.

Nachtrag zum Sitzungsprotokoll vom 27. März 1912.

Der alte Berliner Colerus als Landwirt und Hausvater.

Mit Zustimmung des Vortragenden Herrn Privat-Dozenten Dr. Eduard Hahn werden uns noch folgende Einzelheiten behufs Abdrucks seitens unsers Mitgliedes des Herrn August Foerster zur Verfügung gestellt.

Mehrere große Folianten, teils im Besitz des Vortragenden, teils der Bibliothek des Märkischen Museums angehörig, alle in den letzten Jahrzehnten des 16. und den ersten des 17. Jahrhunderts gedruckt, lagen bei Beginn des Vortrags auf dem Tisch des Hauses und gaben von vornherein eine Vorstellung von der zu besprechenden Lebensarbeit von Vater Jacob und Sohn Johannes Colerus (wahrscheinlich latinisiert von Koehler), die zur bezeichneten Zeit sich großen literarischen Rufes bei den Berlinern erfreut haben. Beide waren lutherische Geistliche, der Vater zuletzt Propst an der Nicolaikirche, der Sohn später außerhalb, wahrscheinlich an der Ostseeküste (Mecklenburg), über die er trefflich Bescheid weiß. Man würde aber fehlgehen, daraus zu schließen, daß jene Folianten mit Gottesgelahrtheit angefüllt seien. Diese spielt im Gegenteil eine ziemlich bescheidene Rolle in ihnen, aber man erkennt daraus, daß der Vater, wie der gleichgesinnte Sohn, für ihre Zeit ziemlich aufgeklärte Männer waren, da sie z. B. gegen ausführlich beschriebene Teufelerscheinungen Front machten, die zu ihrer Zeit in Friedeberg in der Neumark und in Spandau beobachtet sein sollten und die Gemüter sehr erregten. Der Wert der zahlreichen Colerusschen Schriften besteht im wesentlichen darin, daß das naturwissenschaftliche Wissen der Zeit von den sehr unterrichteten Verfassern vollständig zusammengestellt ist und überall praktische Folgerungen daraus gezogen sind. Es ist erstaunlich, wie genau die Verfasser z. B. über Dinge der Landwirtschaft, des Fischfanges, des Weinbaues und der Weinbereitung, der Hauswirtschaft und sogar der Kochkunst unterrichtet sind, und wie trefflich sie die Zeitgenossen zu beraten verstehen. Der Titel des mehrfach herausgegebenen Hauptwerkes des älteren Colerus „Hausbuch“ spricht für diesen Inhalt ebenso, wie das „Calendarium perpetuum für den Haus- und Landwirt“ des Sohnes. Beide Bücher enthalten wertvolle kulturgeschichtliche Mitteilungen über Berliner und märkische Dinge, über Volksbräuche (z. B. das „Tod-Austreiben“ am Sonntag Laetare in der Mark, das hier jetzt in Vergessenheit geraten ist, aber in niederschlesischen Städten auch heute noch unter dem

gleichen Namen besteht), doch auch Biologisches von einigem Wert, insofern von der Heuschreckenplage i. J. 1542 berichtet wird, die verschiedenen in der Mark vorhandenen Fischarten, die Forellen als Foren, aufgeführt und die Formen des Fischfanges erörtert werden. Von Interesse sind einige biologische Irrtümer, z. B. die Annahme, daß aus gewissen kleinen Fischen (Grühen) die verschiedenen anderen Fischarten entstanden sind (gewissermaßen also ein Vorläufer von Darwin), daß die Schlangen ein Depot ihres Giftes im Schwanz haben und es im Gebrauchsfall bei ihrer Fähigkeit, sich zusammenzuringeln, von dort holen, daß Froschlaich ein ausgezeichnetes Wundpflaster gebe usw. Ein ganzes Buch ist dem Weinbau, insonderheit dem märkischen, gewidmet. Es scheint aber, daß man den märkischen Wein im wesentlichen zur Herstellung von allerlei Medizinalweinen verwendet hat, z. B. Schleh-, Rosmarin-, Salbeiwein, womit nur ganz wenige der vielen Kräuterweine genannt sind, für deren Herstellung die Rezepte geboten werden. Vater und Sohn Colerus waren auch darin Kinder ihrer Zeit, daß die Astrologie in ihren medizinischen Belehrungen eine Rolle spielt. Frohsinn und Trübsinn sind nach ihrer Meinung beständiger Abhängigkeit von dem Stern, unter dessen Walten man geboren. Eines hochinteressanten Zuges dieser Werke sei endlich gedacht, der national „deutschen“ Gesinnung, die sich wiederholt mit den Worten äußert, daß „Deutschland“ sich dieser und jener Vorzüge und Tugenden erfreue, „Deutschland“ berufen sei, in bestimmten Fragen die entscheidende Sprache zu führen. Das betreffende Buch ist 1595 in Erfurt gedruckt, also in einer Zeit hoher materieller Blüte unseres Vaterlandes und gesteigerten Selbstgefühls, ehe der furchtbare Dreißigjährige Krieg diese Blüte für Jahrhunderte vernichtete. — Ergänzt sei noch die Mitteilung von Professor Buchholz, der ein sehr stattliches Haus im Lichtbilde vorführte, erst im letzten Jahrhundert in der Nähe der heutigen Luckenwalder Straße durch General Gärwin erbaut, trotz seiner anscheinend auf jahrhundertelange Dauer berechneten Anlage schon längst wieder verschwunden ist und die unerfreuliche Tatsache verkörpert, daß in der Reichshauptstadt häufig, auch ohne zwingende Ursache, neue Häuser nach kurzem Bestehen schonungslos abgebrochen werden. Daß eine „staatliche Blutegelzuchtanstalt“, die in der Nähe jenes Hauses stand, dem gleichen Schicksal verfiel, ist weniger verwunderlich, da bekanntlich der Blutegel seine frühere Bedeutung in der Heilkunde verloren hat.

1. (1. ausserord.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Feier des XX. Stiftungsfestes.

Sonnabend, den 20. April 1912.

Die Teilnehmer versammelten sich um 8 Uhr im Bankettsaal des Weinhauses Rheingold, Potsdamer Straße 3. Die Veranstaltung trug den ungezwungenen Charakter eines Sommerfestes.

An der Festtafel begrüßte der 1. Vorsitzende, Geheimer Regierungsrat Friedel, die Versammlung mit einer kurzen Ansprache ungefähr folgenden Inhalts:

„Namens des Vorstandes begrüße ich unsere verehrten Mitglieder und Gäste auf das Herzlichste, indem ich uns allen einen recht unterhaltsamen und vergnüglichen Abend wünsche. Daß unser erster Heilruf unserm kaiserlichen Schutzherrn gewidmet wird, ist nach unserer Gepflogenheit selbstverständlich. Zuvor gestatten Sie mir einen kurzen Rück- und Ausblick.

Von unserer Tätigkeit legen 20 stattliche Jahrgänge Monatsblatt und 13 Bände Archiv vollgültig Zeugnis ab. Welch' eine Unsumme von heimatkundlichem Material der verschiedensten Art, auch — nicht zu vergessen — an Abbildungen ist hierin nicht in vielen Tausenden von Vorträgen, Aufsätzen und Mitteilungen enthalten! Denken Sie ferner an die zahlreichen Besichtigungen und Wanderfahrten, deren wir allein im verflossenen Jahre bis zu unserm letzten Ausflug nach Neukölln 13 unternommen haben.

So blicken wir mit froher Zuversicht auch dem laufenden Geschäftsjahre, als einem unserer vaterländischen, gemeinnützigen und wissenschaftlichen Vereinigung gedeihlichen und erfreulichen Entwicklungsabschnitt entgegen unter der Voraussetzung, daß uns unsere Mitglieder und Gönner wie bisher treulich zur Seite stehen.

Wir blicken dabei zu unserm Kaiser und König, unserm brandenburgischen Markgrafen auf, der neben seinem verantwortlichen schweren Amte immer noch Zeit genugsam findet, um Kunst und Wissenschaft bestens zu fördern und der insbesondere der Erforschung der Altertümer der Vorzeit an den verschiedensten Orten ein lebhaftes und förderndes Interesse entgegenbringt. Er soll uns vorbildlich sein; darum rufen wir jetzt vereint unserm Allergnädigsten Kaiser und König, unserm Markgrafen dreimal Heil! Heil! Heil!“

Während der Tafel wurde ein von Fräulein Adelheid Sachs (die uns schon öfter „besungen“) gedichtetes Lied nach der Melodie „Die Lore am Tore“ gesungen:

Von allen den Festen der großen Saison
Gefällt uns das Uns're am Besten,
Der Inhalt, die Stimmung — die ganze Fasson
Behagt unsern Freunden und Gästen.
Und wenn es Euch Frohsinn und Sommerlust beut,
Mögt Ihr bis früh morgens Euch freuen,
Wir feiern das zwanzigste Stiftungsfest heut
Im Kreise von unsern Getreuen!

Und eilen dem Lenz wir ein Stückchen voran
„Ein Sommerfest“ ist die Devise!
Man feiert die Feste — so gut wie man kann
Und freut sich — am jungen Gemüse!
Wie brauchen noch nicht mal 'ne Dekoration,
Begeistert erklingt unser Liedel!
Die Wälder der Mark kennt man auswendig schon,
Studiert man bei Altmeister Friedel.

Und ging uns am Mittwoch die Sonne fast aus —
Wir lassen sie uns nicht verdunkeln,
Das „Rheingold“ der Reben strahlt Sonnenglut aus
Uns Herz und Gemüt zu durchfunkeln.
Und gab uns die Sonne im vorigen Jahr
Zu wenig Kartoffeln zu essen,
Im kommenden Sommer, das ist ganz klar,
Kann jeder mit Scheffeln sie messen.

Viel seltsame Dinge sind wieder passiert,
Die können wir hier nicht verschweigen.
Man hat uns auf einmal ganz Rixdorf kassiert
Und will uns „Neukölln“ dafür zeigen.
So zogen wir denn in Neukölln neulich ein
Und müssen den Lorbeer ihm reichen,
Neukölln hat Kultur und sein Stadthaus ist fein —
Mit „Rixdorf“ ist's nicht zu vergleichen!

Doch eh' dies Lied fällt — blicken stolz wir zurück
Auf der Brandenburgia Bestehen,
Wir gingen mit ihr schon ein stattliches Stück
Und hoffen noch weiter zu gehen.
Ob Regen — ob Sonne, ihr Banner soll wehn
Getreu unserm Friedel zur Seite,
Wir wollen, wohin er uns führt, mit ihm gehn
Freiwilliges Ehrengelichte.

Und sind zwei Dezennien für uns auch nicht klein,
 Wir rechnen uns stets zu den Jungen,
 Wir hoffen: Die Zukunft läßt fröhlich gedeih'n,
 Was wir uns gemeinsam errungen!
 Füllt jubelnd die Gläser mit brausendem Wein
 Und laßt sie begeistert uns heben,
 Hoch leb' unser herrlicher Wanderverein
 Allzeit: „Brandenburgia“ soll leben!

Demnächst trug die Tochter des 1. Vorsitzenden, Fräulein Gesa Friedel, das Türmerlied von Carl Loewe sowie mehrere Volkslieder von Brahms u. A. vor, auf dem Klavier begleitet von Frau Genner-Klossegk. Beiden Damen wurde reicher Beifall gespendet.

Den Beschluß des wohlgelungenen von 110 Teilnehmern besuchten Festabends machte ein Tanzvergnügen, an dem sich die Alten wie die Jungen eifrig beteiligten.

2. (1. ordentliche) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. April 1912, abends 7½ Uhr im Vortragssaal
 des Märkischen Museums.

Vorsitzender: Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die
 Mitteilungen zu I bis XXI her.

A. Allgemeines.

I. Den Damen Frau Genner, Fräulein Adelheid Sachs und Fräulein Gesa Friedel, sowie Herrn Ingenieur Plack und Gattin, welche sich um das so schön gelungene Stiftungsfest verdient gemacht haben, wird hierfür verbindlichst gedankt.

II. Vorgelegt Nr. 5, 1912, des Heimatschutz in der Provinz Brandenburg, darin u. a. zu beachten R. Mielke: „Das Hohenzollern-Jubiläum“.

III. Vorgelegt: „Die märkische Heimat. Fahrtenbuch für die fahrenden Gesellen von Berlin.“ 1. Jahrg., Folge 1, 1. April 1912.

IV. Ein Hohenzollern-Festspiel wird demnächst auf der durch unser Festspiel von 1911 (Albrecht der Bär) bekannten Freilichtbühne des Pichelswerder unter Leitung des Oberregisseurs

Heinrich Frey aufgeführt werden. Es hat sich zu diesem Behufe ein Festspielausschuß in Spandau unter Vorsitz des Oberbürgermeisters Geheimrat Koeltze gebildet. Der Kreis, die Städte Nauen und Spandau haben Summen gezeichnet, desgleichen verschiedene angesehene Privatleute.

Die Brandenburgia ist insofern pekuniär interessiert, als für unsere Baulichkeiten auf dem Pichelswerder Miete gezahlt werden wird, sobald sich Überschüsse nach Befriedigung der neu entstehenden Forderungen aus dem Hohenzollernfestspiel ergeben sollten. Diese Überschußanteile würden in erster Linie zur weiteren diesseitigen Schuldentilgung verwendet werden, denn wie Sie ja alle wissen, haben wir leider noch immer ein beträchtliches Defizit vom Pichelswerderfestspiel 1911 zu decken.

Es wird recht dringend um Förderung des neuen Festspielunternehmens Pichelswerder 1912, insbesondere um zahlreichen Besuch gebeten.

B. Persönliches.

V. Wahl des Ausschusses. Vergl. Satzungen § 24. Die bisherigen Mitglieder: die Herren Galland, Buchholz, Burkhardt, Frickert, Kerkow, Krause, Matzdorff, Maurer, Mielke, Monke, Noël, Plack, Regling, Schack und Thulcke sind wieder wählbar.

Die Genannten werden durch Zuruf einstimmig gewählt und nehmen die Wahl dankend an.

Es folgen die Geschäftsberichte. Zunächst die Rechnungslegung des Schatzmeisters für 1911/12. Der Prüfungsausschuß hat die Prüfung der eigentlichen Geschäftsgebahrung, also abgesehen von der besonders zu erledigenden Festspielrechnungslegung 1911, bewirkt, nichts wesentliches zu erinnern gefunden und die Entlastung des Schatzmeisters beantragt, die ohne Widerspruch bewilligt wird.

Der Schatzmeister legt den Etat 1912/13 vor. Es wird dagegen nichts erinnert, ebenso nichts gegen den vom 2. Schriftwart, Herrn Professor Dr. Pniower erstatteten Verwaltungsbericht.

Den Betreffenden spricht die Versammlung ihren Dank für die Mühewaltung aus.

VI. Vorgelegt eine Einladung zum Besuch der historischen Ausstellung für Haus- und Wohnungsbau, 4. Mai bis 12. Juni d. J. im Zoo. Unternehmer der Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands E. V. Der Vorsitzende rät den Besuch dieser vielversprechenden, auch heimatkundlichen Unternehmung dringend an.

C. Naturkunde und Technik.

VII. Vorgelegt Verwaltungsbericht des Museums für das Beleuchtungs-, Heizungs- und Wasserfach für 1912. Es wird nicht minder dringend zum Besuch des Museums am Wittenberg-Platz in

Charlottenburg eingeladen, da dort viel Interessantes aus der Heimatskunde aufgestellt ist und, soweit nötig, auch gern erklärt wird.

VIII. Die zehn Naturschutzgebote. Der Landesverein für Naturkunde in Freiburg i. B. hat zehn Gebote des Naturschutzes aufgestellt, die gewiß den Beifall aller Naturfreunde finden werden. Sie lauten: 1. Du sollst der Natur, die dich durch ihre Schönheit erfreut, nicht mit Undank lohnen, indem du sie schädigst. — 2. Du sollst zur Erinnerung oder für deine Sammlungen von Blumen, Schmetterlingen und dergleichen nur soviel mitnehmen, als du wirklich gebrauchst. — 3. Du sollst die Natur nicht durch weggeworfene Blumen, Papier und sonstige Abfälle verschandeln. — 4. Du sollst keine überflüssigen Sammlungen anlegen, weder von Pflanzen, noch von Schmetterlingen, Käfern oder sonst etwas, wenn du dich nicht ernstlich damit beschäftigen willst. — 5. Du sollst auf die Mitnahme solcher Naturseltenheiten, deren Bestand dadurch gefährdet wird, überhaupt verzichten und bedenken, daß auch noch andere sich daran erfreuen wollen. — 6. Du sollst keine Pflanzen mit den Wurzeln ausreißen oder ausgraben. — 7. Du sollst von Bäumen oder Sträuchern keine Zweige abreißen, sondern sie nötigenfalls mit einem scharfen Messer oder einer Schere abschneiden. — 8. Du sollst beim Pflücken der Blumen darauf achten, daß der Stock nicht beschädigt wird und wenigstens noch einige Blüten daran bleiben. — 9. Du sollst die Rinde der Bäume nicht als Stammbuch benutzen. — 10. Du sollst Kinder und unverständige Erwachsene zur möglichsten Schonung der Natur anhalten.

IX. Vorgelegt: Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. April 1912. Darin ein beachtenswerter Aufsatz von Link über die Verunreinigung der Nuthe unterhalb Luckenwalde veranlaßt hauptsächlich durch Fabrikabgänge.

D. Kulturgeschichtliches.

X. Vorgelegt: Landeskunde der Provinz Brandenburg herausg. von Ernst Friedel und Robert Mielke. III. Band. In diesem Band, dessen Widmung S. M. der Kaiser angenommen, ist die Volkskunde bearbeitet und zwar die äußere von Robert Mielke, die innere Volkskunde von Wilibald von Schulenburg, die Volksdichtung von Dr. Heinrich Lohre und die Vorgeschichte von Dr. A. Kiekebusch. 272 Abbildungen im Text, 19 Tafeln und 1 Karte helfen diese Beiträge zu verdeutlichen und verschönern. Es werden noch 2 Bände folgen im Verlag unseres Mitgliedes Ernst Vohsen (Dietrich Reimer).

XI. Vorgelegt: Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, speziell ein stattlicher den Stadtkreis Frankfurt a. O. umfassender trefflich illustrierter Band. Das große Inventarisationswerk rückt nur

langsam vorwärts; zu seinem Abschluß werden wohl noch 20-Jahr nötig sein. Die Kosten dürften wohl schließlich eine Million Mark erreichen.

XII. Vorgelegt: Monatsblatt des Touristenklubs für die Mark Brandenburg. No. 4, 1912. Darin zu beachten Aefke: Die Schleusentreppe bei Niederfinow (welche die Brandenburgia am 19. Mai d. J. gelegentlich des Besuchs des Großschiffahrtsweges Berlin—Stettin kennen lernen wird.

XIII. Vorgelegt von unserm Mitglied Herrn Lehrer Robert Scharnweber als Verfasser ein Artikel: „Alte Dosen mit freimaurerischen Abzeichen“ im Bundesblatt für Freimaurer, Berlin, 15. April 1912. Mit interessanten Angaben.

XIV. Vorgelegt: „Bauwelt, Bauinteressenten-Zeitung“ vom 27. Januar 1912. Darin ein prachtvoll illustrierter Aufsatz von Dr. Max Osborn: „Friedrich der Große und die Häuser seiner Zeit“. Nr. III, Kunstbeilage S. 18 bis 24. U. a. behandeln 7 Bilder das letzte fridericianische Patrizierhaus der Firma Ermeler, Breitestr 13, gehörig, welches wir unter sachverständiger Führung unsres Mitgliedes Fräulein Dr. phil. Hedwig Michaelson am 7. Oktober besichtigen werden. Dieselbe Sachkundige wird in dem von mir herauszugebenden Groß-Berliner Kalender und illustrierten Jahrbuch 1913 auf S. 302 bis 306 den gleichen Gegenstand unter dem Titel behandeln: „Ein Berliner Patrizierhaus des Rokoko“; von dem großen Saal im ersten Stockwerk mit Wandgemälden von Karl Wilhelm Fechner wird eine Abbildung beigegeben werden.

XV. Vorgelegt: Zeitung für Wohnbau, Wehrbau und Städtebau. Der Burgwart. XII. Jahrg., Nr. 4, April 1912. Wir machen gern auf dies Organ der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen aufmerksam, obwohl diese Nr. Brandenburgisches nicht enthält. Herausgeber der verdienstvolle Professor und Baukünstler Bodo Ebhardt, Berlin-Grünwald.

XVI. Unsers verdienstlichen Mitgliedes Dr. Hans Brendicke Zirkular „Verlag und Vermittlung für Sammelwesen“ wird vorgelegt und allen Sammlern auf den kulturgeschichtlichen Gebieten, also von Münzen, Medaillen, Briefmarken u. dgl., zur Beobachtung bestens empfohlen.

XVII. Unser eifriges, stets im Brandenburgia-Interesse gern hilfreiches Ausschußmitglied Herr Admiralstabssekretär Christoph Voigt legt die Nr. 13 (10. April d. J.) der Zeitschrift „Schiffbau“ Organ für die gesamte Industrie auf schiffsbautechnischen und verwandten Gebieten vor mit einem von Herrn Voigt herrührenden interessanten illustrierten Artikel „Die Königlichen Lustwasserfahrzeuge auf der Matrosenstation zu Potsdam“, S. 520 folg. Es sei schon hier darauf aufmerksam

gemacht, daß wir bei einer Besichtigung des Neuen Gartens in Potsdam auch die Königliche Matrosenstation Kongsnaes mit der Dampfjacht Alexandria und der Fregatte Royal Louise am 6. Oktober d. J. in Augenschein nehmen werden.

XVIII. Herr Dr. H. Brendicke übergibt einen zeitgemäßen Vortrag des Städt. Turnlehrers Max Preuß: Die Jugendpflege und die Turnvereine, Vortrag gehalten am 4. Februar 1912 im Lehrervereins-
hause zu Berlin (Lpz. 1912).

E. Bildliches u. dgl.

XIX. Herr Admiralstabssekretär Chr. Voigt legt — ganz zeitgemäß, da wir am 28. nach Potsdam wandern — den Potsdamer Kalender für 1911 und 1912 vor, prächtig illustriert von unserm hochgeschätzten Potsdamer Mitgliede Herrn Kunstmaler Wilhelm Thiele und mit trefflichen Beiträgen von Amtsgerichtsrat Haeckel, Frl. M. Heine, Dr. Karl Leopold Mayer, Geh. Justizrat Rademacher, Dr. Boschan, Dr. Hans Kania u. A.

XX. Zum Schluß hielt Herr Schriftsteller Paul Merbach einen recht beifällig aufgenommenen Vortrag: Wechselbeziehungen zwischen bildender Kunst und Dichtung im Mittelalter (mit Lichtbildern).

XXI. Nachher zwanglose Vereinigung im Marinehause.

Bericht des zweiten Schriftwarts.

Es wurden 22 Versammlungen abgehalten: neun ordentliche und dreizehn außerordentliche.

Die Anzahl der Mitglieder beträgt 389, wovon 26 neu eingetreten sind.

Verstorben sind sechs: die Herren Dr. Gustav Albrecht, Dr. Assmann, Grubenbesitzer Körner, Fabrikbesitzer Oskar Pintsch, die Justizräte Rosenfeld und Stadthagen.

Es hielten Vorträge in den Sitzungen, bei Besichtigungen oder auf den Wanderfahrten: die Damen Fräulein Ramm und Fräulein Elisabeth Lemke; die Herren: Dr. Albrecht zweimal, Professor Buchholz, Rektor Engel, Privatdozent Dr. Eduard Hahn, Museumskustos Fischer, Geh. Rat Friedel neunmal, Geh. Baurat Hoffmann, Dr. Kiekebusch, Schriftsteller Eberhard König, Gewerberat Kuchenbuch, Inspektor Mossinger, Schriftsteller Mielke zweimal, Direktor Müller, Major z. D. Noël zweimal, Dr. Osborn, Oberlehrer Tadderatz, Prof. Pniower, Direktor Prof. Dr. Schuchardt, Admiralstabssekretär Voigt, Rektor Friedr. Wienecke, Prof. Dr. Zache zweimal und Buchdruckereibesitzer Zittrich.

Kleine Mitteilungen.

Die Stadtstelle im Blumenthal bei Prötzel, Kreis Oberbarnim, wird gegenwärtig archäologisch untersucht. Unter diesen Umständen verdient der nachfolgende kaum bekannte Bericht Beachtung.

„Beschreibung der sogenannten Stadtstelle, eines Ueberbleibels von einem eingegangenen Ort der Mark Brandenburg“.

Wörtlich unter dieser Überschrift findet sich in der Zeitschrift „Historisches Portefeuille“, 7. Stück, Julius 1786, S. 237—252 folgendes von Mörschel verzeichnet.

S. 247: „In des Kaisers Karls des vierten Landbuch des Churfürstenthums und der Mark Brandenburg liest man, unter den verzeichneten Orten des Distrikts Barnym, S. 88 folgende Stelle: „Blumendal sunt L mansi quorum plebanus IIII Ulrik Crossen habet XXV quos colit Berckholz habet residuos mansos Tenentur ambo ad servitium. Vasallionatus usw.“ Hierzu macht der Herausgeber, der Königl. Staats- und Kabinetminister, Freiherr von Herzberg, die Anmerkung: „Das Dorf Blumenthal ist nicht mehr vorhanden. Es ist aber gewiß, die wüste Dorf- oder Stadtstelle, deren Ruinen man annoch in dem, dem Grafen von Kameke gehörigen Holze der Blumenthal genannt, findet, und welche unter dem Namen der wüsten Stadtstelle Blumenthal bekannt ist. Aus dem Landbuche scheint, daß es nur ein Dorf gewesen, weil es nicht als ein Oppidum bemerkt worden.“

Es wird nun die Beschreibung aus Bekman: Hist. Beschreibung der Chur- und Brandenburg I, S. 446—447 angeführt.

Mörschel fährt S. 250 fort:

„Ich reiste im Jul. des Jahres 1783, auf einer Reise von Berlin nach Freienwalde, ausdrücklich nach der Stadtstelle, und erinnere mich dieses Umwegs noch mit großem Vergnügen, ob ich gleich gern gestehe, daß zu meinem damaligen Vergnügen Umstände mehr als die Steine beigetragen haben. Der Anblick von Ruinen hat überall Reiz für mich, der Blumenthal ist ein dichter, aus Fichten, Eichen, Birken und Haselstauden bestehender Wald, sein Dunkel, verbunden mit der Vorstellung seiner Größe (er hält 12 000 Morgen und ist nach der Grimnitzer Heide, die 22 000 Morgen enthält, der größte Wald in der Mark Brandenburg), erweckt Schauer und die Gegend der Stadtstelle gleicht einer wahren Einöde. Ueberdies mußte ich, kurz vor dem Eintritt in den Wald ein heftiges Donnerwetter aushalten, aus welchem ein so starker Regenguß in die Bäume stürzte, wobei ein so heftiger Sturmwind wütete, daß ich das Geprassel von Blitzen, die ich vor mir hinschlingeln sah, kaum in dem Getöse zu unterscheiden vermochte. Meine Einbildungskraft war schon hier hochgespannt, und nun kam ich in den abgekühlten, finstern Wald, durch den von der Seite her die Donnerschläge, mit unzähligen Wiederhallen noch immer über mir hinrollten. Ein Heer von Vögeln umsang mich und eröffnete mein Herz der Empfindung noch mehr. Abends um sechs Uhr ging ich von der dortigen Heidereiterei

mit einem alten Mann nach der Stadtstelle, der Donner rollte fern, eine Art von dämmernder Feuchtigkeit fing an sich zu verbreiten, mein Begleiter erzählte mir auf dem Wege von Geistern, die auf der Stadtstelle erscheinen, und von einem großen Schatz, der unter dem dortigen Markstein verborgen läge. Er hielt mich sogar für einen Schatzgräber, und als ich ihm diesen Irrthum benahm, für einen von den Mönchen, welche alle Jahre nach der Stadtstelle kommen, und untersuchen sollen, ob der Schatz noch unversehrt sei? Alles das machte mir die Besichtigung der Ruinen ungemein interessant.

Der Abriß zeigt, dünkt mich, daß Blumenthal ein Städtchen gewesen ist, und daß es im Landbuch nicht oppidum heißt, hindert nicht, es für ein Städtchen zu halten, da in dem Verzeichniß von mehrere Städten bloß der Name ohne den Beisatz oppidum angetroffen wird. Wer ungefähr das Alter einer Eiche nach ihrer Stärke zu schätzen vermag, der könnte etwa die Zeit des Untergangs von Blumenthal bestimmen; denn ich habe nicht nur innerhalb der Mauern, sondern in den festen Steinreihen selbst Eichen, die drey Ellen im Durchmesser hatten, gefunden. Hätten auch die innerhalb der Mauern stehenden dicken Eichen, schon vor der Zerstörung des Orts, als Zierden öffentlicher Plätze, da gestanden, was aber unwahrscheinlich ist, so müssen doch die Eichen, die gleichsam aus der Mauer herausgewachsen sind, in dieser, erst nach der Zerstörung, ihr Daseyn erhalten haben. Ich gebrauchte eine volle Stunde, um alles Mauerwerk zu besichtigen, und fand es mit der Zeichnung im Bekmann ziemlich übereinstimmend. Die höchste Höhe ist $1\frac{1}{2}$ Fuß. Meines Erachtens sind an Blumenthals gänzlichem Untergang, es mag nun durch kriegerische Verwüstung, oder auf andere Weise ein Ende genommen haben, die Armseligkeit und Dürre der benachbarten Gegend Schuld, denen ich auch die Ursache vom Aufhören eines am Postwege von Strausberg nach Prötzel ehemals gelegenen Dorfes zuschreibe. Mein Begleiter sagte mir: man hätte vor einiger Zeit auf der Stadtstelle allerlei Geräthschaften und auch Kaffeetrommeln ausgegraben; der Finder der letzteren muß aber wohl hier so gesehen haben, wie der Erzähler sah, der mir auf dem Markstein Abbildungen von Händen und Füßen zeigte, zu deren Entdeckung mein Auge zu schwach war. Dieser Markstein ist der größte für die Einwohner im Blumenthal, und da er sehr versteckt liegt, so bildet sich der viel ein, der ihn aufzufinden weis. Er ist ein längliches Viereck und hält neun Fuß in der Diagonallinie. Nah um ihn her erblickt man viele Spuren von Bemühungen nach Schätzen. Ein wirklicher Schatz ist hier der vortreffliche Wald, in welchem eine Menge Theer geschweelt, eine Menge Bauholz für Hamburg gefällt, und soviel von Faßbänden verfertigt wird, daß der Ertrag der letztere allein sich jährlich auf 2000 Rthlr. belaufen soll. — Mörschel."

Über die Untersuchungsergebnisse werde ich der Brandenburgia seiner Zeit Bericht abstatten.

E. Friedel.

Bücherschau.

Blicke in das Volksleben der Uckermark. Ein Beitrag zur Pflege der ländlichen Eigenart und des Heimatgefühles von E. W. Land mit Originalzeichnungen von E. Drenkow. Druck und Verlag von A. Mieck Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Prenzlau.

Das Buch trägt zusammen, was sich in diesem Strich der Provinz an Gebräuchen und Sagen erhalten hat. Das Volk kommt heutigen Tages viel mehr durcheinander als in früheren Zeiten, weshalb die alten Feste verschwinden und neue dafür auftauchen. Die alten Kirmessen und Fastnächte sind vergessen, weil Gesangvereine, Turnvereine usw. nun ihre Feste feiern wollen. Schule und Militärdienst sorgen dafür, daß auch der Dialekt mehr und mehr zurücktritt. Um so dankenswerter ist es, wenn die kleinen und die kleinsten Züge einer Landschaft sorgfältig festgelegt werden. Dies ist hier mit großem Eifer geschehen. Besonders interessant ist das Kapitel: Wovon sie erzählen, weil hier ein paar derbhumoristische Geschichten im Dialekt vorgetragen werden. Zache.

Auf dem Wege zum Kurhut. Ein Erinnerungsbuch an den Zug des Burggrafen Friedrich von Nürnberg von Franken bis in die Mark Brandenburg vom 30. Mai bis zum 22. Juni 1412 von Robert Mielke. Mit 70 Textabbildungen und einer Karte. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin. Die Überschüsse aus dem Verkauf dieser Schrift sind für die Erhaltung der althohenzollernschen Plassenburg bestimmt.

Von der Kadolzburg bis Brandenburg a. H. sind rund 350 km und sie wurden von der Reisegesellschaft in 3 Wochen zurückgelegt. Wir kennen allerdings von der Route nur zwei Punkte, nämlich Hof und Leipzig, weil hier der Burggraf Urkunden ausstellte. Die Zwischenstationen sind nicht beglaubigt und der Verfasser muß sie daher selbst festlegen; wir folgen seinen Erwägungen bereitwillig und schließen uns auch seinen Entscheidungen an. Dabei macht er uns mit allem bekannt, was der Weg bietet, mit der Landschaft, der Geschichte und der Sage, und zahlreiche Photographien ergänzen den inhaltreichen Text. Auf diese Weise erhalten wir gleichsam ein historisches Profil durch Süd- und Mittel-Deutschland. Zache.

Preussens Geschichte von Rudolf Herzog. Verlag: Quelle u. Meyer, Leipzig.

Wenn die Dichter unter die Geschichtsschreiber gehen, so geschieht es aus einem besonderen Trieb heraus. Sie wollen nicht belehren und aufklären im engeren Sinne, sondern sie wollen singen und sagen. Dies dokumentiert sich in dem vorliegenden Buche schon äußerlich durch den Wechsel von Poesie und Prosa. Preussens Geschichte nennt der Dichter sein Buch, um damit zu sagen, daß er in dem Staate eine Person sehe, einen Helden, dessen Taten und Leiden er schildern will. Dies ist ihm nun durchaus

gelungen, und die Sprache stimmt genau zu dem Thema. Die kurzen Sätze sind die passende Form. So ist das Buch in erster Linie ein Lesebuch für die Jugend und damit ein zweckmäßiges Geburtstagsgeschenk. Den Text ergänzen die bunten und schwarzen Bilder von Artur Kampf. Zache.

Der Grunewald bei Berlin. Seine Geologie, Flora und Fauna. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. F. Wahnschaffe, Geh. Bergrat, Prof. an der Kgl. Bergakademie zu Berlin. Prof. Dr. Graeber, Kustos am Kgl. Botanischen Garten zu Berlin und Prof. Dr. R. von Hanstein. Mit einer Einführung von Dr. H. Potonié, Kgl. Landesgeologe, Prof. an der Kgl. Bergakademie zu Berlin. 2. verbesserte, veränderte und vermehrte Auflage mit 15 Abbildungen. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1912.

Der Grunewald ist das Sorgenkind für Groß-Berlin. Mit Plänen um seine Erhaltung beschäftigen sich die Geister aus den verschiedensten Gesichtspunkten, z. B. als Erholungsstätten, als Naturdenkmal, als Lehr- und Lernstätten u. a. Er verdient aber diese Sorge reichlich, denn er bietet wirklich auf beschränktem Raum eine große Mannigfaltigkeit und Abwechslung. Er enthält Berg und Tal, Wald und Wiese, Wasser und Moor. Potonié faßt in der Einleitung diese Gesichtspunkte zusammen. Wahnschaffe behandelt die Entstehung des Grunewaldes. Sein Boden wird gebildet aus den Verschüttungssanden der letzten Vereisung, und die Seenkette ist von den subplazialen Schmelzwässern ausgewühlt worden, als das Inlandeis hier eine Zeit festlag. Zur Geologie gehört auch die Entstehung der Faulschlammbildungen und der Moore. Graebner gibt eine Übersicht über das Pflanzenreich nebst den Standorten der Seltenheiten, wobei er auch bemerkt, wie einzelne Pflanzen im Verschwinden begriffen sind. R. von Hanstein schildert die Tiergesellschaft in ihrer Lebensführung und nach den Anforderungen, die sie an die Umgebung stellt. Zache.

Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates von Prof. Dr. phil. et jur. Melchior Thamm, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums zu Montabaur. (Sammlung Göschen Nr. 600).

Die Auswahl des Stoffes ist mit großem Geschick getroffen und die Darstellung ist fließend. Von Zeit zu Zeit werden kurze Zitate eingefügt, die einen Mann oder einen Zeitabschnitt treffend beleuchten. Die innere Umgestaltung Preußens nach den Freiheitskriegen wird besonders eingehend behandelt, ebenso wie die Zeit nach der Aufrichtung des Deutschen Reiches. Ein Druckfehler ist mir aufgefallen: Seite 56 muß es Hagelberg heißen. Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

3. (2. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 28. April 1912.

Wanderfahrt nach Potsdam

unter Leitung u. M. Dr. med. Friedrich Netto.

Die Teilnehmer besichtigten zunächst das vor nicht langer Zeit eröffnete Städtische Museum nahe dem Rathause. Die Sammlungen sind wohl geordnet und bieten namentlich unterhaltende und belehrende Beiträge zur Geschichte der Stadt in friederizianischer Zeit. Ein Zimmer aus der Zopfzeit und eins aus der Biedermeierzeit heimeln besonders an. Auch unter den Porträts und Oertlichkeitsbildern findet sich manch interessantes Stück.

Auf der Langen Brücke erläuterte unser Führer das Hertersche Standbild Kaiser Wilhelms des Großen, der hier in seiner vornehmen Schlichtheit jeden Beschauer mit Ehrfurcht anmutet. Zuvor wurde das neuerrichtete bronzene Standbild des amerikanischen Generals Steuben besichtigt, das der Kongreß zu Washington unserm Kaiser als Gegengabe für das dortige Steuben-Denkmal gewidmet hat.

In den gastlichen Räumen des städtlichen Schützenhauses wurde halt gemacht und den Teilnehmern ein freundlicher Empfang seitens der Vertreter der Schützengilde geboten. Fr. Hille begrüßte uns mit beifolgendem von Dr. Netto gedichteten schwungvollen Liede:

Es kam der lachende, liebe Lenz
Wieder in die Havelresidenz!
Weg ist der Winter mit Eis und Frost und Trauer,
Statt Schnees liegt ein leuchtender Blütenschauer
Ob Hügeln und Halden. Und fern und nah
Ertönt ein Jauchzen: Der Frühling ist da!

Da kamet ihr aus dem großen Berlin!
Gewaltig tät die Lenzluft ziehn!
Ihr wolltet, befreit vom Benzinautoduft
Atmen 'mal wieder Potsdamer Luft!
Hier weht Brandenburger Hauch noch rein:
Drum sollt ihr heut willkommen uns sein!

Und Potsdams Schützen in ihrem Haus
 Das Beste stecken heute heraus!
 Die alten Fahnen, die Scheiben, die Humpen
 Ja, die alten Könige ließen sich nicht lumpen —
 Die schenkten, selber frohe Zecher,
 Den Potsdamer Schützen manch köstlichen Becher.

Doch, was bess'res als Gold- und Silberschatz,
 Hat im Potsdamer Schützenherzen noch Platz:
 Das ist die Treue zum Brandenburger Land:
 Und ist's auch 'ne Streubüchse nur voll Sand,
 Es ist uns're Heimat, in Freude und Schmerz
 Gewachsen uns allen ans deutsche Herz!

Dies Kleinod halten wir köstlich und rein:
 Die Heimatsliebe im Herzensschrein!
 Und wie auch der Zeitwind wehen mag:
 Geht's um die Heimat, ist es ein Frühlingstag!
 Drum werdet heut' froh ihr aufgenommen:
 Brandenburgia! Sei von Herzen willkommen!

Nun gab Herr Dr. Netto, Ehrenmitglied der Gilde, einen geschichtlichen Rückblick. Sie besteht seit 1463. Damals wurde ihr ein Altar in der Stadtkirche „zugeleget“. Friedrich Wilhelm I., der dem stehenden Heere seine Gunst in höchstem Maße zuwandte, aber von der bürgerlichen Schießerei nichts hielt, hob alle Schützengilden auf; denn er meinte: „Wenn die Leute schießen, so arbeiten sie nicht“. Friedrich II. rief die Potsdamer Schützengilde aber wieder ins Leben. Sie leistete den Oesterreichern, die 1757 und 1758 Potsdam bedrängten, bewaffneten Widerstand, hielt 1806 nach dem Einzug der Franzosen die Ordnung aufrecht und bewies 1848 ihre Königstreue durch Erstürmung einer Barrikade, wofür der König ihrer Innungsfahne, einem Geschenk der Königin Luise (1809), den Hohenzollernschen Hausorden verlieh. Da das Fahnentuch in Staub zerfallen war, wurde es 1909 mit Genehmigung des Oberhofmarschallamts erneuert. Von den zahlreichen Schützenscheiben sind besonders zwei aus dem Jahre 1847 und eine jüngere bemerkenswert auf der ein goldener Knopf die Stelle anzeigt, die einst Kaiser Friedrich getroffen. Der Schützenkönig mußte nach altem Brauch die Scheibe für das kommende Jahr stiften. Friedrich Wilhelm IV. schenkte daher 1847 eine der erwähnten Scheiben und ließ darauf die geplanten Schloßanlagen auf dem Pfingstberg darstellen, die aus Mangel an Mitteln nicht ausgeführt wurden. Die Schützen wollten jedoch die vom Könige geschenkte Scheibe nicht verletzen und benutzten deshalb eine Nachbildung, die nun neben ihrem Vorbilde im Saale hängt. Dr. Netto zeigte ferner eine eiserne Denkmünze. Die Schützengilde hatte sie 1813

für eine von Friedrich dem Großen verliehene goldene erhalten, die man wie die Ehepaare die goldenen Trauringe auf den Altar des Vaterlandes gelegt hatte. So haben die Schützen allezeit dem Könige und dem Vaterlande die Treue gehalten; darum begrüßen sie die Brandenburger, eine Pflanzstätte dieser Treue, mit besonderer Wärme. Längere Zeit beanspruchte die Besichtigung des reichen Silberschatzes der Gilde, die z. B. 25 silberne Becher und Humpen von ansehnlicher Größe besitzt. Alle diese schönen Gaben und Kleinodien (der Goldschmuck der Königs-kette allein wird auf 6000 M geschätzt) wurden von den Vertretern der Innung vorgezeigt und erläutert.

Demnächst hielt Dr. Netto einen längeren Vortrag über das berühmte Potsdamer Turnierfest „Zauber der weißen Rose“, veranstaltet am 13. Juli 1829 zu Ehren der Kaiserin Charlotte von Rußland, ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III. Es beweist, daß die Zeit Friedrich Wilhelms III. durchaus nicht so nüchtern war, wie man gewöhnlich meint. Der König besuchte fast täglich das Theater, gründete das Museum in Berlin und hatte auch für die bildende Kunst das feinste Verständnis. Männer wie Schinkel, Schadow und Rauch erfreuten sich seiner Gunst, und unter seinem persönlichen Einfluß wurde die Luise im Charlottenburger Mausoleum zu einer Vollendung geführt, die das Grabmal zum erhabensten Kunstwerk dieser Art macht, und als letzte künstlerische Tat aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. kennzeichnet das Denkmal Friedrichs des Großen eine lichtvolle Vergangenheit, die überreich an künstlerischem Streben, innerlichem Leben und poetischem Schwunge war. Denn in der Dichtkunst blühte die Romantik; auch die schwäbischen Dichter, besonders Uhland, schlugen heimatliche Klänge an, die ans Herz griffen, und die oft mißverständene Biedermeierzeit ist auf denselben Ton gesimmt; ihr Wesen ist die Romantik des kleinbürgerlichen Lebens in Wohnung, Tracht und Lebensführung. So war der „Zauber der weißen Rose“ stilrein auf die rechte Zeit eingestellt; aber das Verständnis dafür ist auch heute, wo romantische Stimmungen und Strebungen aufs neue sich regen, vorhanden.

Die mittelalterlichen Turniere, die Ludwig der Fromme zuerst in Frankreich einführte und Wilhelm der Eroberer 1066 nach England verpflanzte, geben die Richtschnur für den Aufbau des Stückes. Aber man bewegte sich in zierlicheren Formen als in der Zeit der echten Ritter, die auf ihren schweren Rossen gegeneinander ritten und aus dem Spiel oft Ernst machten. Denn später lockte nicht nur der Ruhm, sondern auch die Aussicht auf Gewinn, da im 14. Jahrhundert Roß und Waffen des Besiegten dem Gegner zufielen und eingelöst werden mußten. Darum gab es damals „Glücksritter“, die aus dem Spiel ein Geschäft machten. Verschiedene Päpste, wie Cölestin III., bedrohten daher die Spieler mit dem Bann, und als König Heinrich von Frankreich

1559 bei einem Ritterspiel tödlich verletzt wurde, erlosch die Freude an dieser gefährlichen Belustigung. An ihre Stelle trat das Karussell- oder Ringespiel, wobei man im Vorbeireiten nach einer Rolandfigur oder nach Ringen stach. Das Ringelreiten ist schon seit 842 bekannt; beim Versöhnungsfest Ludwigs des Deutschen und Karls von Frankreich wurde es geübt; aber es kommt in anderen Formen auch heut noch vor: Burschen in Holstein stechen nach einer Rolandfigur; beim heutigen Volkskarussell stechen die Mitfahrenden nach Ringen, um für das nächste Mal freie Fahrt zu erlangen, und im Havelland finden in zahlreichen Dörfern alljährlich Volksspiele statt, die als Reste der ehemaligen Ritterspiele anzusehen sind, z. B. das Hahnenschlagen und das Aalgreifen. Die Berliner „Stechbahn“ hat ihren Namen nach dem hier 1592 (11.—13. Dezember) aufgeführten Spiel. Auch Friedrich der Große veranstaltete am 25. August 1750 im Lustgarten ein nächtliches Karussellspiel bei Fackelbeleuchtung, wobei die Prinzessin Amalie die Preise verteilte. Voltaire wurde dadurch zu dichterischen Ergüssen gereizt, und Menzel hat Darstellungen des Spiels für die Kuglersche Geschichte Friedrichs des Großen gezeichnet. Nach den Freiheitskriegen hat Friedrich Wilhelm III. wiederholt sehr einfache Spiele dieser Art aufführen lassen und dabei gezeigt, daß man auch für wenig Geld weidlich sich vergnügen kann, so am 3. August 1822. Glanzvoll verlief aber das Spiel im Jahre 1829 am Geburtstag der Kaiserin Charlotte, die zur Vermählungsfeier des Bruders, des Prinzen Wilhelm, mit Augusta von Weimar, nach Berlin gekommen war. Die Leitung übernahm Herzog Karl von Mecklenburg, dessen Büste im Potsdamer Lustgarten steht. Das Festspiel bestand aus drei Teilen. Es begann mit dem Karussellspiel im Freien auf dem Schloßhof, der mit weißen Rosen, der Lieblingsblume der russischen Kaiserin, geschmückt war. Nachdem ein Sprecher den Gedanken des Ganzen erläutert hatte, ritten unter den Klängen der Musik 9 Banner von je 12 Rittern in den Schloßhof und warfen die Lanzen nach Türkenköpfen, aus denen dann weiße Rosen hervorsprangen. Der zweite Teil bestand aus dem Spiel des „Zauberspiegels“, wobei im Saale vor den fürstlichen Mitgliedern der Hofgesellschaft zahlreiche geschichtliche Ereignisse in lebenden Bildern dargestellt wurden und der dritte in einem Minnesängerspiel, dessen Grundgedanke eine Huldigung der Königstochter war. Man griff damit zurück auf eine Zeit, wo die Reinheit des Herzens im Verkehr der beiden Geschlechter wenigstens als höchstes Ziel hingestellt wurde; das ist echt deutsch und steht über der heutigen Forderung des „Sichauslebens“.

Trotz der Vorliebe für mittelalterliche Romantik waren die damaligen Menschen keine weltfremden Träumer. Die Männer, die als Jünglinge an jenen Spielen mit ganzer Seele sich beteiligten, standen doch mit beiden Füßen in der wirklichen Welt, so Prinz Karl, der Vater

des „roten Prinzen“, Prinz Adalbert, der Schöpfer der preußischen Flotte Prinz Albrecht, der 1870 die deutschen Rosse wieder aus der Seine tränken ließ, und schließlich der edelste und tüchtigste deutsche Mann, der alte Heldenkaiser, der gerade damals die romantischen Träume des Herzens, die Liebe zu Elisa von Radziwill, begrub.

Diese von Herrn Dr. Netto vorzüglichst vorgetragene, durch Zeichnungen und Bildern wohl veranschaulichte Darstellung wurde mit lautem wohlverdienten und wiederholten Beifall begrüßt.

Die Pause bis zum Abendessen im Schützenhause wurde zu einem Spaziergang nach dem Brauhausberg benutzt, von dessen Höhe uns bei schönster Beleuchtung ein herrlicher Blick über Potsdam und seine wasserreiche Umgebung belohnte.

An der festlichen Tafel dankte der I. Vorsitzende Geheimrat Friedel der Städt. Museumsverwaltung für die Öffnung der Sammlungen, der Schützengilde und zuletzt aber nicht zum Wenigsten dem unermüdliehen Führer und Leiter der Wanderfahrt, unserm verehrten Mitgliede Herrn Dr. Netto. Der Vertreter der Schützengilde und Dr. Netto erwiderten mit freundlichen Worten.

Teilnehmerzahl 125.

4. (3. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Fahrt nach Eberswalde zur Besichtigung des Grossschiffahrtsweges Berlin—Stettin.

Sonntag, den 19. Mai 1912.

Abfahrt Stettiner Bahnhof 8,41, Ankunft Wasserfall 9,38.

An der Station Wasserfall empfing uns u. M. Herr Redakteur Rudolf Schmidt. Nach einer kurzen Frühstückspause traten wir die Wanderung durch die herrlichen Anlagen an. Sie sind ein Werk Schicklers, der hier 1824 den Wasserfall anlegte. Seit 1832 veranstalteten Berliner Handwerkervereine hier alljährlich Gesangsfeste, und im Jahre 1847 stiftete Franz Mücke den Märkischen Sängerbund, weswegen ihm hier im Jahre 1887 ein Denkmal errichtet wurde, das jetzt von vielen Tafeln umgeben ist, die von märkischen Gesangvereinen errichtet wurden. Von den gewerblichen Anlagen, die hier von Friedrich dem Großen angelegt worden waren und die Wasserkraft ausnutzten, ist nichts mehr übrig geblieben als der Name des Restaurants Zainhammer. Zainen bedeutet strecken, weil hier die Stahlstäbe für die Herstellung von Messern vorbereitet wurden.

Wir wanderten das Nonnenfließ aufwärts bis zur Einmündung der Schwärze, von wo aus wir einen Blick auf Spechthausen warfen mit der hochgelegenen Villa des Kommerzienrats Ebert, in dessen Papierfabrik das Preußische Papiergeld hergestellt wird. Von hier kehrten wir durch den herrlichen Buchenwald zurück und erstiegen hinter dem Gesundbrunnen die Höhen. Der Boden ist sehr quellreich, und das Wasser setzt einen braunen Schlamm ab, der andeutet, daß es eisenhaltig ist. Diese Tatsache wurde schon im Jahre 1572 von Thurneysser festgestellt, aber erst seit 1750 wurde Eberswalde als Bad entdeckt. Zu einiger Bedeutung kam es jedoch erst, als es Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1821 besuchte. Die Quelle liefert gegenwärtig jährlich 300 000 Flaschen Tafelwasser. Augenblicklich gehört der Gesundbrunnen der Familie Hefter. Von dem Platz mit der Luthereiche und dem Luthersteine hat man einen umfassenden Blick in das Eberswalder Tal.

Nach dem Frühstück im Ratskeller wurden die Wagen bestiegen, die uns nach Liepe zur Besichtigung der Schleusen bringen sollten. Die Chaussee führt fast bis an Ort und Stelle durch schönen Wald, z. T. auch Laubwald. Vom Eberswalder Schwesternverein hatten sich uns angeschlossen Herr Amtsgerichtsrat Hirschfeld und Herr Baurat Zillich. An Ort und Stelle empfing uns Herr Regierungsbaumeister Aeffke. Nachdem er uns an zwei Zeichnungen die Einzelheiten einer Schleuse nebst den beiden Sparbecken in ihrer Ausführung und in ihrer Wirkung auseinandergesetzt hatte, führte er uns die Schleusentreppe in die Höhe und gab uns unterwegs die nötigen Details über die Länge der Schleusen, die Menge des verbrauchten Materials, die Art und Weise der Beförderung der Schiffe und dergl. Es ist hier nicht nötig, auf diese Dinge einzugehen, weil sich die nötigen Angaben im 2. Hefte dieses Jahrgangs S. 17 finden.

Nachdem wir unserem lebenswürdigen Führer unseren Dank abgestattet hatten, wurden die Wagen wieder bestiegen und die Rückfahrt angetreten. In Eberswalde war dann noch Zeit zur Einnahme des Abendbrotes und für eine kurze Plauderstunde mit den Eberswalder Teilnehmern. Um 7,18 Uhr wurde die Rückfahrt nach Berlin angetreten.

5. (2. ordentliche) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 22. Mai 1912, abends 7^{1/2} Uhr im Vortragssaal
des Märkischen Museums.

Vorsitzender: Geheimer Justizrat Uhles.

I. An Stelle des durch Krankheit verhinderten Botanikers Herrn Cuno Becker, welcher über den märkischen Wald und seine Flora sprechen wollte, hält Herr Professor Dr. Otto Pniower unter Vorlage von Bildwerken einen Vortrag: Ansichten Berlins aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

II. Der stellvertretende Vorsitzende zeigte der Versammlung einen Baustein, der aus den Ruinen des alten kurbrandenburgischen Forts Groß-Friedrichsburg stammt und ein Geschenk u. M. Herrn Admiralstabssekretärs Chr. Voigt bedeutet. Letzterer gab dazu nachstehende Erläuterungen:

In einem früheren Vortrage*) über die kurbrandenburgische Marine berichtete ich von der Gründung des Forts Groß-Friedrichsburg, die am 1. Januar 1683 auf der Guineaküste durch den Major und Kammerjunker Otto Friedrich v. d. Gröben erfolgte.

Von diesem vielumstrittenen Fort, dessen Ruinen heute von üppiger Tropenvegetation überwuchert sind, ist es mir gelungen, ein Andenken oder Erinnerungsstück in Gestalt eines Mauersteins zu erlangen. Es ist dies ein gelblicher Backstein, ursprünglich aus deutschen Landen stammend, denn die zum Bau des Forts verwendeten Materialien, wie Holz, Eisen, Ziegelsteine usw., wurden zu Schiff nach der Baustelle verbracht.

Als das auf der westafrikanischen Küste stationierte Kanonenboot „Eber“ im vorigen Frühjahr Groß-Friedrichsburg mit dem Auftrag anließ, sich die noch dort befindlichen alten Geschütze anzusehen, hielt ich die Gelegenheit für günstig, etwas greifbares von dem alten Fort in die Hand zu bekommen, und wandte mich zu diesem Zweck an den Verwaltungsbeamten des Schiffes, Herrn Marinezahlmeister Habicht, meinen Kriegskameraden aus dem China-Feldzuge, mit der Bitte, mir etwaige photographische Aufnahmen beim Besuch des Forts, sowie zwei Steine aus dem Mauerwerk des letzteren zukommen zu lassen. Der genannte Herr war liebenswürdig genug, meiner Bitte zu entsprechen.

*) Monatsblatt der Brandenburgia, Juni/Juli-Heft 1911.

Von den beiden Steinen bestimmte ich nun den einen für die „Brandenburgia“. Die Steine wurden, während S. M. S. „Eber“ draußen blieb, mit S. M. S. „Panther“ nach der Heimat gebracht. Sie stammen aus der Südbastion von dem Gewölbe, das nach Schnitters Plan als Grabgewölbe für den Kommandanten bestimmt war. Dort hat sie der freundliche Spender selber ausgebrochen.

Hat der Stein selber auch weiter keinen Wert, so wohnt dennoch eine höhere ideelle Bedeutung in ihm, die ihn uns als Erinnerungszeichen an eine verflossene Glanzperiode brandenburgisch-preußischen kolonialen Ruhmes teuer erscheinen läßt, zum Andenken an jene Tage, da der rote Aar stolzen Fluges den heimischen Horst verließ, um seinen Platz auf dem Weltmeer zu erobern.

Uns Epigonen aber möge der Stein eine Erinnerung sein an die Großtaten Friedrich Wilhelms in schweren Zeiten und zugleich eine Mahnung, treu und fest am Vaterlande zu halten und deutsche Erungenschaften vor dem Schicksal Groß-Friedrichsburgs zu bewahren, das sich leider noch immer in fremden Händen befindet.*)

Über den Besuch des Forts und die Entnahme der Steine schrieb mir Herr Habicht unterm 19. Mai d. J. nachstehendes:

„Der Besuch der Feste erfolgte am 25. April (1911) vormittags. S. M. S. „Eber“ war an diesem Tage früh morgens mit dem englischen Commissioner von Axim an Bord von Axim in See gegangen und ankerte gegen 8 Uhr morgens vor Groß-Friedrichsburg. Unmittelbar nach dem Ankern bestiegen der Commissioner, der Kommandant und der grösste Teil der Offiziere das von Axim in Schleppe mitgenommene Brandungsboot mit schwarzer Besatzung, um an Land zu fahren. Die Dünung war ziemlich stark und die Brandung daher sehr erheblich. Jedoch kamen wir mit einigen Spritzern davon. Auf dem Rücken einer großen Welle wurde unser Boot zum Schluß mit schneller Fahrt auf den Strand gesetzt, von wo wir auf dem Rücken von Schwarzen (aus dem bei der Feste Groß-Friedrichsburg liegenden großen Negerdorf) durch das seichte Wasser auf den trockenen Strand getragen wurden. Unter Führung des Neger-Chiefs und mehrerer anderer Schwarzer stiegen wir sofort nach kurzem Palawer auf den dicht neben der Landungsstelle sich erhebenden, von den berühmten Ruinen gekrönten Berg . . . Wir fanden den Erdboden von Gras und Sträuchern überwuchert, so daß man häufig nicht hindurch konnte. Alte Geschütze waren nur in geringer Zahl zu entdecken; sie waren schon sehr verwittert. Nach ungefähr halbstündigem Aufenthalte in dem alten Gemäuer kehrten wir mehr oder weniger mit Steinen beladen — die Größe der für Sie bestimmten Steine haben allerdings die sämtlichen anderen nicht erreicht — zu dem Boot zurück. Da es gegen 9 Uhr war, wurde es schon sehr heiß. Die Fahrt

*) Seit 1871 in englischem Besitze.

durch die Brandung, jetzt noch schwieriger als bei der Ankunft, verlief ohne Unfall, und glücklich gelangten wir mit unsern Schätzen an Bord. Um $\frac{3}{4}$ 10 Uhr gingen wir Anker auf, brachten den Commissioner und sein Boot nach Axim zurück und ankerten abends schon vor Sekondi.“

Späterhin erhielt ich von dem freundlichen Briefschreiber einige Photos, die der 1. Offizier des Schiffes, Kapitänleutnant Schulze, aufgenommen und ihm bereitwillig zur Verfügung gestellt hatte. Ein weiteres Bild nach einer Aufnahme des Schiffszahlmeisters gibt einen Schwarzen wieder, der die beiden Steine auf dem Kopfe trägt.

Mit wenigen Worten möchte ich noch des Erbauers des genannten Forts gedenken. Im Jahre 1684 ging der Ingenieur-Kapitän Karl Konstantin v. Schnitter mit dem nötigen Personal an Bord des „Goldener Löwe“ und begleitet von dem Schiff „Wasserhund“ zum Fortbau hinaus. Unter Beihilfe der Eingeborenen ward das Fort nach Schnitters Rissen errichtet; allerdings zog sich die Fertigstellung infolge des stetigen Ausbaues bis zum Jahre 1708 hinaus. Mit der Abtretung der Besitzungen an der Goldküste an Holland (1717) geriet das alte Fort allmählich in eine unverdiente Vergessenheit. Ein Menschenalter später finden wir eine Skizze des Forts in Barbots Reisebeschreibung*) schon mit der Bezeichnung als das dänische Fort Friedrichsburg. Jahrzehnte vergingen, bis endlich Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Originalpläne des Forts Groß-Friedrichsburg und der Dorotheenschanze, von Schnitter eigenhändig gezeichnet, im Kartenarchiv des Großen Generalstabes zu Berlin aufgefunden wurden.

Schnitter steht uns Berlinern insofern nahe, als sich seine Grabstätte in unserer Kathedrale von St. Nikolai befindet. Inmitten der Chorseite erscheint es in prächtiger Ausschmückung mit Brustbild, Wappen und kriegerischen Emblemen — ein Wahrzeichen kurbrandenburgischen Ruhmes. Neben ihm ist seine Gattin, eine Tochter des berühmten Geschichtsschreibers Freiherrn v. Pufendorf, beigesetzt.

Im Anschluß an die vorstehenden Ausführungen gab der Vortragende eine Reihe interessanter, fast durchweg neuer Lichtbilder, so die 5 Photos des Kapitänleutnants Schulze von den Ruinen des Forts, zwei Siegel der Brandenburgisch- bzw. Preußisch-Afrikanischen Kompagnie, Abbildungen der zwei silbernen Kolonialmünzen des Großen Kurfürsten, Guinea-Dukaten, auch mehrere vom Vortragenden wieder aufgefundene alte Abbildungen von Groß-Friedrichsburg aus der „Allgem. Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande“, und aus W. Bosmans nauwkeurige Reysebeschrijving usw.

In der nachfolgenden Besprechung äußerte Herr Prof. Buchholtz seine Bedenken, daß der Stein aus der Heimat stamme; ob es nicht möglich

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. 1750.

wäre, dass er an Ort und Stelle gebrannt sei, da mit so großen Schiffsladungen von Steinen wohl kaum zu rechnen gewesen sei. Der Vortragende konnte diese Bedenken durch den Hinweis entkräften, daß das Fort zum größten Teil aus Bruchsteinen errichtet war und daß die Backsteine nur für eigentliches Mauerwerk (Fütterung, Wohngebäude) verwendet wurden. Ungewiß aber bleibt die eigentliche Heimat des Steins, da Steinladungen aus verschiedenen Plätzen wie Hamburg, Königsberg und Emden ausgingen. Auch die Mitnahme aus Zwischenhäfen muß als ausgeschlossen gelten, da solche in damaliger Zeit grundsätzlich nur dann angelaufen wurden, wenn ein bestimmter Zweck vorlag.

Hinsichtlich der Untersuchung des Steines vgl. Heft 8 u. 9, November und Dezember 1912, Seite 125.

III. Nach der Sitzung Vereinigung in dem Marinehaus.

Kleine Mitteilungen.

Scherz und Spott im Havelland. Mitgeteilt von unserm Mitglied Herrn Redakteur Wilhelm Kotzde in Rathenow. (Vgl. auch Kreisblatt für das Westhavelland vom 28. April 1912.)

Wer den Havelländer kennt, weiß, daß es ihm an Witz und Laune nicht fehlt. Dabei verfährt er nicht immer sanft, und er läßt den lieben Mitmenschen gern herhalten. Es ist aber nicht so böse gemeint und stört Friede und Freundschaft nicht, es sei denn, daß einer gar zu empfindlich ist. In meiner Sammelmappe, die ich im Auftrage des Havelländischen Heimatvereins angelegt habe, findet sich manches Beispiel dafür. So haben anscheinend die Sandauer und Havelberger manches wider einander. In Havelberg spricht man gern von den Sandauer Klutenpettern. Die Sandauer rächen sich, indem sie von den Havelbergern als Plötzentr. etern sprechen. Das sind sogenannte Ükelnamen. Über einen solchen verfügen auch die Schollener. Hoffentlich nehmen sie es mir nicht übel, wenn ich hier die Öffentlichkeit an ihn erinnere; man nennt sie die Jäelbeenigen. Damit hat es folgende Bewandnis. In alter Zeit hatten die Schollener einen Tribut an Eiern abzuliefern, der einen ganzen Wagen füllte. Nun nahmen sie einst einen zu kleinen Wagen, der die Eier nicht alle fassen konnte; um Raum zu gewinnen, traten sie dieses zerbrechliche Hühnerfabrikat mit den Füßen zusammen. Wie die danach aussahen, braucht man wohl nicht zu schildern. Auch in Radewege ist man zum Spott aufgelegt. Davon zeugen folgende Fragen: Welches ist der Unterschied zwischen Radewege und Lünow? Antwort:

Raewä het keen Paster,
un in Lünow is mehr Dreck wie Plaster.

Die zweite Frage: Butzow, Dreier un Biersuppe, wie reimt sich det tuesamm? Antwort:

Butzow liegt in'n Grund,
'n Dreier is rund,
un Biersuppe is gesund.

Noch eine hübsche Geschichte weiß ich von Schollene, die soll um 1850 passiert sein: Eines schönen Sonntags war die Frau eines Häuslers in die Kirche gegangen, der Mann war mit dem Töchterchen zu Haus geblieben, denn man erwartete im Schweinestall ein Ereignis. Richtig wirft die Sau auch acht Junge. Da sagt der Häusler: „Wenn doch nu uns' Mutter hier wär!“ Das Kind hört die Worte, läuft zur Kirche, sieht den Pfarrer auf der Kanzel und ruft atemlos: „Mann in de Tun, weetst nich, wo unse Mutter is? Unse Sau hätte ferkt, een witt', een swart', een jrauet', een kunterbunt', een ringelstert', een ohne Stert, un noch eent, un noch eent!“ — Aber auch die Schollener scheinen sich gern mit anderen Leuten zu beschäftigen. So sagt man dort:

Ich heiße Quappe, lebe als Rentier,
Komme von Ferchesar mit'n Sack voll Flöh.

Wegen der folgenden Mitteilung bitte ich die Pritzerber mir nicht böse zu sein. Wenn sich jemand im südlichen Havellande nicht gerade sehr schlau anstellt, so sagt man dort: „Du bist noch dümmer, wie de Pritzerber!“ Von diesen erzählt man allerlei Streiche, gerade wie von den Schildbürgern. So wollten die Pritzerber einmal mit ihrem Bauholz quer durchs Tor gehen, was sie natürlich nicht schafften. Bei andauerndem Regen, der über Pritzerbe zu kommen pflegt, sagt man, in sein Schicksal gefaßt: „Na, dänn maken wir et, wie die Pritzerber, dänn laten wi't räen“. — Zum Angeln gehört Geduld und der Angler kann einen Trostspruch gebrauchen. In Retzow lautet er so:

De Angel brannt, de Piern schrein.
De Fische wolln nich bieten.

Auch folgenden hübschen Vers spricht man in Retzow:

Wenn der Schwaberg Butter wär,
Und die Achterwiese Grütze,
Und es käm ein heller Sonnenschein
Und es flöß die Butter in die Grütze,
Ach, das müßt ein herrlich Essen sein.

Man scheint also in Retzow sehr für einen guten Happen zu sein. Daß man dort mit der Wahrheit nicht hinterm Berge hält, beweist folgender Vers:

Schimpe, Schelle, deiht nich weh.
Wär mi schimpt, hät Lus un Flöhn;
Lus' und Flöhn hät jedermann
Där am düllsten schimpen kann.

Mit der lieben Nachbarschaft hat man es in Retzow auch gern. So sagt man:

Juck, juck na Stölln,
De Prester riet up Fölln,
De Köster up de bunte Kob,
Juck, juck, juck, na Stölln to.

X Oder:
 X Tuckschebuck von Bamme,
 Hangt sich an de Kramme,
 Wenn de Kramme breckt,
 Lärer Tuckschebuck in'n Dreck.

Auch in Rathenow weiß man mancherlei. Ein Vers lautet:

X Pinkepank der Schmiedt ist krank
 Bei Sauerkohl und Schinken.

Ein anderer Vers:

En Buermäken will ick nich,
 Ick will en ut de Stadt,
 De grade up de Bene is
 Un kenen Fehler hat.
 Un wenn ick de nich hebben sull,
 Denn werd ick desperat,
 Denn jah ick na 'en Paradeplatz
 Un werde furts Soldat.

X Daß man auch in Rathenow gern anderen Leuten was anhat, das zeigt
 folgende Redensart über einen Faulen: „Er hat die Warnau'sche Krankheit:
 Aeten un Drinken smeckt, aberst möe, immer möe, un so'n Schudder — för
 de Arbeit, un so'n Träcken — nachd Bedde“. Oder man sagt: „In Ebel-
 X günde doar blaffen die Hunde mit'n Stert“. Schollene bezeichnet man:
 X Schollunse an der Seeküste. Nun will ich aber ganz gewiß von den Schol-
 lenern nichts mehr sagen, sonst geht es mir doch noch schlecht, wenn ich
 wieder einmal hinkomme.

Auch die Plauer läßt man nicht in Ruhe. Man sagt, wer vom Plauer
 Wasser trinkt, lernt schnarren. In Fohrde erzählt man auch eine Geschichte
 von den Pritzerbern. Als noch zwischen Fohrde und Pritzerbe eine Fähre
 bestand, kamen einmal zwei reisende Kaufleute, die mit dem Fährmann ein
 Gespräch anknüpften, um ihn zu hänseln.

Reisender: Hier gibt es wohl viel Fische?

Fährmann: De gebt et de Menge.

Reisender: Gibt es hier auch Walfische?

Fährmann: Ne, aberscht Heringe.

Reisender (überrascht): Heringe?

Fährmann: Jo, de hät hier jeder Kofmann.

Reisender: Aber wo sind denn die vielen Fische? Man sieht ja keine!
 (Es regnete).

Fährmann: De sitten unne de Fähre, de hebben Bange, se können
 natt wern.

(Die Reisenden waren an eine falsche Adresse gekommen).

Patriotische Gaben 1813. Mitgeteilt von Friedrich Hermann Usener.
 Was 1813 von der preußischen Bevölkerung auf den Altar des Vaterlandes
 gelegt wurde, ist im einzelnen nie recht bekannt geworden. Im Nachlasse
 des Generals v. Scharnhorst befinden sich aber noch drei Verzeichnisse von

Silbergerät, die Zeugnis ablegen von der Opferwilligkeit schlesischer Familien. Um ihr Andenken zu ehren, sollen diese Verzeichnisse, die noch heute im Hause der verstorbenen Frau Agnes v. Münchhausen, geb. v. Scharnhorst in Erdmannsdorf in Schlesien aufbewahrt werden, hier wiedergegeben sein.

Verzeichnis

des von dem Herrn Grafen von Sandretzky als patriotischen Beitrag mir übersandten Silberzeuges.

Nr. 1	a—f	Sechs Stück Armleuchter complett mit Tüllen 46 Mark à 8 rthlr.	= 368 rthlr.	
"	2	a—f Sechs Stück Spiralleuchter mit Tüllen 7 Mark 7 Loth	= 59 "	12
"	3	a—b Zwei Stück große Tischleuchter 4 Mark 5 ¹ / ₂ Loth	= 34 "	18
"	4	a—b Zwei Stück kleiner dito 1 Mark 12 Loth	= 14 "	
"	5	a—b Zwei große Terrinen mit Untersatz und Deckel 54 Mark 14 Loth	= 439 "	
"	6	a—b Zwei große Kaffeekannen 11 Mark 4 Loth à 9 rthlr.	= 101 "	6
"	7	— Eine große Sahnekanne 4 Mark 11 Loth à 8 rthlr.	= 39 "	12
"	8	— Eine kleine dito 2 Mark 11 ¹ / ₂ Loth	= 20 "	18
"	9	— Eine noch kleinere dito mit hölzernem Stiel 9 Loth	= 4 "	12
"	10	— Eine Theekanne	} 4 Mark 3 Loth = 33 "	12
"	11	— Eine kleinere dito ohne Stiel		
"	12	— Eine Zuckerdose mit Schlüssel ohne Schloß 3 Mark 6 Loth	= 27 "	
"	13	— Ein Becher mit Deckel 2 Mark 1 Loth à 9 rthlr.	= 18 "	14
"	14	— Ein großer Suppenlöffel 1 Mark	= 8 "	
"	15	a—b Zwei Vorlegelöffel 1 Mark 8 ¹ / ₂ Loth	= 12 "	6
"	16	— Eine Eierkuchenpritsche ohne Stiel 9 Loth	= 4 "	12
"	17	— Ein großes Präsentierbrett 10 Mark 13 ¹ / ₂ Loth	= 86 "	18
"	18	a—b Zwei kleine Präsentierbretter 8 Mark 3 ¹ / ₂ Loth	= 65 "	18
"	19	— Ein Dutzend Messer 2 Mark 4 Loth	= 18 "	
"	20	a—c Drei Dutzend Gabeln 10 Mark 3 Loth	= 81 "	12
"	21	a—d Drei Dutzend und 5 Stück Eßlöffel 10 Mark 1 Loth	= 80 "	12

Summa 1516 rthlr. 14 ⁴/₁₂

Breslau, d. 23. Febr. 1813.

Scharnhorst.

v. Hüser, Capitain.

Es ist bei mir gewogen worden, worüber ich es Atéstire.

Jaques Somme.

An Scharnhorst:

Hochwohlgeborener Herr,
Hochzuverehrender Herr General-Lieutenant.

Ew. Excellenz bitten wir, unser sämtliches, hier mitfolgendes Silber, wovon die Specification beyliegt, in Dero Hände, als freiwilliges Opfer für König und Vaterland legen zu dürfen.

Mit tiefster Verehrung unterzeichnen wir uns

Ew. Excellenz

unterthänigsten

v. Rothkirch auf Rothkirch

v. Rothkirch, geborene v. Rothkirch.

Breslau, den
2ten Maertz
1813.

Nr. 26.

Specification.

Silberne Messer und Gabel	24 Paar.
Silberne Löffel	24 Stück.
Silberne Messerbänkchen	24 Stück.
Silberne Salzfüßchen	2 Stück.
Silberne Leuchter	2 Stück.
Eine silberne Suppenkelle.	

*

Erhalten von dem Herrn Geheimen Secretair Gros, wohledelgeboren an Silberwerk wie folgt:

24 Paar Messer und Gabeln
24 Stück Löffel
24 Stück Messerbänke
2 Stück Salzfüßchen
2 Stück Leuchter
1 Vorlegelöffel

wiegt in Summe 22 Mark 19 Loth à Loth 14 Sigr. Curant 169 rthlr. 26 4 curant. Gißmann.

Bücherschau.

Fritz Eichberg: **Markgraf Otto mit dem Pfeil.** Ein Lied der Treue 2. stark veränderte Auflage. Friedrichshagen 1913. Selbstverlag des Verfassers. Preis des illustrierten Buches geheftet 1.50 M, elegant geb. 2.00 M. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. — Fritz Eichbergs Dichtungen haben seit langer Zeit vielen Beifall gefunden. Seine Muse ist in Brandenburg heimisch und trägt alle Züge dieser landschaftlichen Begrenzung. Wenn man den Friesen nachsagt, daß sie nicht singen können, dann trifft dieser Mangel, des mehr lyrisch als gesangsmäßig

gemeinten Elements auch auf den Märker zu, der in seiner schwerfälligen Art sich weniger lyrischen als epischen Empfindungen hingibt. Es wird die Aufgabe der Wissenschaft sein, den Ursachen dieser Stammespsyche nachzugehen; darin sind aber auch Eichbergs Dichtungen bodenständig, daß in ihnen mehr das Epische als das Lyrische zum Ausdruck kommt, daß mehr der harte Ton unaufhaltsamen Vollbringens hindurchklingt, als die weiche Innigkeit sentimentaler Stimmung. Und doch schlummert hinter dem epischen Gang der Entwicklung eine lyrische Unterschicht, die auf einen fremden Einschlag in der Person des Dichters deuten läßt. Es sind nun bald zwanzig Jahr verflossen, seit sein Epos Markgraf Otto mit dem Pfeil erschien, wie der Dichter sagt „in zu großer Breite und lockerer Führung der Handlung“, was er selbst als eine Störung empfand. Wie weit diese Schwächen vorhanden waren, kann ich nicht beurteilen, da ich die Erstausgabe nicht kenne. Aber die neue Auflage, die jetzt in einem hübschen Bande von beinahe 100 Seiten vorliegt, gibt doch die Erkenntnis, daß der Dichter sehr wohl den Stoff zu beherrschen weiß. In dem Aufbau des Ganzen zeigt sich der Dichter, der sich nicht vom Stoffe treiben läßt, sondern der mit sicherer Beherrschung der Sprache die Entwicklung im Auge behält, selbst wenn sie nicht immer mit den geschichtlichen Tatsachen im Einklange steht. Fehlt dem Epos vereinzelt die geschichtliche Beweiskraft in den einzelnen Zügen, so gewinnt es an logischer Überzeugungskraft, die aus der Entwicklung der Charaktere gewonnen ist. Und das ist ja schließlich die Hauptsache. Wir wollen bei einer Dichtung garnicht die Ereignisse mit der kalten Elle urkundlicher Sicherheit nachmessen, um sie nachher gelangweilt aus der Hand zu legen; wir wollen Leben, nichts als Leben, das seine Legitimierung aus der Anlage der Charaktere gewinnt. Der Dichter nimmt seinen tragischen Konflikt aus dem Liebeswerben Ottos, seines Bruders Erich und Bernhards von Wölpe um Heilwig von Holstein; aus ihm entwickelt sich die Handlung, die die Kämpfe Ottos von einer besonderen Seite beleuchtet. Wie aus diesen auch lyrisch reich ausgestatteten Kämpfen sich die Taten Ottos bis zur Selbstbesiegung emporranken, das ist mit großer Kraft und Wahrheit geschildert. Dadurch ist meines Erachtens aber auch der geschichtlichen Wahrheit ein großer Dienst erwiesen, denn das Epos stellt den Markgrafen und seine Zeitgenossen aus der staubigen Registratur dürrer Pergamentaufzeichnungen auf eine Plattform, auf der sie uns menschlich nahestehen und wir ihnen. So möge denn das hübsch ausgestattete Werk sich einen Platz in vielen Häusern und Herzen Brandenburgs erwerben und den Sinn beleben für eine der schönsten Zeiten heimatlicher Geschichte!

R. M.

Führer durch die Dennewitz-Gedenkhalle. Herausgegeben von Paul Zimmermann, Pfarrer in Niedergörsdorf. Berlin, gedruckt bei Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker. — Unser ehrwürdiges Mitglied, Herr Pfarrer em. Eduard Zimmermann, der sich uns als Führer auf unserem Ausfluge nach Jüterbog bewährt hat, und der sich auch mit wertvollen Arbeiten für unser Archiv betätigte, hat während seiner langen seel-

sorgerischen Tätigkeit in Niedergörsdorf die Erinnerungen an die Schlacht von Dennewitz gepflegt. Am Abend seines Lebens hatte er noch die Freude, als würdigen Abschluß seiner Arbeit, eine schöne Gedenkhalle für die Sammlung zustande zu bringen. Sein Sohn und Amtsnachfolger, Herr Pfarrer Paul Zimmermann, hat nun den vorliegenden Führer geschrieben. In der Einleitung werden die Vorarbeiten aufgezählt und die Leute namhaft gemacht, die bei dem Werke mitgewirkt haben. Darauf folgt die Beschreibung der Halle und die Aufzählung ihres Inhaltes. Es ist sehr zweckmäßig, daß zu den Bildern der Helden kurze Daten aus ihrem Leben angeführt werden. Auch diese bescheidene Halle gehört unter die Ruhmeshallen unseres Vaterlandes.

Zache.

Berliner Kalender. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin. Berlin im Jahre 1813. Zeichnungen von Prof. Richard Knötel. Redaktion von Prof. Georg Voß. — Das Kalendarium ist geschmückt mit prächtigen Schwarzweißbildern von Knötel, welche die wichtigsten Daten jenes Jahres festlegen, z. B. den Einzug der geschlagenen französischen Truppen, den Einmarsch der ersten Kosaken am 20. Februar usw. Von den größeren Aufsätzen mögen genannt werden: Die Berliner Landwehr 1813—15, von Major z. D. Noël; Berliner Briefe aus dem Oktober 1813, von Holtze, und Die französische Kolonie zur Zeit der Befreiungskriege, von Béringuier. Diesen Text schmücken noch mehrere Bilder, z. B. Porträts von Scharnhorst, Hardenberg usw.

Zache.

Heimatkalender für den Kreis Luckau 1913. Unter der großen Zahl der interessanten Aufsätze finden sich auch einige, die einen größeren Kreis angehen. Dahin gehört z. B. der Beitrag unseres Ausschußmitgliedes Robert Mielke: Märkische Wahrzeichen, und der des Regierungs-Rats Lippert vom Königlichen Hauptstaatsarchiv in Dresden über die Landesherren der Niederlausitz. Zu den Aufsätzen, die einen engeren Kreis interessieren, gehören u. a. die folgenden: Die Kalksteinbrüche von Rüdersdorf, Alt-Potsdam und die Geschichte der Kgl. Schloßkirche in Dobrilugk N.-L. Die Mehrzahl der Aufsätze ist mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet. Dieser Kalender, der im 3. Jahrgange vorliegt, schließt sich würdig den übrigen Kreiskalendern der Provinz an. Wir wünschen ihm für die Zukunft einen guten Fortgang.

Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

6. (4. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 2. Juni 1912.

Fahrt nach Gross- und Klein-Beeren zur Besichtigung der Ausgrabung eines altgermanischen Dorfes und des Schlachtfeldes bei Grossbeeren.

Abfahrt von Berlin, Anhalter Bahnhof 1.15, Ankunft an Bahnhof Groß-Beeren 1.43.

Nach der Ankunft auf dem Bahnhof wanderte die sehr stattliche Gesellschaft zum Dorfe und nahm in dem Gasthof von Gensert zunächst den Kaffee ein. Danach führte Herr Dr. Kiekebusch die Erschienenen zu den unter seiner Aufsicht freigelegten Grundrissen der vorgeschichtlichen Siedelung. Die Örtlichkeit liegt nicht weit vom Dorf auf dem anderen Ufer des Lilo-Grabens. Auf einer niedrigen Anhöhe befinden sich die Siedelungen. Ein Profil ist hier freigelegt worden, indem man einen Graben zog. Die Böschung zeigt ungefähr folgendes: unter einer 25 cm grauen Kulturschicht liegt ein horizontaler schwarzer Streifen, der vorwiegend aus Kohle besteht und sich dadurch als die vorgeschichtliche Kulturschicht dokumentiert, und darunter folgt der gewachsene Boden. An einigen Stellen aber geht die schwarze Schicht tiefer in den ungeritzten Boden hinab, wodurch sich die Pfostenlöcher oder die Abfallgruben verraten. Neben diesem Aufriß hat man auch einen Grundriß freigelegt; hierbei geben die 50 cm tiefen schwarzen Löcher die Stellen der Pfähle an. Innerhalb des Grundrisses sind auch die Herdstellen durch die schwarze Farbe kenntlich gemacht. Die zahlreichen Funde von Gebrauchsgegenständen bestätigen es, daß es sich hier um vorgeschichtliche Siedelungen handelt und zwar um solche aus dem 1. und 2. Jahrhundert nach Christi Geburt. Es ist ein zerbrochenes Gefäß gefunden, ein Kochstein, 6 Spinnwirtel, ein Bronzestück, zwei Vögel darstellend, ein Käsegefäß, eine Flöte aus Hirschgeweih, ein Hundeskelett u. a.

Ein heftiges Gewitter mit Regen zwang die Ausflügler so schnell als möglich das schützende Dach des Gasthauses wieder aufzusuchen. Während der Wartezeit verlas u. M. Herr Prof. Bardey zwei Briefe eines Mitkämpfers der Schlacht von Großbeeren und zwar des Leutnants A. Burchard vom Leibhusarenregiment über den Verlauf der Kavallerie-attacke, die bei einbrechender Dämmerung noch von den Franzosen geritten wurde.

Darauf begab sich die Gesellschaft unter Führung des Herrn Pfarrers Parisius auf das Schlachtfeld von Großbeeren. Am Fuße der 10 m hohen Feldsteinpyramide, welche im Jahre 1906 von der Stadt Berlin an Stelle der alten Windmühle errichtet wurde, gab Herr Pfarrer Parisius eine ausführliche Darstellung von dem Verlauf der Schlacht. Eine Schilderung der Schlacht findet sich Monatsbl. VI. Jahrg. S. 75. Sie gehört zu einem Bericht über den Ausflug unserer Gesellschaft vom 19. Mai 1897 nach dieser Stelle, weshalb hier auf eine Wiedergabe verzichtet werden soll.

Nach der Besichtigung des Schlachtfeldes führte Herr Pastor Parisius die Gesellschaft zum Dorf zurück und geleitete sie hier in die Kirche. Auch über die Schicksale der Kirche findet sich in demselben Jahrgang aus der Feder unseres Führers S. 81 ein ausführlicher Aufsatz. Nachdem wir noch den Kirchhof und das Denkmal nebst den beiden Kanonen besichtigt hatten, schieden wir mit Dank von unserem Führer.

Während der Besichtigung des Schlachtfeldes hatte ein Teil der Teilnehmer der Sammlung des Herrn Dr. Hindenburg einen Besuch abgestattet. Sie enthält eine Fülle von wertvollen prähistorischen Fundstücken aus der Umgegend von Großbeeren. Die Funde lehren zugleich, daß die nähere Umgebung reich besiedelt war.

Die Rückfahrt nach Berlin wurde um 6.58 Uhr angetreten.

7. (5. ausserord.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 16. Juni 1912.

**Wanderfahrt nach Friedrichshagen. Nachmittags 4 Uhr:
Besichtigung des Instituts für Binnenfischerei am Müggelsee.**

Der 2. Vorsitzende Herr Geheimrat Uhles begrüßte die zahlreich erschienenen Teilnehmer, und Herr Direktor Professor Dr. Schiemenz übernahm die Führung durch das Gebäude. Es wurden die verschiedenen Räumlichkeiten in Augenschein genommen und ihre Einrichtungen und

Aufgaben erläutert. In dem Saal endlich hielt Herr Professor Schiemenz dann einen zusammenfassenden Vortrag über die Lage der Binnenfischerei und über die Aufgaben des Instituts. Er schätzt z. B. den Wert der verbrauchten Süßwasserfische auf 110 Mill. M., wurden doch in Berlin allein für $9\frac{1}{2}$ Mill. M. frische Fische verzehrt. Es besteht die Ansicht, daß der Fischreichtum unserer Gewässer zurückgehe. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Fische gehen heutigen Tages in die weite Welt, während sie früher an Ort und Stelle verzehrt werden mußten. Außerdem steigen auch die Pachtsummen, z. B. brachte der Scharmützelsee früher 6000 M. und heute 18000 M. In der Saale bei Kalbe bringt z. B. 1 ha 166 M. Reingewinn und an der Oder ein See 177 M. Die Aufgabe des Instituts besteht darin, die Bedingungen zu erforschen, unter denen die örtliche Fischerei die günstigsten Erträge liefert. Die Teichwirtschaft ist sehr wichtig, weil sich der Fischbestand hier am leichtesten kontrollieren läßt. Die Nahrung in einem Teich muß im richtigen Verhältnis stehen zur Anzahl seiner Bewohner. Ein Reichtum an Fischen und noch dazu an alten ist kein Vorzug. Eine intensive Fischerei ist die beste; ein Teich muß wie ein Sieb benutzt werden. Es müssen auch fremde Fische zur Blutauffrischung eingeführt werden. Vom Schonen ist man z. B. ganz abgekommen, weil man z. B. erfahren hat, daß der Zander im Kaiser Wilhelm-Kanal nicht zu halten ist. Es kann z. B. weiter vorkommen, daß das Wasser sich verändert, wodurch natürlich auch die Fischgesellschaft beeinflußt wird. Es ist nicht ohne weiteres richtig, daß Abwässer Schaden anrichten; die Untersuchungen hierüber fehlen noch vielfach. So wichtig derartige chemische Untersuchungen sind, so werden sie doch noch übertroffen von den Anregungen, die sich aus einigen vorliegenden biologischen Beobachtungen ergaben. Es ist sehr merkwürdig, daß Forellen, die von jung auf in Grundwassertümpeln gewesen sind, sehr gut dort gediehen, während eine eingesetzte wilde sofort einging. Auch sind die Forellen der Teiche den wilden im Wachstum um ein Jahr voraus.

Die Sammlungen des Institutes sind schon sehr reich, z. B. enthalten sie die Belege für die obigen Angaben über die Forellen. Andere Gläser enthalten die Nährtiere der Fische. Interessant sind die Sammlungsobjekte über die Entwicklungsgeschichte des Aales. Neben diesen Sammlungsräumen befinden sich Laboratorien für biologische und chemische Untersuchungen. Es werden solche hier auch von Privatleuten ausgeführt. Interessant sind die Bassins mit Satzaalen. Eine große Anzahl Aale befindet sich hier in einem Raum zusammen und sie halten sich in Röhren verborgen, wenn ihnen aber eine Kugel aus Schabefleisch zugeworfen wird, so kommen sie nach kurzer Zeit aus ihrem Versteck heraus und stürzen sich auf die Beute, die sie in Bälde verzehrt haben. Auffallend ist die Tatsache, daß die eingesperrten Aale

nicht mehr wachsen. In dem Institut sind aber nicht nur Plätze für Gelehrte vorhanden, die hier ihre Untersuchungen anstellen, es werden auch Kurse abgehalten für Fischer sowie für Wasserbaubeamte usw. Die Hauptaufgabe des gegenwärtigen Leiters besteht allerdings in der Ausführung von Gutachten in praktischen Fällen.

8. (6. ausserordl.) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 15. September 1912.

Ausflug nach Rheinsberg.

Der Ausflug wurde um 8.49 vom Stettiner Bahnhof aus angetreten, und es hatten sich ungefähr 30 Teilnehmer eingefunden. Um 10.48 traf die Gesellschaft in Rheinsberg ein, wo sie von Herrn Bürgermeister Busch und Herrn Stadtschulrektor Karl Waase in Empfang genommen wurde.

Vom Bahnhof bis zur Stadt sind noch ungefähr 10 Minuten zu laufen. Beim Betreten der Stadt fallen sofort die breiten Straßen auf, die mit stattlichen Linden bepflanzt sind. Der Grundriß der Stadt mit seinen rechtwinkligen Häuserblocks ist von Friedrich d. Großen selbst vorgezeichnet worden, und die Durchführung lag in den Händen Knobelsdorffs, nachdem die Stadt nach dem großen Brand vom Jahre 1740 vollständig in Asche gelegt worden war. Der größte Platz der Stadt ist der Marktplatz, und daran schließt sich nach Süden der Triangel; hier steht neben der alten Friedenseiche ein Musikpavillon, in dem die Kurkapelle und auch zur Zeit der Schießübung die Kapelle des Garde Schützen - Bataillons spielen. Auf dem Triangel steht das Denkmal des jugendlichen Kronprinzen Friedrich. Die Bronzestatue ist von dem Bildhauer Elster - Berlin geschaffen und wurde am 11. Oktober 1903 in Gegenwart des Kronprinzen enthüllt. Unweit des Standbildes befindet sich vor einer Gruppe aus Lebensbäumen eine Bronzestatue des Großen Kaisers. Nach dem See hin wird der Platz begrenzt von einer Reihe Häusern, zu denen das Rathaus, das Gerichtsgebäude und die Gebäude der Königlichen Hofkammer gehören. Das letzte in der Reihe nach dem Schloß hin muß schon diesem zugerechnet werden, denn es ist das ehemalige Kavalierhaus und besteht aus einem Mittelbau und zwei Flügeln, so daß sich zwischen den Gebäuden ein breiter Rasenplatz befindet. Eine Brücke führt von diesem Platz hinüber zum Schloß. Es besitzt ebenfalls einen Mittelbau und zwei Flügel, so daß ein geräumiger Platz vorhanden ist. Dieser wird aber hier durch eine doppelte Säulenreihe abgeschlossen, die eine

Ballustrade mit Figuren trägt. Die beiden Flügel werden von zwei runden Türmen mit einem spitzen Dach begrenzt. Der südliche der beiden stammt noch aus dem Mittelalter und wurde beim Neubau des Schlosses etwas erhöht. Es war hier eine alte Wasserburg vorhanden die den Grafen von Lindow gehörte, von denen sie nacheinander eine Familie von Platen, dann ein Zweig der Bredows und eine Familie von Lochow zum Lehn erhielten. Im Jahre 1685 kam die Burg und die zugehörigen Güter in den Besitz des Großen Kurfürsten, der sie dem General-Major du Hamel schenkte, der sie an den Hofrat de Bellville verkaufte, dessen Sohn sie im Jahre 1734 an den König Friedrich Wilhelm I. veräußerte. Nun wurde mit dem Bau des jetzigen Schlosses begonnen, das von 1736—1740 vom Kronprinzen Friedrich bewohnt wurde, der hier sehr glückliche Jahre verlebte. Der König schenkte in diesem Jahre das Schloß seinem Bruder dem Prinzen Heinrich, der hier am 3. August 1802 starb; von ihm erbte es sein Bruder Prinz Ferdinand, der im Jahre 1813 starb und es seinem Sohn, dem Prinzen August vermacht hatte, der im Jahre 1843 starb, wonach das Schloß wieder an die Krone Preußens zurückfiel.

Das Schloß besteht aus einem Erdgeschoß und einem Obergeschoß und enthält ungefähr 50 Zimmer. Alle sind heutigen Tages fast leer, und nur die Tapeten, die Deckengemälde, die Spiegel, die Kronleuchter und einige Möbel finden sich in ihnen. Auch nur wenige Porträts sind vorhanden. In der Mitte des Obergeschosses z. B. liegt der Speisesaal mit einem großen Deckengemälde von Pesne, das die Flucht der Nacht vor dem Morgen darstellt. Ein zweiter Saal heißt der Muschelsaal, weil an passenden Stellen Schneckengehäuse und Muschelschalen an Wänden und Decken angebracht sind.

Von Gemälden sind vorhanden die Porträts der Eltern Friedrichs und die der vier Schwestern.

Von den Möbeln sind erwähnenswert der Schreibtisch des Königs und der des Prinzen Heinrich. Letzterer gehört zu einem Ruhebett, das auch noch erhalten ist und nebst dem Bett im Erdgeschoß im Sterbezimmer des Prinzen Heinrich steht. Der Prinz war in der letzten Zeit seines Lebens von einem Fußleiden geplagt und brachte seine Zeit daher meist auf einem Ruhebett zu mit dem der Schreibtisch verbunden war, sodaß die Schreibplatte herausgezogen werden konnte. Im ganzen ist also sehr wenig Sehenswertes vorhanden.

Ganz anders verhält es sich mit dem Park, denn hier hat Prinz Heinrich eine Anzahl Monumente errichtet, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Zwei sind besonders wichtig, das eine ist seine Grabkammer aus Ziegelsteinen, die nicht weit vom Schloß steht und eine abgebrochene Pyramide vorstellt. Auf der Tafel, die den Eingang verschließt, befindet sich eine Inschrift in französischer Sprache, die vom

Prinzen selbst verfaßt ist und ein Gemisch aus Resignation und Obstruktion bildet. Das zweite Monument ist ein mächtiger Obelisk mit Tafeln aus Marmor, auf denen die Namen nebst einem kurzen Nachruf von 28 Helden aus den Kriegen des Königs stehen. Der wichtigste Bestandteil des Denkmals ist aber ein Relief-Bildnis des Prinzen August Wilhelm, des 2. Sohnes des Königs Friedrich Wilhelm I., der, beim König in Ungnade gefallen, schon 1758 in Oranienburg gestorben war. Das Herz dieses Prinzen findet sich in einer Marmorurne, die vom Prinzen Heinrich unweit des Schlosses aufgestellt wurde. Ein drittes interessantes Monument, das ein sehr scharfes Licht auf die sentimentale Stimmung des Prinzen Heinrich wirft, ist die Malesherbes-Säule. Sie besteht aus einem senkrechten Säulenstumpf, neben dem das abgebrochene Stück am Boden liegt. Auf einem der Blöcke, die daneben noch angehäuft sind, findet sich die Inschrift in französischer Sprache. Sie feiert den französischen Minister, der für seine Anhänglichkeit an den König Ludwig XVI. guillotiniert wurde. Der Prinz errichtete die Säule im Jahre 1794, und auf ihrer einen Seite befindet sich ein flammendes Herz und auf der andern ein großes Richtschwert. In dieselbe Kategorie der Erinnerungsdenkmale gehört ein umfangreiches würfelförmiges Bauwerk aus Feldsteinen für die Verstorbenen, d. h. Diener, Freunde und Verwandte. Der Prinz hatte dieses Gebäude ursprünglich zu seiner Grabkammer auserwählt und baute sich die schon beschriebene erst später, als er nicht mehr einen so weiten Spaziergang unternehmen konnte. Es finden sich noch andere Sehenswürdigkeiten im Parke, z. B. die Grotte der Egeria und das Standbild der Flora, sowie der Salon, ein offener Kuppelbau mit einem fliegenden Engel von Pesne an der Decke. Wenn die aufgeführten Denkmale Zeugnis ablegen von Stimmungen, die wir heute nicht mehr teilen, so ist doch auch eine Schöpfung des Prinzen vorhanden, die erst in unserer Zeit wieder Verwendung gefunden hat, und zwar ist dies das Naturtheater mit seinen Kulissen aus lebenden Hecken. Hier spielen alljährlich während ihrer Schießübung die Gardeschützen und in jüngster Zeit auch der akademische Verein Hütte ihre Freilichtspiele. Bei dieser Wanderung durch den Park hatte Herr Bürgermeister Busch mit Unterstützung des Herrn Rektors Waase die Erklärungen abgegeben.

Endlich ist noch ein Merkzeichen aus jener Zeit und zwar aus der Kronprinzenzeit zu erwähnen, nämlich der Leuchtturm. Er steht schon außerhalb des Parkes in der südlichen Verlängerung des Schlosses. Ein Feuer auf ihm war für die Offiziere der Ruppiner Garnison das Zeichen, daß sie nach Rheinsberg eingeladen waren.

So ergibt sich also aus dem Rundgang, daß die wichtigsten Sehenswürdigkeiten Rheinsbergs vom Prinzen Heinrich geschaffen wurden. Zu ihnen gehört auch noch das Theater, das sich in dem westlichen Flügel

des schon beschriebenen Kavalierhauses befindet. Es wird jetzt wieder gezeigt und besteht aus einem sehr kleinen Zuschauerraum mit einer mächtigen Bühne. Unter den Logen fällt die des Prinzen auf, weil sie verschlossen ist und nur eine kleine Öffnung besitzt. Der Prinz unterhielt eine französische Theatergesellschaft, die täglich spielte.

Vor Tisch hatten wir das Schloß besichtigt und im Anschluß hieran noch die Kirche, wo Herr Lehrer Lamprecht die Führung übernommen hatte. Die Kirche zeigt deutlich, daß sie in zwei Zeitabschnitten erbaut wurde. Der älteste Teil stammt aus dem 13. Jahrhundert und der jüngere aus dem 16. Jahrhundert. Der ältere Teil ist das zweischiffige Langhaus und der jüngere der dreischiffige Chor. In ihm befindet sich in der nördlichen Wand ein großes Renaissanceepitaph mit zwei Figuren in Lebensgröße, nämlich Achim von Bredow mit seiner Gemahlin, dem Erbauer des Chors. Vor dem Altar steht der Taufstein mit einem Fuß aus gebranntem Ton und unter ihm befindet sich das verschlossene Grabgewölbe der Bredows. Der kleine Messingkronleuchter wurde zum Andenken an den Frieden 1763 zu Ehren der kranzberechtigten Jungfrauen gestiftet. An der Tragsäule im Längsschiff ist eine Urne befestigt zur Erinnerung an ein Fräulein Elsener.

Während der Mittagstafel im Ratskeller toastete Herr Bürgermeister Busch auf die Brandenburgia und der I. Vorsitzende auf die Stadt Rheinsberg.

Nach Tisch wurde der Park besichtigt und danach durch den schönen Wald weiter gewandert bis zur Försterei Boberow, wo in dem freundlichen Garten neben dem Hause der Kaffee eingenommen wurde.

Währenddessen war der Dampfer herangekommen, der uns nun zu einer Rundfahrt aufnahm. Neben dem Ufer ist noch eine bemerkenswerte Stelle. Der Boden ist hier etwas höher als die nähere Umgebung, und es sind ornamentierte Scherben gefunden, so daß man die Überreste eines wendischen Burgwalles vor sich hat. Der Dampfer fuhr durch den Rhinkanal nach Norden in den Rheinsberger See. Inmitten des Sees liegt die dicht bewaldete Remus-Insel, auf der der Sage nach der Mitkönig von Rom begraben liegt. Sie war ein beliebter Ausflugsort des Kronprinzen. Am östlichen Ufer tauchen die hohen Gebäude mit den roten Dächern des Genesungsheims Hohenelse auf und an der Nordspitze des Sees ragt das Schloß Schlaborn empor, vor dem die Yacht des Besitzers vor Anker liegt. Am westlichen Ufer endlich liegt die Kolonie Warenthin bestehend aus einigen Häusern. Nachdem der Dampfer wieder durch den Rhinkanal zurückgefahren war, durchquerte er den Grienericksee und legte an dem Bollwerk an. Der Anblick der Stadt vom See aus ist sehr hübsch, weil einige Villen mit ihren Dächern und Giebeln

hoch emporragen. Es war noch Zeit genug vorhanden für eine Wanderung durch den nördlichen Teil der Stadt, hier befindet sich auch das Kur- und Warmbad für die Sommergäste, denn Rheinsberg hat sich zu einem besuchten Sommeraufenthalt herausgebildet; waren doch in diesem Jahre 4000 Badegäste anwesend. An der großen Straße nach Norden liegen noch mehrere Villen nebst der Carmolfabrik, aus dieser stammte eine Erinnerungsgabe, die bei Tisch verteilt worden war.

Nach dieser Promenade blieb noch so viel Zeit, um vor der Abfahrt noch einen stärkenden Imbiß im Ratskeller einzunehmen. Um 7.30 Uhr wurde die Rückfahrt angetreten.

Auch an dieser Stelle sei noch einmal den beiden Führern, Herrn Bürgermeister Busch und Herrn Stadtschulrektor Waase, herzlichst gedankt.

Kleine Mitteilungen.

Modernster Salon - Aberglaube. Auto - Talismane. In Paris, in London, Berlin, Wien und anderen Großstädten des Auslandes kann man seit kurzem die Wahrnehmung machen, daß Automobilbesitzer durch Anbringen einer Art Talisman an ihren Kraftwagen sich gegen Unglücksfälle zu schützen suchen. Irgendeine als glückbringend geltende Tierfigur aus Holz, Elfenbein oder Metall ziert das Auto vorn an auffallender Stelle. Jeder wählt das en miniature gehaltene plastische Bild des Vierfüßlers, von dem er nach bisherigen Erfahrungen am meisten mit Glück bedacht worden zu sein glaubt. Schwein und Elefant, die beliebtesten Talisman-Modelle, spielen auch hier eine große Rolle. Besonders häufig vertreten ist ein fein ziselirtes silbernes Schweinchen. Die Idee, den von so vielen Gefahren umlauerten „Teufelswagen“ durch einen zugleich ornamental wirkenden Talisman gegen Unheil zu feien, soll von einigen erlauchten Damen ausgegangen sein. Jedenfalls hat diese neueste abergläubische Mode sehr schnell weiteste Verbreitung gefunden. Die Königin von Griechenland hat das am meisten von ihr benutzte Auto mit einer Eule und einem Schweinchen ausstatten lassen. Man vermutet, daß auch der an den Kraftwagen des Königs und der Königin von England prangende Zierrat, eine etwa 10 cm hohe Statuette der mit segnend ausgestreckten Armen dastehenden Britannia, in der einen Hand eine Krone haltend, zu ihren Füßen der britische Löwe, einen Talisman darstellt. Die Königinmutter von Italien hat ihre Zuflucht zu dem als Schutzpatron der Chauffeure erkorenen heiligen Christoph genommen. An jedem ihrer Automobile befindet sich ein Bild dieses Heiligen, überragt von dem königlichen Wappen, und darunter die Inschrift: „St. Christoph, bewahre uns vor den Gefahren des Weges und schütze uns vor Unglück!“ Leider

verrät noch keine Statistik, ob die zahlreich genug sich ereignenden Automobilkatastrophen immer nur solche Personen heimsuchen, die nicht so vorsichtig waren, ihr Gefährt mit einem Talisman zu versehen.

Märkische Spinnstuben. Zum Beweis, daß es noch bei uns Flachsbau und Spinnstuben gibt, legt u. A.-M. Herr Rektor Monke folgenden Ausschnitt aus dem Osthavelländischen Kreisblatt vom 15. Februar 1911 vor:

„Paaren a. W. Ein Spinnstubenbesuch hat dem Knecht H. aus Paaren eine Anklage wegen Hausfriedensbruchs eingetragen. Die männlichen Besucher der fleißigen Spinnerinnen in der Gesindestube des Bauern R. hatten sich wiederholt ungebührlich betragen, so daß ihnen das Wiederbetreten der Spinnstube untersagt war. Die Übertretung dieses Verbotes kostete dem losen Störenfriede 6 Mk. Der Amtsanwalt hatte 20 Mk. beantragt.“

Ich füge hinzu, daß es in der Provinz Brandenburg zwei Ortschaften namens Paaren gibt, beide Kreis Osthavelland; erstens Paaren, Post Falkenrehde, Dorf und Rittergut, zweitens Paaren im Glien, Dorf, Post Börnicke. Gemeint ist vermutlich ersteres.

Wo sind sonst noch in unserer Provinz zur Zeit Spinnstuben im Gange? F.

Berlin's kältester Tag. Der kälteste Tag, den Berlin jemals erlebt hat, war wohl der 7. Februar 1740. Es sollen da, wie berichtet wird, die im Freien hängenden Thermometer, die doch gewiß schon von Berufs wegen „auf Kälte geeicht“ waren, zerplatzt sein, weil der Spiritus in der Kugel gefror und das Glas auseinandersprenge. Die strenge Kälte setzte bereits im Oktober mit -29 Grad ein und dauerte bis zum April. Etwa hundert Jahre früher (1641) herrschte ebenfalls ein grimmiger Winter; das Eis hielt sich sogar bis zum Juli. Der Ausblick auf das Jahr 1940, der sich hieraus ergibt, braucht uns ja vorläufig noch nicht zu beunruhigen; wer weiß, wer dann noch heizt. Aber eine andere Reihe strenger Winter könnte uns die freudige Aussicht auf eisgekühlte Getränke im Sommer 1913 etwas trüben: das Jahr 1408 hatte einen sehr strengen Winter; 1608 herrschte eine Kälte, die dem Winter den Namen „der große Winter“ verschaffte; hundert Jahre früher hatte sich die Kälte allerdings um einige Jahre geirrt; sie trat erst 1513 ein, dann aber so heftig, daß man, wie es heißt, die Jahre danach zählte. Doch 1708 stimmte die Sache wieder; da erfroren die Nuß- und Maulbeerbäume, und etwa hundert Jahre später (1812) setzte schon früh ein sehr harter Winter ein, unser guter Verbündeter, der den großen Napoleon etwas mürbe machte. Glücklicherweise schlägt das Wetter gewöhnlich allen Berechnungen ein Schnippchen; vorläufig reicht's gerade aus, die braven Kohlenhändler wieder einmal zu zufriedenen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen; gehören sie doch gleich den Ärzten zu den Unglücklichen, denen die Leute keinen reellen Verdienst gönnen.

B. L.-A. 7. 2. 1912. M.

Ein havelländischer Volksbrauch, der die Weckeruhr ersetzt, besteht darin, daß man abends rückwärts ins Bett steigt und mit dem linken Fuß so viel mal gegen die Wand schlägt, wie die Zahl der Stunde besagt, in der man aufwachen will. Das Mittel soll probat sein, darf aber nicht zu oft hintereinander angewendet werden. Bekanntlich gibt es auch Leute, die zu einer beliebigen außergewöhnlichen Zeit nach Vorsatz aufwachen, und vielen ist es schon passiert, daß sie von selbst rechtzeitig aufwachen, wenn sie am frühen Morgen eine Reise antreten wollen. Es scheint daher fast, als habe der Mensch im Zustande des Schlafes noch eine gewisse Zeitvorstellung, die wir aber bei der Beurteilung der Zeitdauer sowohl beim Erwachen als auch im wachen Zustande meist vermissen. Die wenigsten Menschen wissen die zeitliche Dauer eines gehörten Musikstücks richtig einzuschätzen, und viele glauben, zwanzig Minuten auf die elektrische Bahn gewartet zu haben, wenn sie sechs Minuten an der Haltestelle gestanden haben, und lassen dann ihren Unmut darüber an dem bösen Schaffner aus. Otto Monke.

Die letzten märkischen Wolfsjagden. Der B. L.-A. hatte am 15. August 1912 folgendes mitgeteilt:

Aus Frankfurt a. O. wird uns geschrieben: Vor einiger Zeit verbreitete sich in der Gegend von Woldenberg in der Neumark das anfänglich stark bezweifelte Gerücht, daß in der Oberförsterei Steinbusch ein Wolf gespürt worden sei. Tatsächlich wurde das Vorhandensein eines solchen Raubtieres festgestellt. Die Spuren wurden nicht nur von dem Forstmeister und den Förstern unzweifelhaft als Wolfsspuren erkannt, von einem Förster wurde das Tier auch gesehen. Außerdem bewiesen drei getötete und angefressene Hirsche, die man im Walde fand, deutlich die Anwesenheit eines Wolfes. Von den Forstbeamten wurde darum eine Treibjagd auf den Räuber abgehalten, die aber erfolglos verlief. Da die Zahl der Schützen zu klein war, gelangt es dem Wolf, nach der Schlopper Forst zu entkommen.

U. A. M. Herr Rektor Otto Monke bemerkt dazu: Ob dieser Wolf, über den man seitdem nichts mehr vernommen hat, nicht doch nur eine Ente war, mag dahingestellt bleiben; doch kann die Mitteilung richtig sein, da ähnliche Meldungen aus dem Arnswalder und Friedeberger Kreise aus den Jahren 1885, 1886 und 1888 vorliegen. Wirkliche „Wolfsplagen“ gab es indessen im 18. Jahrhundert. Rudolf Schmidt berichtet in Nr. 115 der Zeitschrift „Aus der Heimat“, daß im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts allein in der Kurmark Brandenburg 844 Wölfe erlegt wurden; denn im Dreißigjährigen Kriege hatte sich das Raubzeug ungemein vermehrt. Auch in früheren Jahrhunderten waren die Wölfe in der Mark sehr verbreitet. Das bezeugen die zahlreichen Orts- und Flurnamen, z. B. Wolfshagen, Wolfslake, Wolfsgarten, Wolfswinkel, Wolfsloch, Hurrensteig (Hurre = Wölfin) usw. Im Brieselang kann man sogar noch heute an der vom Alten Finkenkrug zum Brieselangkrüge führenden Chaussee beim Kilometerstein 12.6 eine ehemalige Wolfgrube sehen. Schmidt erwähnt einen bei Hangelsberg auf Befehl des Großen Kurfürsten 1652 angelegten Wolfsgarten, auch den 1656 bei Bernau eingerichteten von 244 Ruten Größe und einen dritten bei

Rüdersdorf. Auch beim Finkenkrug gab es einen Wolfsgarten. Für die Gärten und Gruben lieferten die Abdeckereien Tierkadaver, womit die Gruben „angeludert“ wurden. Im Barnim wurde der letzte Wolf im Jahre 1823 erlegt.

Goldene Kugeln sind das Wahrzeichen der Berliner Buttergeschäfte. Wohl mancher hat sich schon den Kopf zerbrochen, wie unsere Butterhändler gerade auf dieses Symbol kamen. Es ist nichts anderes als die Butter selbst, die in der Kugel dargestellt wird. In ganz Holland und am Rhein bestand seit alten Zeiten der Brauch, Butter in Kugeln auf den Markt zu bringen; zwischen grüne Kohlblätter geschlagen — die Kohlblatt-Butterbüchsen älterer Zeit erinnern daran — lag sie in den Ständen der Verkäuferinnen. Ob die Märker den Brauch der Butterkugel von alters her auch kannten, oder ob er erst von den holländischen Kolonisten unter dem Großen Kurfürsten und dem Soldatenkönig eingeführt ist, läßt sich nicht mehr feststellen, jedenfalls verkaufte man auch früher in der Mark die Butter in Kugelform. Einzelne der Berliner Butterkugeln sind sehr alt; so die am Hause Köllnischer Fischmarkt 2. Sie war schon im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts an diesem Platze angebracht. Von 1830 ab kam die Butterkugel als Ladenzeichen mehr und mehr in Gebrauch. Hier und da sieht man auch noch Kugeln mit einem Adler darauf; es ist das ein Zeichen, daß in den Geschäften „Horstbutter“ verkauft wurde. Sie galt den alten Berliner Hausfrauen als die beste und stammte aus dem Amte Königshorst, das der Soldatenkönig als Musterwirtschaft und Meiereischule im Rhinluch angelegt hatte. Im Amte Königshorst lernten die Töchter der märkischen Bauern die Milchwirtschaft. Nach Beendigung der Lehrzeit mußten sie ein regelrechtes Examen bestehen, und Friedrich Wilhelm kam selbst zur „Butterprobe“ auf das Amt. Der Lehrzeit seiner Hausfrau im Amt Königshorst hat manches märkische Bauerngut sein Aufblühen zu verdanken.

B. L.-A. 2. Mai 1912.

Fuchsjagd in Berlin. Man schreibt uns: Anknüpfend an die in diesem Heft abgedruckte Schilderung einer Wolfsjagd in der Mark möchte ich über eine Fuchsjagd inmitten unserer Hauptstadt berichten. Vor ungefähr vierzehn Jahren hatten wir Jungen beim Spielen im Humboldthain einen Fuchs aufgejagt, der sich, von uns verfolgt, auf die Steine des Humboldtdenkmals flüchtete. Mit Hilfe eines Parkwächters umstellten wir den armen Reineke, während einer von uns aus dem nahen Verwaltungsgebäude den Obergärtner holte, der mit einem wohlgezielten Schuß dem Leben des Tieres ein Ende machte. Wahrscheinlich war der Fuchs irgendwo der Gefangenschaft entlaufen, es ist aber auch nicht unmöglich, daß er auf einer nächtlichen Wanderung die Gleise der Stettiner oder Nordbahn entlang sich nach Berlin verirrt hatte. Die letztere Meinung vertrat auch der Parkwächter, der jetzt noch im Humboldthain Dienst tut und sich der Sache vielleicht noch erinnern kann.

B. L.-A. 12. April 1912.

Die Eibe in Deutschland. Man schreibt uns: In der Unterhaltungs-Beilage befand sich kürzlich ein Artikel: „Naturdenkmalpflege“, worin es heißt: „Die Eibe wächst als Naturbaum hier überhaupt nicht mehr“. Dies ist nicht richtig. Denn in Dermbach bei Solbad Salzungen gibt es einen Eibengarten, der von der weimarischen Regierung geschützt wird. Dieser Eibengarten, in den Vorder-Rhönbergen gelegen, befindet sich inmitten eines Buchenbestandes, auf eine Fläche von fünf Hektar verteilt. Es sind noch etwa 500 Eibenbäume, deren älteste von Sachverständigen auf über 1000 Jahre geschätzt werden. Die Bäume haben einen Durchmesser von 25 bis 65 Zentimeter und eine Höhe bis zu 15 Meter. Die gesamte Holzmasse wird auf etwa 220 Kubikmeter geschätzt. Der Boden ist magerer unterer Muschelkalk. Der Darmbacher Eibenwald dürfte nach Umfang, Alter und Beschaffenheit der größte und interessanteste in Deutschland sein.

B. L.-A. 16. April 1912.

Bücherschau.

Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Die Hofordnung von 1470 und die Verwaltung am Berliner Hofe zur Zeit Kurfürst Albrechts im historischen Zusammenhange behandelt von Gerhard Schapper. Leipzig, Verlag von Dunker und Humblot. 1912. 10,00 M. — Diese sehr sorgfältige Arbeit, sie umfaßt 333 Seiten, besteht aus fünf Kapiteln: Überlieferung, Datum und Quellenwerk der Hofordnung, der Hofstaat, die Hofwirtschaft, die Hof- und Landesfinanzverwaltung und die Rats- und Gerichtsverfassung. Der Kurfürst war ein vorzüglicher Ökonom, der auf übersichtliche und vorausschauende Finanzpolitik den größten Wert legte. Deshalb hatte er für seinen fünfzehnjährigen Sohn Johann, der in der Mark residierte, eine Verordnung verfaßt über die Einrichtung und Verwaltung des Berliner Hofes. Wir lernen eine Fülle von Details kennen und erhalten einen Einblick in die Zustände jener Zeit. Der Mittelpunkt der Hofhaltung war der Mühlenhof am Mühlendamm. Es muß aber aus Franken ein Mühlenschreiber namens Plohofer bezogen werden, weil in der Mark keine passende Persönlichkeit vorhanden war. Wir lernen die Aufgaben des Küchenmeisters, des Kammerschreibers und des Rentmeisters kennen und erfahren endlich im letzten Kapitel, welche Leute zum eigentlichen Regierungswesen gehörten, d. h. Räte waren. Damit kommen wir zu der Frage, ob es damals neben den gewöhnlichen Gerichten schon ein Kammergericht gegeben habe.

Zache.

Inhalt des XXI. Jahrganges 1912/13.

A. Aufsätze.	Seite
Arndt, E.: Zur Geschichte der Burg Reichwalde im Kreise Luckau	4
Fischer, E.: Eine Urkunde aus der kolonisations- Tätigkeit Friedrichs des Großen in der Zauche	54
Halbfass, Prof. Dr.: Die stehenden Gewässer der Provinz Brandenburg	113
Jülicher: Totenhymnen von deutschen Friedhöfen	131
Merbach, P. A.: Eine Schilderung Berlins aus dem Jahre 1830	65
Michaelis, G.: Berlin als Fremdenstadt vor 200 Jahren	49
Raschke, Th.: Die Bauernhochzeiten in der Provinz Branden- burg	10
Sommerfeldt, G.: Die Entstehung der Tapezierinnung zu Berlin	1
Voigt, Chr.: Wassersport der Hohenzollern in der Mark	34
" " Zur Geschichte des Havelberger Schiffbaues	106
Wienecke, Fr.: Briefe eines Berliners aus der Zeit des zweiten Schlesischen Krieges	87
Zache, E.: Geologische Beobachtungen und technische Bilder vom Bau des Großschiffahrtsweges Berlin—Stettin	17
B. Bücherbesprechungen.	
Eichberg, Fritz: Markgraf Otto mit dem Pfeil	174
Herzog, R.: Preußens Geschichte	159
Land: Blicke in das Volksleben der Uckermark	159
Mielke, R.: Auf dem Wege zum Kurhut	159
Nordhausen, R.: Unsere märkische Heimat	61
Schapper: Die Hofordnung von 1470	184
Thamm: Geschichte des Brandenburgisch-preußischen Staates	160
Wahnschaffe: Der Grunewald bei Berlin	160
C. Abbildungen.	
Kartenskizze des Großschiffahrtsweges	19
Oberkante der Eberswalder Terrasse	20
Überführung des Ragöser Fließes	21
Diskordante Sandschichten der Eberswalder Terrasse	22
Abhang der Eberswalder Terrasse mit Geschiebelehm	23
Kanalüberführung der Eisenbahn Eberswalde—Angermünde	26
Die Schleuse 2 bei Liepe	27
Der Pfahlrost der Schleuse 4 bei Liepe	28
Das Sicherheitstor neben der Kanalbrücke Eberswalde—Chorin	29
Lustjacht Friedrich Königs Friedrich I.	40

	Seite
Fregatte Royal Louise	44, 45
Raddampfer Alexandria	46
Schraubendampfjacht Alexandria	47
Matrosenstation zu Potsdam	47
Das Blutegelpalais	93

D. Register.

- Aeffke, Regierungsbaurat 166.
 Albrecht, Dr. G. 62.
 Allgemeines 110, 121, 152.
 Andreasnacht, die 60.
 Angelus, Chronist 31.
 Arndt, E., Friedenau 4.
 Arnheim, Dr. F. 125.
 Arnold von Lübeck 126.
 Auto-Talismane, Modernster Salon-
 Aberglauben 184.

 Bauernhäuser 124.
 Bauernhochzeit 10.
 Bauopfer 138.
 Beier, Zuchteber 144.
 Beleuchtungsmuseum 153.
 Berlin als Fremdenstadt 49.
 Berlin's kältester Tag 185.
 Berlin um 1830 65.
 Berlin, Ansichten des 17. Jahrh. 167.
 Berliner Kalender 176.
 Bieberstein, die Herren von 7.
 Bier, Bartholomäus 35.
 Bildliches 127, 156.
 Binnenfischerei, Institut für 178.
 Birke 111.
 Blumenthal, Stadtstelle 157.
 Blutegel-Palais 92, 127.
 Bötzw, Hermann 142.
 Brandenburg-preuß. Staat 160.
 Brautführer 11.
 Brendicke, Dr. G. 155.
 Buchholtz, Professor Rud. 92, 127, 169.
 Büßer-Schnee 63.
 Busch, Bürgermeister 182.
 Busse, Hermann 103.

 Carmen Sylva, Benennung 63.
 Cohen, Hermann 62.
 Colerus, Berliner Historiker 131, 149.

 Conwentz, Geh. Reg.-Rat 124.
 Crelinger, Madame 69.

 Dachformen, heimische 124.
 Deinhardt, Schriftsteller 65.
 Dennewitz-Gedenkhalle 175.
 Dorfgemeinden, dekorierte 57.
 Du, Er, Sie, Ihr in der Mark 141.

 Eberswalder Wanderfahrt 165.
 Eibe in Deutschland, Die 188.
 Eichberg, Fritz 174.
 Egisdorf, Kirche zu 110.
 Erlenholz-Behandlung 5.
 Exerzierhäuser, Berliner 142.

 Fischer, F., Lehrer 31, 54.
 Fischer, E., Kustos 146.
 Fischernadel, die große 140.
 Fischereiverein 124, 154.
 Foerster, August 122, 146.
 Freienthal, Kolonisation 54.
 Freihaus 142.
 Freimaurische Abzeichen 155.
 Friedel, Geh. Reg.-Rat 32, 33, 60, 63,
 145, 150, 152, 158.
 Friedrich d. Große, Kolonisation 54, 125.
 Friedrich d. Große und die Häuser
 seiner Zeit 155.
 Friedrich d. Große und die Potsdamer
 Schützengilde 162.
 Friedrich III., Kurfürst 37.
 Friedrich Wilhelm d. Große Kur-
 fürst 36.
 Friedrich Wilhelm I. u. d. Potsdamer
 Schützengilde 162.
 Friedrichshagen, Ausflug 178.
 Fuchsjagd in Berlin 187.

 Geinitz, Prof. Dr. 123.
 Geschichte der Mark Brandenburg,
 Verein für 125.

- Gewässer, die stehenden 113.
 Goldene Kugeln 187.
 Grimm, Gebrüder 96.
 Gröben, Otto Friedrich von der 125,
 167.
 Groß- u. Klein-Beeren 177.
 Groß Friedrichsburg, Fort 167.
 Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin 17,
 165.
 Grunewald der, bei Berlin 160.
Habicht, Marinezahlmeister 167.
 Hahn, Dr. Eduard 131.
 Halbfaß, Prof. Dr. 113.
 Havelland, Scherz und Spott im 170.
 Havelländischer Volksbrauch, ein 186.
 Heimat, unsere märkische 61.
 Herzog, Rudolf 159.
 Hindenburg, Dr. med. 178.
 Hirschfeld, Amtsgerichtsrat 166.
 Hochzeitsbitter 10.
 Hohenzollernfestspiel 152.
 Hufeisenzauber 94.
 Humor, märkischer 32.
 Impfzeichen 141.
 Joachim II. 34.
 Joachim Friedrich 35.
 Josaphat-Berufung 144.
 Jülicher, R. 131.
 Kachelofen, der Berliner 104, 122.
 Kaiserdenkmal bei Damelang 30.
 Kaputh, Schloß 111.
 Kerle, die langen 112.
 Kiehl, Stadtbaurat 145.
 Kiekebusch, Dr. 177.
 Klinkenberg, Archivar 127.
 Körner, Franz 145.
 Kommiss, Wortbildung 143.
 Kotzde, Wilhelm, Schriftsteller 170.
 Krabbo, Prof. 126.
 Kulturgeschichtliches 102, 124, 154.
 Kunstdenkmäler d. Prov. 154.
 Kurhut, auf dem Wege zum 159.
 Kurfürstenskeller 94.
 Land, E. W. 159.
 Landeskunde d. Prov. Brbg. 154.
 Langhans, Baumeister 128.
 Langshaus, Paul 15.
 Lemke, Elisabeth 140.
 Lied, märkisches 140.
 Luckau Besitz 9.
 Luckauer Kreiskalender 176.
 Ludwig der Ältere 6.
 Lustfahrzeuge, Königliche 155.
 Mäher, die wunderbaren 31.
 Märkische Spinnstuben 185.
 Menschengeschlecht, Einheitlichkeit
 des 95.
 Merbach, P. A. 65, 156.
 Messinger, Franz 122.
 Michaëlis, Siegfried 49.
 Michaelson, Fräulein Dr. 124.
 Mielke, Robert, Schriftsteller 159.
 Moabiter Berg 143.
 Monke, Rektor Otto 103, 111.
 Namenkunde, geographische 15.
 Naturgeschichte und Technik 102, 153.
 Neukölln, Wanderfahrt 125, 145.
 Netto, Friedrich Dr. med. 161.
 Niederlausitzer Mitteilungen 124.
 Noël, Major z. D. 128.
 Nordhausen, Richard 61.
 Offermann, Paul, Kaufmann 122.
 Otto, Markgraf mit dem Pfeil 174.
 Osborn, Dr. Max 155.
 Parisius, Pfarrer 178.
 Passerin, Bürger zu Luckau 9.
 Passow, Pastor 127.
 Patriotische Gaben 1813 172.
 Patrizierhaus, Berliner 124.
 Persönliches 101, 121, 153.
 Pflugsche Villa in Moabit 58.
 Pichelswerder, Festspiel 152.
 Plagesee, Naturschutzrevier 124.
 Pniower, Prof. Dr. 142, 153, 167.
 Potsdam, Wanderfahrt 161.
 Preußens Geschichte 159.
 Quadriga auf dem Brandenburger Tor
 128.

- Raschke, Theodor 10.
 Reichwalde, Burg 4.
 Rheinsberg, Ausflug 180.
 Richtbeil oder Fallbeil 144.
 Roland zu Reichwalde 5.
 Rosengarten, der vorgesch. Begräbnisplatz 103.
 Rosmarin 12.
- Sachs, Fräulein Adelheid 151.
 Sandsteinadler 63.
 Scharnhorst, General-Lt. 173.
 Scharnweber, Robert, Lehrer 15, 155.
 Schiemenz, Prof. Dr. 178.
 Schiffahrtswehrschau-Stationen 95.
 Schiffbau, Havelberger 106.
 Schifferstechen 34.
 Schlesischer Krieg, Briefe 87.
 Schmied, der, von Jüterbog 31.
 Schmidt, Bernhard 141.
 Schmidt, Rudolf, Redakteur 138.
 Schulenburg, W. von 31.
 Schuster, Archivrat 138.
 Schwers, Alexis 52, 139.
 Seefischereiverein 124.
 Seydlitz oder Seidlitz 64.
 Solger, Prof. Dr. F. 122.
 Sommerfeld, Dr. G. 1.
 Spandauer Erinnerung 52.
 Spinnstuben, Märkische 185.
 Sprechscherz, plattdeutscher 96.
 Staatssteuer-Betrag 64.
 Stadthaus, das Berliner 97.
 Steinkohlengas, die Weltherrschaft des 122.
- Storkower Forst, der 60.
 Strel, Herren von 6.
 Sühnekreuz, das 14.
 Sumpfschildkröte 123.
- Tapeziererinnung, die Entstehung 1.
 Thamm, Melchior 160.
 Tiere, fossile 94.
 Totenhymnen 131.
 Touristenklub der Prov. Brdgbg. 124.
 Tschsch, Bürgermeister 139.
 Tschirch, Prof. Dr. 103.
- Uckermark, Blicke 159.
 Uhles, Geh. Justizrat 167, 178.
 Usener, F. H. 172.
- Versammlungen 97, 101, 121, 125, 150, 152, 161, 165, 167, 177, 178, 180.
 Voigt, Chr., Admiralstabssekretär 34, 105, 155, 167.
 Volksbrauch, ein havelländischer 186.
 Vorwendisches 63.
- Waase, Stadtschulrektor 180.
 Wahnschaffe, Geh. Bergrat 160.
 Wassersport der Hohenzollern 34.
 Wenzel, König 9.
 Wienecke, Friedr. 87.
 Wohlthaten, die letzten märkischen 186.
- Zache, Prof. Dr. 17.
 Zauberbibel, märkische 139.
 Zauber der weißen Rose 163.
 Zillich, Baurat 166.
 Zimmermann, Pastor 175.

Druckfehlerberichtigung.

- S. 103 Zeile 20 von unten: Klein Schönebeck
 " " " 12 " " auch statt nicht
 " 122 " 2 " " Gericke
 " 142 " 11 von oben heute No. 9.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

die
mburg



Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003303

